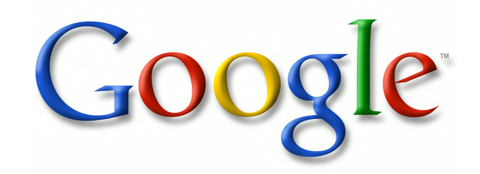
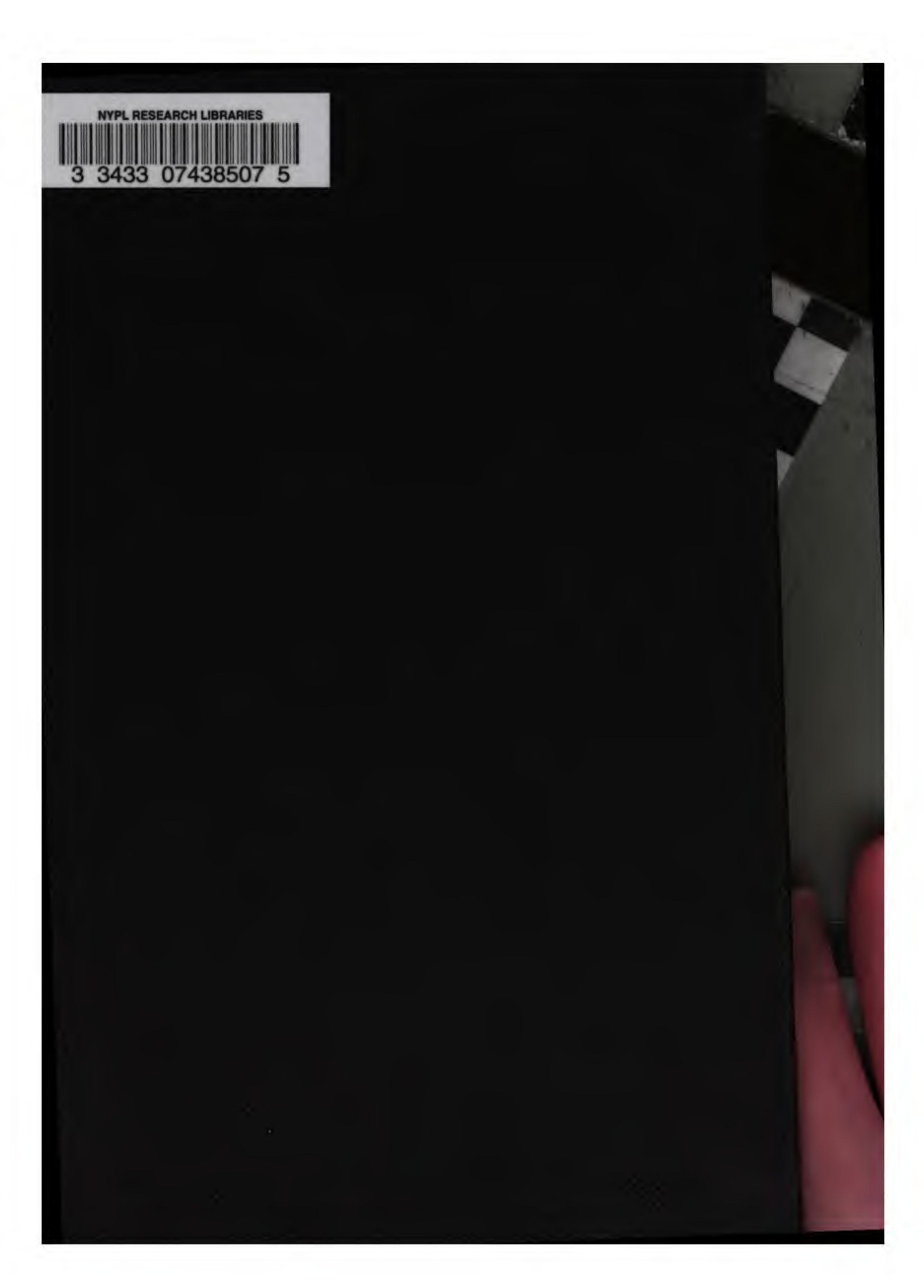
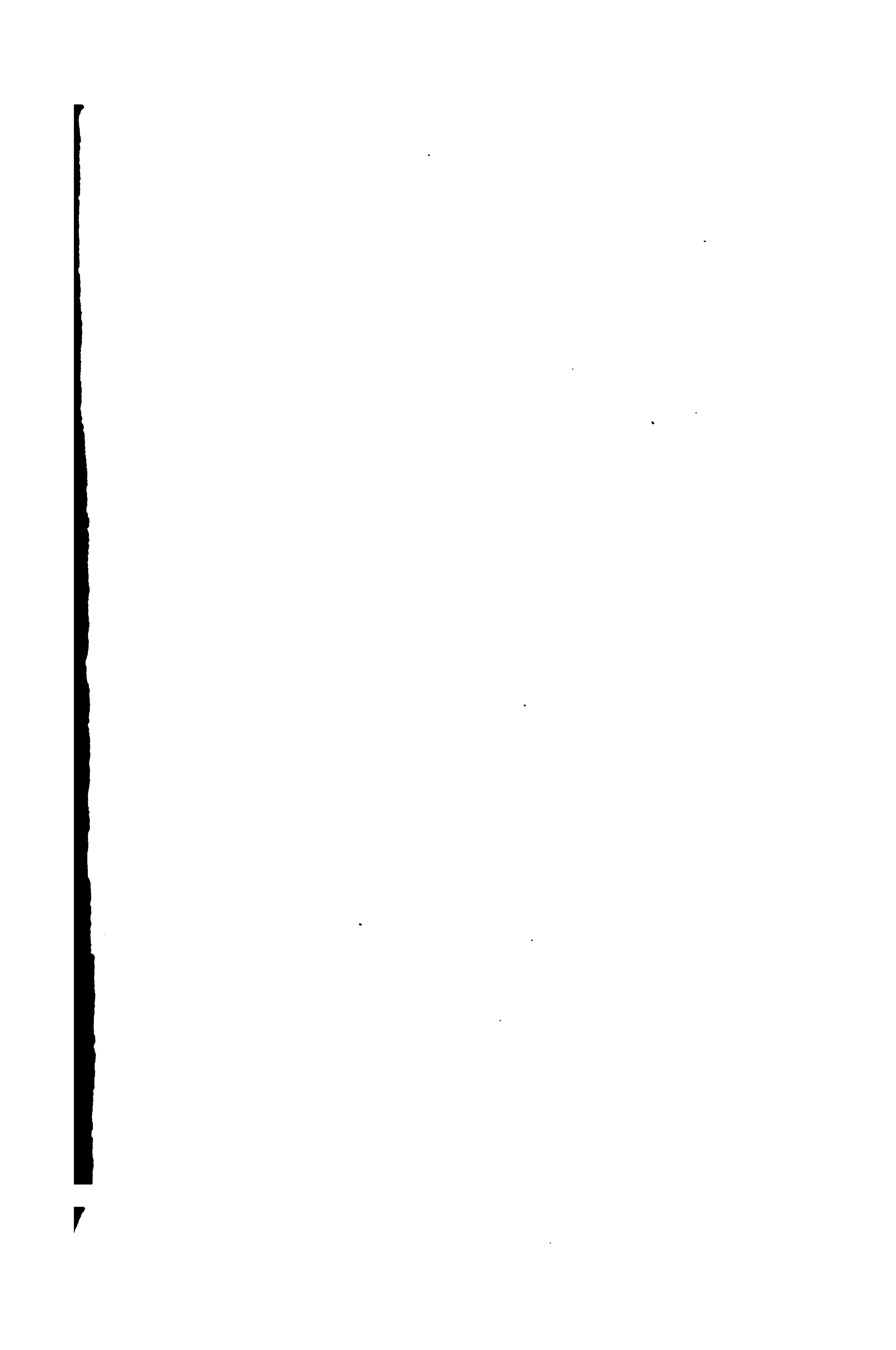
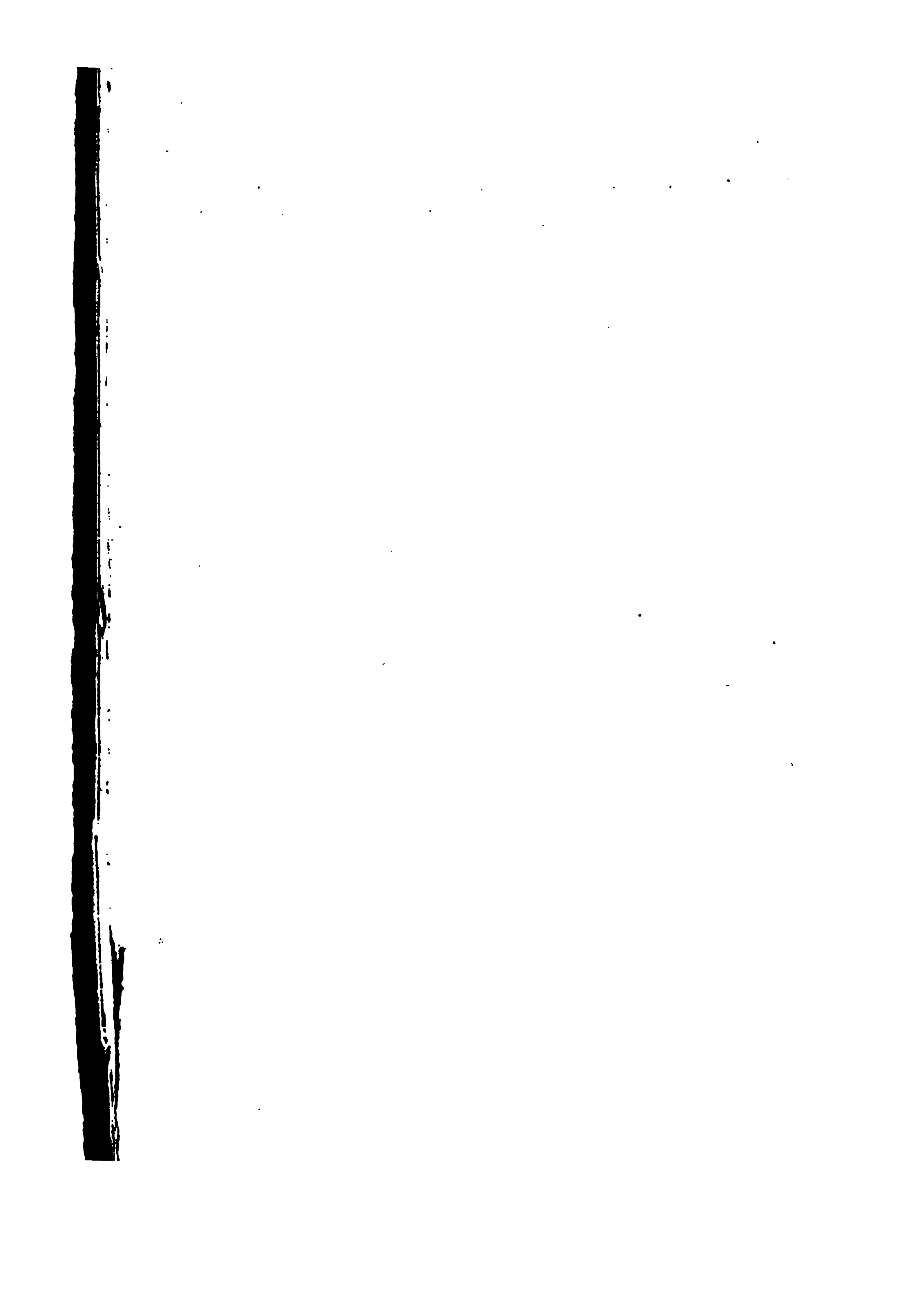










Das

Leben der Sprache

und ihre Weltstellun

Von

Dr. Rudolf Kleinpaul.

ERSTER BAND:

Sprache ohne Worte.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich.
1893.

Sprache ohne Worte.

Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache.

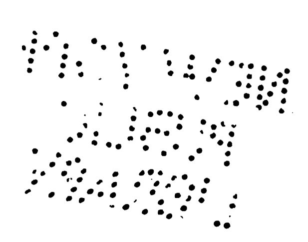
Von

Dr. Rudolf Kleinpaul.



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.



Allem, was Sprache hat,

gewidmet.

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wusste, dass ich dachte,
Gabest du mich selber mir;
Liessest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Rätsel deuten,
Und mich spielen selbst mit dir.

Friedrich Rückert. An die Sprache.





Vorwort.

Die drei linguistischen Bücher: „Sprache ohne Worte", „Stromgebiet der Sprache" und „Rätsel der Sprache", die ich im Laufe von vier Jahren nacheinander herausgegeben habe, lege ich hiermit unter Einem Titel vor, wie es von vornherein in Aussicht genommen worden war. Sie bilden ein geschlossenes System der Sprachwissenschaft, sofern man darunter die Lehre vom Leben und Weben der Sprache selbst, keine Spezialuntersuchungen, versteht. Das erste beschäftigt sich mit der Sprache im denkbar allgemeinsten Sinne, sogar mit einer ohne Absicht der Mitteilung und ohne Gedankenaustausch — das zweite mit der Laut- und Wortsprache, deren Entwickelungsgeschichte in grossen Umrissen — das dritte mit dem Sprachbewusstsein der Menschheit, der Wortdeutung oder Etymologie, wie sich das fertige Werkzeug des Gedankens im Kopfe der Gelehrten und Ungelehrten spiegelt. Ungesucht hat sich mir in Bezug auf die Sprachphilosophie eine ähnliche Dreiteilung ergeben, wie sie Hegel mit dem System der abstrakten Philosophie vorgenommen hat, indem er dasselbe in drei grosse Gedankenkreise: die Wissenschaft der Idee an sich, die Naturphilosophie und die Philosophie des Geistes gliederte. Wie dort das unbestimmte Sein, spitzt sich hier im dialektischen Prozess die Sprache zu drei Haupterscheinungen: der Gebärdensprache, der Schrift und der Lautsprache zu, welche letztere sofort die Führerschaft übernimmt und, nachdem sie durch mehrere Stufen der Existenz hindurchgegangen ist, endlich im grammatischen Satze, im ersten vernünftigen Worte gipfelt; und wie sich dort die Idee aus ihrer Entfremdung

in der Natur wiederzusammenfasst und als Geist zu sich kommt, so kommt hier gleichsam die Sprache zu sich, erblickt sie in dem denkenden Geiste, der sich ihrer bediente, ihren Wiederschein, beginnt ihre Selbsterkenntnis, die, weil sie so spät eintritt und inzwischen Laute und Begriffe ihre eigenen Wege gegangen sind, so sehr erschwert wird. Sie steht vor lauter Rätseln, derselbe Mensch, der die Sprache hervorgebracht hat, weiss nicht mehr was er spricht; er ist auf einmal im Besitz eines wundervollen Werkzeugs und begreift nicht, wo er dasselbe her hat. Die Antwort auf diese Frage erteilt die Sprachwissenschaft, zu der sich das sprechende Volk erhebt, die am Ende des zweiten Teiles das Problem vom „Ursprung der Sprache" aufwirft, im dritten ihre eigenen Gesetze und Grundregeln untersucht.

Möge das ganze Werk, das den ernsten und den ersten modernen Versuch darstellt, die Sprache als solche wissenschaftlich zu begreifen, allgemeine Gesichtspunkte für die Sprachforschung anzugeben und ihre Gebiete abzustecken, den Erfolg haben, den die Verlagshandlung wünscht und der Gegenstand verdient, und den Fachgelehrten nicht wertlos, den Laien nicht unnütz, niemand langweilig sein.

Leipzig 1893.

Rudolf Kleinpaul.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Buch.

Ohne Absicht der Mitteilung und ohne Gedankenaustausch.

Zweites Buch.

Mit Absicht der Mitteilung, aber ohne Gedankenaustausch.

Drittes Buch.

Mit Absicht der Mitteilung und mit Gedankenaustausch.

Erstes Buch.

Ohne Absicht der Mitteilung und ohne Gedankenaustausch.

Erstes Kapitel.

Die Sprache im allgemeinsten Sinne.

I. Die Weltsprache. Einleitung.

Die Idee einer Universalsprache — Versuche diese Idee zu verwirklichen — inwieweit die einzelnen Sprachen dem Ideal einer Weltsprache nahegekommen sind — das Volapük, seine Absurdität und Hoffnungslosigkeit — die Kraft eines Individuums wird mit der Kraft eines Volkes verwechselt — eine Sprache kann überhaupt nicht erfunden werden — das Volapük selbst ein Beispiel fur diese Unmöglichkeit — es ist ein Jargon, wie die *Lingua Franca* oder wie das *Pigeon English* — wir sehen uns nach einer andern Art Weltsprache um — nach einer Sprache, die diesen Namen verdient — wie uns dieselbe aufgegangen ist: persönliche Erinnerungen — die sprechende Nachtigall aus Tausendundeine Nacht — die Sprache, welche sie kann, ist nicht die einzige, es gibt auch eine Sprache ohne Worte — die ganze Welt ist Sprache — die Himmel erzählen die Ehre Gottes, die Ruinen predigen laut, Falstaff hat eine ganze Schule von Zungen in seinem Bauch — die Welt, wie sie uns erscheint, redet von einer höheren Welt, die hinter der Welterscheinung steht — dies die erste und älteste, von den Menschen selber vor jeder andern gesprochene Sprache.

Seitdem der Philosoph Leibniz die Idee einer Universalsprache in Europa aufgebracht hat, sind die Projekte nicht wieder alle geworden, eine internationale Weltsprache zu begründen, wie eine Weltpost, eine Weltzeit und eine internationale Weltschrift in den Ziffern und im Morseschen Telegraphenalphabet besteht. Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen; Gelehrte, Bischöfe, Taubstummenlehrer, Diplomaten haben Vorschläge gemacht, wie dieses grosse Desideratum der Völker, dieses notwendige Verständigungs-

mittel am besten zu erreichen sei — da ist das *Nal Bino*, da ist die *Pasilingua*, da ist das *Volapük*. Johann Martin Schleyer, weiland Pfarrer in Lizzelstetten bei Konstanz, also ein katholischer Geistlicher, hat aus reiner Liebe zur vielgeplagten Menschheit das Evangelium eines neuen Idioms verkündet und macht dafür, namentlich in den Schichten der Kaufleute. Propaganda; das Evangelium heisst *Volapük*, das heisst wörtlich *Weltsprache* (*Vola*, Genitiv von *Vol*, Welt; *Pük*, Sprache). Weltsprache! Das ist leicht gesagt; denkt man aber ein wenig darüber nach, so merkt man, welche unverschämte Arroganz in diesem Titel liegt. Der Hochehrwürdige, der eine *Weltsprache* konstruiert, kommt mir gerade so vor, wie ein Schulamtskandidat, der ein Programm verfasst hat und behaupten wollte: Meine Schriften haben Weltruf! — oder wie ein Materialwarenhändler, der sich in Krähwinkel am Markte etabliert hat und an seinen Laden schreibt: Dieses Haus ist ein Welthaus! — Man kennt in Leipzig die Kaffeeschenken und die Gosenkneipen, die ihre Inhaber in den Zeitungen bombastisch als *Weltcafés* und als *Weltrestaurants* ausschreien. So wohlfeilen Humbug treiben Herr Pfarrer Schleyer und Konsorten. Ehe man eine Weltsprache anzeigt, sollte man doch warten, bis man eine hätte. Eine Weltsprache möchte es einmal gegeben haben — vor dem Turmbau zu Babel, als noch alle Welt einerlei Zunge und Sprache hatte; aus jener Zeit stammt, wie verlautet, das Wort Sack, die Bezeichnung des Rucksackes, den die Menschen alle mit auf die Reise nahmen, als sie der Herr von dannen in die Länder zerstreuete; nebst noch einigen anderen, nicht minder trefflichen antibabylonischen Weltworten. Seitdem hat man von einer Sprache, deren alle Nationen der Erde mächtig gewesen wären, nichts wieder vernommen; selbst die relativ verbreitetsten Sprachen des Erdkreises: das Chinesische, das Englische und das Hindi, die Sprache des indobritischen Reichs, bleiben doch noch soweit hinter dem Begriff einer Universalsprache zurück, dass sie mit einer solchen

kaum verglichen werden können. Wenn von einer oder der anderen ein oder das andere Wort als Fremdwort in die meisten andern Sprachen übergegangen und wie *Sack* ein Weltwort geworden ist — wenn einzelne Worte wie *Palast* und *Magazin, Sklave* und *Kuli, Kaffee* und *Bier* durch die Welt gehn — so ist das schon viel. Davon, dass eine ganze Sprache durch die Welt ginge, kann vorläufig keine Rede sein; die Welt ist gross. Die menschliche Bevölkerung der gesamten Erde beträgt nach den neuesten Zusammenstellungen 1434 Millionen. Nun, das Chinesische wird etwa von einem Viertel dieser Summe, das heisst ungefähr von 350 Millionen, das Englische und das Hindi je von 100 Millionen gesprochen; während auf das Deutsche beiläufig 76, auf das Russische 62, das Spanische 55, das Französische 45, das Italienische 35, das Portugiesische 21 und das Arabische 20 Millionen entfallen mögen. Einzelne dieser Sprachen sind allerdings auch ausserhalb ihrer eigentlichen Gebiete als Umgangssprachen gäng und gäbe, wie zum Beispiel das Französische in den Salons von Konstantinopel oder Beirut so gut wie in denen der Republik Haïti widerklingt, das Chinesische in Japan, Korea und Anam vielfach gesprochen wird, das Arabische von Vorderasien bis zur europäischen Türkei hinauf und von Nordafrika bis in das Herz von Afrika hinabreicht. Teilen wir die Menschheit nicht nach Nationen, sondern nach Klassen und Ständen ein, so ist und bleibt das Latein die Lieblingssprache der europäischen Gelehrten, Französisch die der Diplomaten und der Höfe, Englisch die der Seeleute und Ingenieure. Man kann solche Sprachen mit Flüssen vergleichen, die übertreten und die angrenzenden Wiesen überschwemmen. Hat sich aber auch die bekannteste Umgangssprache jemals zu dem emporgeschwungen, was man unter einer Weltsprache verstehen müsste? — Höchstens in dem Sinne, in welchem sich die höhere Gesellschaft als *grosse Welt* bezeichnet — welch ein verschwindend kleiner Bruchteil ist sie doch davon! — Also mächtigen Völkern ist es mit ihrem tausend-

jährigen Einfluss nicht gelungen, ihrer Sprache nur auf der halben Erde Geltung zu verschaffen, unendlich viel fehlt daran; und ein Pfarrerchen aus Lizzelstetten bei Konstanz hat auf einmal über Nacht ein *Pük* erdacht, wie ich sage, in einer schlaflosen Nacht aus der Soutane geschüttelt, das in der ganzen *Vol* gesprochen wird? Das nennt man Genie! — Im Gegenteil, das nennt man masslose Reklame.

Der bescheidene Mann! Er hätte seine herrliche Erfindung etwa die *neue* oder die *einfache* oder die *natürliche* oder die *gute* oder meinetwegen wie das Sanskrit die *vollkommene Sprache* nennen können; er nennt sie nur das, was er hofft, dass sie einst werden möchte: *Sprache der ganzen Welt.* Sie ist es zwar noch nicht, sie wird zunächst nur von Johann Martin Schleyer und einigen bornierten Anhängern gesprochen; aber sie ist wie das Senfkorn; und je eher man sie so betitelt, wird sie's werden. *Volapük eignet sich* dazu, von allen Menschen der Erde erlernt, gesprochen und verstanden zu werden; *Volapük* ist *Volapük in spe.* Ei, ei, das wäre doch immer etwas, eine Sprache, die Hoffnung hat. Leider ist es viel gewisser, dass noch vor Ablauf unseres Jahrhunderts niemand mehr von *Volapük* spricht, als dass jedermann es spricht: Herr Pfarrer Schleyer hofft wohl, seine Sache selber ist völlig hoffnungslos. Weshalb? Weil eine Sprache überhaupt nicht von einem einzelnen Menschen erfunden werden kann — wenn Herr Schleyer, der angeblich 55 Sprachen beherrscht, beim Studium derselben noch nicht einmal das gemerkt hat, so ist er wahrlich kein Philosoph. Zwischen Volk und Individuum und zwischen der Kraft eines Volkes und der Kraft eines Individuums ist ein spezifischer Unterschied, weil durch das Zusammenleben von Millionen Menschen und das Aufeinanderfolgen zahlloser Generationen nicht etwa bloss ein vielfaches Individuum, sondern ein ganz anderes Wesen höherer Ordnung und Art entsteht, das seine eignen Naturgesetze und Lebensbedingungen hat und das eben Volk genannt wird. Es gibt Dinge, die der Einzelne machen, durch die er sich in

seinem Volke auszeichnen und dem Vaterlande nützlich erweisen kann; es gibt aber auch Dinge, die der Einzelne überhaupt nicht machen kann, weil eben ein Volk dazu gehört. Kann ein Einzelner Krieg führen? Kann ein Einzelner einen Staat entwickeln? Kann ein Einzelner eine Kultur, eine Civilisation aufweisen? Und — — kann ein Einzelner eine Sprache erfinden? — Der Ausdruck ist überhaupt so albern, dass er allein die absolute Unfähigkeit, in sprachlichen Dingen mitzureden, darthut. Eine Sprache wird nicht erfunden wie eine Dampfmaschine, sondern sie ist unbewusst mit der Kultur und Religion entstanden; sie stellt gleichsam ein Netz von Brückchen dar, welche die Menschen der Urzeit über das Wasser zu einander schlugen, um untereinander verkehren und sich gegenseitig ihre Gedanken mitteilen zu können. Zu allem Sprechen sind mindestens zwei Menschen erforderlich, von denen der eine spricht, der andere innerlich nachspricht, d. h. hört, denn niemals spricht ein einziger Mensch allein; und zu dieser Verständigung werden Ausdrücke gewählt, die nicht etwa der Pfarrer Schleyer im Studierzimmer ausgeklügelt hat, sondern die den Sprechenden selbst eine Art von Intuition im Augenblicke eingibt. So sprach zunächst ein Paar, indem vielleicht nicht mehr als ein einziger Satz herausgebracht ward — denn auch dies ist eine Thatsache, ausschlaggebend bei der Beurteilung unseres Falles: dass niemals in einzelnen Worten, sondern (wenigstens dem Sinne nach) immer nur in Sätzen gesprochen wird, daher Wörterbücher und Grammatiken einer Sprache nicht vorausgehn, sondern erst dann kommen, wenn die Sprache bereits vollendet ist. Zu dem ersten sprechenden Paare gesellten sich andere, und indem die gleichsam an tausend Tischchen geführte Unterhaltung wechselweise gehört und nachgeahmt und die Fähigkeit dazu nicht bloss auf die Nachbarn übertragen, sondern auch von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und weitergegeben ward, entwickelte sich die Sprache, die von einem Volke gesprochen wird, die nun wie eine At-

mosphäre über dem Lande liegt und von der jedes Individuum sein Teilchen abbekommt — das Sprachvermögen abbekommt, denn die Sprache ruht zunächst nur potentiell im menschlichen Gehirne und wird erst bei besonderer Veranlassung aktuell. Keine von den tausend und aber tausend Sprachen der Erde ist anders entstanden, keine von einem einzelnen Weisen erfunden und vorgeschlagen worden — erfunden wird die Sprache von einem höheren Genius, der so hoch über dem einzelnen Menschengeiste steht, wie die Himmelslichter über einem irdischen Lämpchen stehn — erfunden, nicht erfunden, sondern nach und nach, auf Millionen Male und in übermenschlichen Zeiträumen erzeugt und ausgeboren — nicht geboren wie ein Kind, sondern nur wie eine Fähigkeit im Volksgeiste aufgespeichert und bei Gelegenheit geübt.

Will man etwa hiergegen die schon von uns selbst berührte Thatsache geltend machen, dass doch ein Morse ein Alphabet erfunden und damit scheinbar eine Art Weltschrift gegeben hat, sintemal es im telegraphischen Weltverkehr gebraucht wird — so antworten wir: das Morsesche Alphabet wird ausschliesslich im Telegraphenbureau gebraucht. Trotz der Einfachheit des nur aus Strichen und Punkten und aus Kombinationen dieser zwei elementaren Zeichen bestehenden Systems hat sich noch keine Nation entschliessen können, ihr vielleicht höchst unpraktisches Alphabet mit dem Morseschen zu vertauschen. Beim Telegraphen ist es anders; hier kann man des Morseschen Alphabets nicht entraten, weil die Technik des Morseschen Schreibtelegraphen für vereinbarte Schrift daran gebunden ist. Was die Arabischen Ziffern, die angeblich ein Inder erfunden hat, oder die internationale Schiffstelegraphie anbelangt, so sind das viel zu spezielle Zeichen, um Schlüsse daraus zu ziehn. Im grossen und ganzen ist es mit der Schrift wie mit der Sprache — sie wird nicht erfunden und der Pasigraphie fehlt es wie der Pasilalie an nichts Anderem als am *Pasi* (πᾶσι, d. i. *für Alle*).

Aber werden wir denn nicht praktisch widerlegt? Eine Sprache soll nicht erfunden werden können, und das Volapük ist doch da! Herr Schleyer hat doch eben das Volapük erfunden! — Herr Schleyer hat nichts erfunden. Was er gekonnt hat? Das Englische verhunzen und die Grammatik anborgen. Ein ekelhaftes Gemisch verdorbenen Sprachgutes ist sein Werk, schlechter als das roheste Geplapper weltferner Barbaren. Es gibt Unsprachen, welche sich in Grenzländern, namentlich aber abseits vom Vaterland im Verkehr unvereinbarer Volksstämme gebildet haben, und die, ruchlos und heimatlos, Abfälle aus dem Wortschatze jedes einzelnen Stammes enthalten. Sie gleichen dem verbrecherischen Gesindel, das sie in den Matrosenschenken und in den berüchtigten Strassen der Hafenstädte spricht. Solche Jargons sind die *Lingua Franca* an den Küsten des Mittelmeeres, welche in der Levante als Verkehrsmittel zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Europäern dient, ein verdorbenes Italienisch, das mit französischen, arabischen, neugriechischen, türkischen Worten und Wortformen untermischt ist — das *Chinook*, die chinesisch-indianisch-englische Mischsprache der Pelzhändler an der Küste von Oregon in Nordamerika — das sogenannte *Pigeon English*, ein mit chinesischen Wörtern und Redensarten versetztes Englisch, dessen sich die Engländer und Amerikaner in China im Verkehr mit den Eingeborenen bedienen — die sogenannten *Creolendialekte* im tropischen Amerika, welche aus dem Spanischen, Französischen und Englischen entstanden sind und die auch die Neger sprechen — das *Gitano*, die Sprache der spanischen Zigeuner, das *Judendeutsch*, das *Rotwelsch* u. s. w. Diese hässlichen, unreinen Gebilde des Abschaums der Menschheit, deren Keime sich schon im Munde ungebildeter Touristen beobachten lassen und die gelegentlich als Diebs- und Gaunersprachen umgehn, hat sich Herr Pfarrer Schleyer zum Muster genommen. Seinem Wortschatze liegt das Englische zum Grunde, das er phonetisch schreibt und zurichtet wie

ein Wilder. Aus *world* macht er, wie wir gesehen haben: *vol,* aus *speak: pük,* aus *father: fat,* aus *moon: mun,* aus *meet: mit,* aus *great: glet.* Dieses Stammkapital vermehrt er durch Wörter, die den verschiedensten andern Sprachen entnommen sind und die er abermals flottweg beschneidet und abändert, wenn sie ihm nicht klingen. Zum Beispiel *klon,* Krone, und *vun,* Wunde, sind deutsch, aus dem Lateinischen entlehnt er das Wort für Haus *(dom)* und in der Form von *pos* die Präposition *post.* aus dem Spanischen die Präposition *segun,* das lateinische *secundum,* aus dem Russischen die Fragepartikel *li* (ли) und die Konjunktion *ibo,* denn (ибо). Mit den Romanen sagt er Ja (*si*) und Nein (*no*). Den Artikel wirft er über Bord, wie die slawischen Sprachen keinen haben; beim Genus gefällt es ihm wieder, die englische, offenbar höchst umständliche und unschöne Methode zu befolgen und das Femininum durch Vorsetzung der Silbe *ji* = engl. *she* vor das Masculinum zu bilden; aus *man,* Mann, macht er *ji-man,* die Frau, wie der Engländer *she-wolf,* die Wölfin, gleichsam der Sie-wolf, *she-bear,* die Bärin, sagt. Doch heisst bei Schleyer das weibliche *sie* gar nicht *ji,* sondern *of.*

Die Grammatik ist nicht origineller. Der moderne Mezzofanti hat den Plan der vorhandenen Sprachen adoptiert; er tischt die alten Redeteile, die alten Kasus und Numeri, die alten Tempora und Modi und die Genera Verbi auf; gerade hier tritt die Impotenz des Mannes, der eine neue Sprache schaffen will, recht deutlich hervor. Seine ganze Schöpferkraft reduziert sich auf eine willkürliche Auswahl unter Formen, die vor ihm geschaffen worden sind. Man thut dem Volapük eine unverdiente Ehre an, wenn man es unter die Agglutinierenden Sprachen rechnet, zu denen zum Beispiel das Türkische gehört. Es kennt keine Flexion im engeren Sinne; die Deklination wird durch angefügte Kasusendungen, die Konjugation durch angefügte Personalendungen, sowie durch Präfixe bewirkt, die Laute der Wurzel aber bleiben dabei unve[illegible]

ändert. So kann zum Beispiel von *fat*, Vater, ein Genitiv (*fat-a*), ein Plural (*fat-s*) und ein Genitiv Pluralis (*fat-a-s*); oder von *löf*, lieben, eine erste Person Singularis im Präsens (*löf-ob*), eine dito im Imperfektum (*ä-löf-ob*), im Futurum (*o-löf-ob*) und im Futurum Passivi (*p-o-löf-ob*) gebildet werden u. s. w. Willkür, regel- und schrankenlose Willkür charakterisiert dieses armselige Machwerk, das den Anspruch erhebt, für den Instinkt der Menschheit massgebend zu sein; wie ein Sperling nascht Herr Schleyer bald von diesem Kirschbaum, bald von jenem; wie ein Kind wirft er die Bausteine der menschlichen Sprachen durcheinander, dass es eine Art hat. Das *s*, womit die Engländer den Plural bilden, steht ihm an: *men* heisst „Mensch“, *mens* „die Menschen“; das französische *on dit* scheint ihm nicht ungeeignet, er verwandelt es in *pük-on;* die dritte Person Singularis dagegen fabriziert er mit Hilfe von *om*, welches doch wohl mit dem französischen *homme*, demnach mit dem französischen *on* identisch ist. Oder geruhte er etwa das *m*, womit die Indogermanen die erste Person Singularis bezeichneten, das *m* des lateinischen *sum* und des griechischen *δίδωμι* zu adoptieren, es aber aus Scherz vom ersten Platz auf den dritten Platz zu setzen? Warum nicht, da er umgekehrt das türkische *ol* vom dritten Platz auf den zweiten Platz gesetzt und *du* daraus gemacht hat. Ja, Herr Schleyer hat sich tüchtig umgesehn. Übrigens, um ihm nicht unrecht zu thun: auch Steiners Pasilingua ist nur eine Mischsprache germanisch-romanischer Sprachelemente auf der Basis des doch so schon genug gemischten Englischen; auch seine Grammatik, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur eine eklektische. Ei, die grossen, die genialen Erfinder! Die sich über die alten bekannten Sprachen hermachen, sie verballhornen und wie eine Latwerge untereinanderrühren und nun sagen: *Εὑρήκαμεν!* Wir haben eine Weltsprache erfunden! — Ha! Es liesse sich wohl denken, was wir schon angedeutet haben: dass im Weltverkehr der Völker einzelne Fremdwörter und gewisse Redensarten von selbst, wie reife

Äpfel von einem Baum abfielen und dass dieser natürlichen Weltworte nach und nach so viel würden, um mit ihnen durch die Welt zu kommen — dass sich für die Ufer des Weltmeeres spontan das bildete, was die *Lingua franca* für die Mittelmeerküsten oder das Neger-Englisch für Westindien ist; der Anfang ist schon gemacht. Aber man muss dem Genius der Menschheit nicht ins Handwerk pfuschen; ihm die Wege vorschreiben, die er gehen soll — die Gedanken eingeben, die er in Zukunft haben soll — die Worte diktieren, die er einst sprechen soll — ist eitel und lächerlich. Er wird schon selber sprechen und die rechten Worte finden, wenn's Zeit ist; bis dahin wollen wir lieber das echte Englisch lernen und es nebenbei einmal mit *Weltdeutsch* versuchen. Vale, vale, vale, Volapük! Das Jahrhundert ist für die Weltsprache nicht reif.

Tiefere Gedanken, höhere Pläne mochten des grossen Leibniz Geist durchkreuzen, als er seine *Historia et commendatio linguae characteristicae universalis* schrieb; obwohl es nicht das erstemal gewesen wäre, dass ein bedeutender Philosoph für die Sprache und ihr Leben nicht den richtigen Sinn gehabt hätte, man denke an Plato. Aber wir wollen *Genio Leibnitii* nicht misstrauen: auf den einsamen Höhen der Weltweisheit thut man Blicke in eine andere *Lingua universalis*, als wie sie von menschlichen Lippen jemals tönen dürfte. Ich weiss eine Weltsprache — ich will keinem Schleyer und keinem Steiner Konkurrenz machen, Gott bewahre mich davor — etwas himmelweit Verschiedenes meine ich. Die Weltsprache ist kein Ideal, das erst in ferner Zukunft verwirklicht werden könnte — sie wird bereits gesprochen und es vernimmt sie, wer Ohren hat zu hören. Ein Wunder, eine göttliche Gnade ist das — wie Siegfried plötzlich den Gesang der Waldvögel verstand, da das Blut Fafnirs seine Lippen netzte — wie dem griechischen Seher Melampus ein Schlangenpaar die Ohren

ausleckte, dass er die Sprache der Tiere deuten und weissagen konnte — also muss ein Gott den Sterblichen das Gehör aufschliessen, wenn sie vernehmen sollen, was die Weltesche Yggdrasill rauscht und flüstert. Meint der gütige Leser, dass ich phantasiere? — So will ich ihm ein Stückchen aus meinem eignen Leben erzählen; aber ich muss weit ausholen.

Es sind ungefähr zehn Jahre her, dass ich in Rom an dem sogenannten Malariafieber schwer erkrankte und nach meiner Wiederherstellung von den Ärzten nach Florenz geschickt ward, um die Luft zu wechseln. Ich kannte die herrliche toskanische Metropole längst; während ich aber früher in der inneren Stadt gewohnt hatte, bezog ich diesmal eine Vorstadtvilla in dem schönen neuen Quartier vor der Porta San Gallo nach Fiesole zu, auf der Via Antonio Giacomini. Es war Frühling und wundervolles Wetter, gerade der Monat, wo das lachende Florenz am meisten lacht: April — wirklich schien mich alles anzulachen, Natur, Himmel und Jahreszeit; und ich gab mich mit Behagen der weichen, träumerischen, heiter-ernsten Stimmung hin, wie sie Rekonvalescenten eigen ist. Und siehe, gleich am ersten Tage, während ich ohne bestimmte Beschäftigung am offenen Fenster sass, geschah etwas, dieser Stimmung Nahrung zu geben: es flog mir ein schöner, goldgelber Kanarienvogel zu; ich fing ihn und that den lieben gefiederten Gast in einen Bauer, wo er sofort zu singen anfing. Ich ging aus und hatte meine Betrachtung über den kleinen Vorfall, der alle Tage vorkommt: unter den obwaltenden Umständen erhielt er für mich eine unerwartete Bedeutung.

Ich bildete mir ein, mir sei ein Augurium zu teil geworden, und ich hätte keinen Kanarienvogel, sondern den wunderbaren Charadrius gesehn, dessen Anblick ein Trost für Kranke ist. *O, Herrin,* sagt Ekkehard zur Herzogin von Schwaben, da sie Sindolt mit einem Silberfasan verglichen hat, *wer ist so vermessen, unter dem was da kreucht und fleucht ein Sinnbild für Euch zu suchen?* — Da sie aber auf

einem neuen Vergleich besteht, so fährt er fort: *Dann weiss ich nur Einen Vogel, wir haben ihn nicht und niemand hat ihn; in klaren Mitternächten fliegt er hoch zu unsern Häupten und streift mit den Schwingen den Himmel. Der Vogel heisst Caradrion; wenn seine Fittiche sich zur Erde senken, soll ein siecher Mann genesen: da kehret sich der Vogel zu dem Manne, und thut seinen Schnabel über des Mannes Mund, nimmt des Mannes Unkraft an sich und fährt auf zur Sonne und läutert sich im ewigen Licht: da ist der Mann gerettet.* Ekkehard irrt, wir haben den Vogel wohl und auch Italien hat ihn, hier heisst er Martinello: es ist nämlich der bekannte *Goldregenpfeifer*, der alte *Χαραδριός*, der unser Vaterland alljährlich zweimal gelegentlich seiner Reise nach dem Süden besucht und allerdings bei seinem Zuge sehr hoch und hauptsächlich während der Nacht fliegt. Die hellen Goldflecken, die ihn charakterisieren und die mit der Jahreszeit wechseln, brachten die Menschen auf die sinnige Idee, dass er, gleich der Goldammer, die Gelbsucht an sich ziehe und gleichsam auf sich nehme; diese Sage wird bereits in den *Tiergeschichten* des Älian erwähnt. Beide Vögel fliehen daher angeblich vielmehr den Blick der Gallenkranken, anstatt dass sie ihn suchen, denn sie müssen, während jene genesen, sterben.

Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen — diese Stelle wollte mir gar nicht aus dem Sinn. Ich ging immer weiter. Wie dereinst Petrus Forschegrund aus dem Kloster Heisterbach bei Bonn in einen nahen Wald ging und über die Ewigkeit nachdachte; wie er da plötzlich auf einem Baume einen Vogel singen hörte, dessen Töne ihn in Staunen und Entzücken versetzten, weil sie einer andern höhern Welt anzugehören schienen; wie er stehen blieb und horchte und sich und alles über dem wundervollen Gesang vergass, worüber tausend Jahre verflossen — — so schwärmten mir die Gedanken in der einmal eingeschlagenen Richtung unwillkürlich abwärts, und ich verlor mich in tiefen Träumen und in mystischen Kombinationen.

Ein Kreuzschnabel kletterte an einer Pinie auf und ab: die Pinie war das Kreuz, an dem der Erlöser hing, und der Vogel zog mit seinem Schnabel an einem Nagel des Kreuzes, um Christus loszumachen — ein Rotkehlchen hüpfte auf einem wagerechten Aste hin und her: es sang dem sterbenden Erlöser etwas vor und ritzte sich das Brüstchen an der Dornenkrone blutig — — da, was war das für ein Lied? Träumte ich denn im Ernste oder war die ganze Welt verzaubert? —

Ich war an eine Villa gekommen, die sich wie ein himmlisches Paradies am Ufer des Mugnone ausbreitete. Die Erde wirkte und webte und sprosste und knospete; berauschend stieg der Duft der Orangenblüten auf und in den immergrünen Laubhallen der italienischen Eichen girrte und zwitscherte es tausendstimmig. Im Hintergrund führte eine Allee von mächtigen Cypressen zu einer Laube, in der ein Liebespaar sass; darüber wiegte sich auf einem Zweige ein buntgefiederter Vogel mit einem purpurroten Schnabel, der sang mit menschlichen Worten von der Vergänglichkeit des Lebens und von der Pflicht der Liebenden, die Rose zu brechen, ehe sie verblühe:

trapassa al trapassar d'un giorno
della vita mortale il fiore e 'l verde,
nè perchè faccia indietro april ritorno
si rinfiora ella mai, nè si rinverde ....

Ha! Jetzt wusste ich es, das war der sprechende Vogel von Tausend und eine Nacht — der Bülbülhesar oder die tausendstimmige Nachtigall*) der Prinzessin Parisade, die

*) *Bülbül* ist der persische Name der Nachtigall, der sogenannten Hafisnachtigall; *hezar* heisst tausend; *Bülbülhezar* ist demnach so viel wie *Tausendnachtigall*, und man könnte denken, der Ausdruck habe einen Sinn wie etwa unser *Tausendkünstler*. Doch kommt der Name in dem Märchen der *Zwei neidischen Schwestern*, das jedenfalls persischen Ursprungs ist, wohl daher, dass der Sprosser von den persischen Dichtern im Gegensatz zur *hundertblätterigen* Rose, die er liebt, als *tausendstimmig* (*hazâr-dastân*) bezeichnet wird; die Rose heisst *Gul-i sadberg* (*sad*, d. i. hundert).

dieses Wundertier unter zahllosen Abenteuern und dem leidenschaftlichen Widerspruch ihrer versteinerten Vorgänger zum Trotz auf dem Gipfel des Hindukusch gesucht und gefunden hatte — ich stand vor dem leibhaftigen, unübertrefflichen Symbol der Sprache.

Der Sprache — nicht um jener italienischen Verse willen, wie sie allenfalls auch ein Papagei herausbringt und die Tasso in den *Gärten Armidas* wirklich einem solchen eingegeben zu haben scheint; Worte füllen den Begriff der Sprache nicht aus, der unendlich viel weiter reicht. Die Nachtigall, welche der persische Dichter zu Anfang seines Gedichtes gleich einer Muse anruft, die ihm seine eigne unglückliche Liebe, ja die nach ihrem Gott verlangende Seele wiederspiegelt, ist selbst ein klassisches Beispiel einer höheren Mitteilung, als sie Menschenmund Menschen zu machen pflegt. Das Wort für *Sprache* wird in vielen Sprachen von der *Zunge* hergenommen, dem Organ des Sprechens. Aber es gibt auch eine Sprache, die keiner Zunge bedarf; eine Sprache ohne Worte, die mit ausdrucksvollen Geberden ins Auge springt und in sinnreichen Bildern auf Königsgräbern schläft. Es gibt auch eine Sprache, die durch die Himmel wittert und aus den Tiefen der Mutter Erde aufhallt. Musikinstrumente, Farben sprechen; und wenn die Diplomaten mit ihrem Latein zu Ende sind, so fangen die Geschütze mit ihrem ehernen Munde an zu singen. Auch die Natur, auch die Weltgeschichte hat ihre Sprache und ihre gewaltige Art zu reden, wir müssen sie nur lernen. Nein, *sprechen* heisst *wissen lassen, klugmachen* überhaupt.

Ist denn, so fragte ich, nicht die ganze Welt Sprache? Nicht ein offenes Buch dem Weisen, eine reale Encyklopädie? Ein Buch voller Beispiele, die *belehren*, voller Analogien, die *beweisen*, voller Thatsachen, die *predigen*? *Erzählen* nicht die Himmel, nach dem Ausdrucke des Psalmisten, die Ehre Gottes, und *zeugen* nicht tausend Steine, die aus dem Schooss der Erde gegraben werden, *lautredend*

von den edlen Völkern, die einst lebten? — Die Sonne ist bewiesen, denn sie scheint, sagt der Rabbi Santos im *Uriel Akosta.* Wir alle lesen in dem grossen Buche, blättern ahnungsvoll darin, glauben jetzt ein Stückchen zu verstehen, kommen dann nicht weiter, fangen immer wieder von vorn an und bringen es nie zu Ende; denn es ist seit ewiger Zeit geschrieben und wird immer noch fortgesetzt; fortgesetzt von uns selbst, denn wir arbeiten mit daran und bilden in dem dicken Folianten selbst ein Blatt.

Wahrlich eine Weltsprache, älter als das Volapük des Pfarrers Schleyer aus Lizzelstetten bei Konstanz und als irgend eine Lingua characteristica universalis! — Sie wird unbewusst, blind, wie die Fachmänner sagen, implicite von allem, was lebt, gesprochen. Wenn der Arzt über eine Krankheit, der Naturforscher über ein Tier die Diagnose stellt, indem er an den eigentümlichen Merkmalen, welche das Exemplar an sich trägt, die Art zu erkennen sucht, so spricht die Sache zu ihm — wenn der Philosoph vermöge der logischen Induktion aus dem Umstande, dass viele Individuen derselben Art eine gewisse Eigenschaft haben, das Vorkommen dieser Eigenschaft bei allen Individuen erschliesst, so spricht die Sache zu ihm — wenn der Historiker auf Grund der allgemeinen Kausalität folgert, dass eine Ursache dagewesen sei, weil er die Wirkung wahrnimmt, so spricht die Sache zu ihm, die Wirkung ist wie eine Manifestation des unbekannten Grundes. Unser gesamtes Wissen und Erkennen lässt sich in diesem Sinne als das Verstehen einer Sprache auffassen, welche die Dinge sprechen — dies ist nicht etwa bloss unsere persönliche Auffassung, sondern die allgemeine, volkstümliche Auffassung. Falstaff sagt (König Heinrich der Vierte, zweiter Teil IV, 3), da ihn Sir John Colevile an seinem Bauch erkannt hat: *Ich habe eine ganze Schule von Zungen in diesem meinem Bauch, und keine einzige von allen spricht ein ander Wort als meinen Namen.* Aber wir selbst sind uns doch kaum eines Tropus bewusst, wenn wir zum Beispiel sagen: dass den Esel die Ohren

verraten, dass das Benehmen den feinen Mann *anzeige,* dass bei Beurteilung einer Frage ein Umstand *mitzusprechen* habe, dass etwas *widerspreche* — obgleich doch sonst nur Wesen, die uns gleich sind, verraten, anzeigen, mitsprechen und widersprechen können. Ich hörte einmal einen Physiologen sagen, der gar nicht poetisch sein wollte: *Durst ist eine Natursprache, welche, ins Deutsche übersetzt, soviel heisst wie: unser Blut braucht Wasser!* — Namentlich die Wirkungen gleichsam als *Herolde* der versteckten Ursachen anzusehn, den Rauch als *Verkündiger* des Feuers, die Möven als *Botinnen* des Landes, den Kuckuck als *Frühlingsboten* aufzufassen, ist uns etwas ganz und gar Gewöhnliches. Wir stehen im Winter auf und sehen, dass die Fenster gefroren sind: so *beweisen* uns die gefrorenen Fenster, dass die Nacht über starke Kälte gewesen sei. Daraus folgt, dass, wenn es sich um lebende Wesen handelt, auch wider Willen *gesprochen* werden kann — während sie sich gewiss nicht bemerklich machen wollen, thun es dennoch die erschreckten Schnepfen beim Aufstehn unwillkürlich durch ihr dumpfes Fuchteln, an welchem sie der Waidmann jederzeit erkennt, auch wenn er sie nicht zu sehen bekam; und analog offenbaren die Menschen, ohne dass sie daran denken, dem Beobachter ihre innersten Herzensangelegenheiten. Thümmels schlauer Jude schloss aus dem häufiger oder seltner werdenden Besuche des Grabes der Laura, wie viel es bei den Mädchen geschlagen habe; es war so gut, als ob sie ihm ihr Geheimnis mit Worten anvertraut hätten. Umgekehrt kommt es vor, dass wir im Augenblicke nicht sprechen können oder wollen, aber dafür absichtlich in jenem uneigentlichen Sinne sprechen, indem wir etwas Augenfälliges thun und uns darauf verlassen, dass die Andern von der Wirkung auf die Ursache schliessen werden. Wir stehen auf einem Alpengipfel und wünschen der Menschheit eine Spur der stattgehabten Besteigung zu hinterlassen: ein Steinmännchen wird aufgerichtet. Wir wollen, dass man unsere Gegenwart merke, und melden uns, aber nicht mit Worten, son-

dern durch ein unartikuliertes Geräusch, wie Don Quixote nieste, um Emerentia und Altisidora zu verstehn zu geben, dass er da sei. Ist das Sprache? Freilich. Heisst das mit der Zunge gesprochen? In diesem Falle mit der Nase.

Die Dinge transscendental betrachtend, können wir demnach sagen: dass die Welt selbst, wie sie uns in dieser Zeitlichkeit erscheint, von einer anderen, höheren Welt spreche, die hinter oder über der Welterscheinung steht. Diese Erde, diese Berge, diese ewigen Sterne, diese majestätische Natur, wir sehen sie bekanntlich nicht unmittelbar, wir sehen sie nur so wie sie sich in unserm Auge abspiegelt; und erfahren ihre Existenz überhaupt nur dadurch, dass sie einen unabweisbaren Eindruck auf unsere Sinne macht, sonst könnte die ganze Welt ein Traum sein. Auch hier schliessen wir also von der Wirkung auf die Ursache, und indem der Philosoph die Welt an sich entdeckt, dringt im höchsten Sinne eine Weltsprache an sein Ohr. Und insofern die Welt an sich wiederum auf einen Gott als Grund ihrer Existenz zurückgeht oder als die Entfaltung des göttlichen Wesens selbst betrachtet werden kann, so liesse sich zuletzt von einer Sprache Gottes reden, die durch die Himmelsräume klingt — alle Weisheit hätte, wer sie erlernt, und menschliches Wissen wäre nur ein richtiges Interpretieren der ewigen Hieroglyphen und der erhabenen Chiffren, in denen der Weltgeist seine Gedanken ausdrückt — der Weltgeist, von dem wir selbst ein Teil sind, zu dessen tiefsinnigen Abbildern wir gehören, der sich stumm, aber allmächtig in uns kundgibt und offenbart, ehe wir den kleinen geschwätzigen Mund aufthun, um ein Wesen wie wir von unsern Leiden und Freuden, unsern persönlichen Ansichten und subjektiven Meinungen zu unterrichten.

II. Die Symbolik.

Abermals in Florenz: siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen? — wenn wir die Welt mit den Augen des Eingeweihten ansehn — die Nachtigall und die Rose — jedes Bild als solches sprechend ähnlich — natürliche Abbilder — die Lotosblume, die Passionsblume, die Signatur der Pflanzen — Beziehungen der Blumen zu den Geschlechtsteilen — das Sinnbild — das Ei, die Kugel, das Sistrum: Weltsymbole — das sehende Dreieck, die Schlange, die sich in den Schwanz beisst — das Pentagramm, das Ypsilon — das Stehaufchen, Symbol des Eigensinns — Tiere und Pflanzen, alte Sinnbilder für gewisse Eigenschaften — der Granatapfel und das Mohnhaupt, der Hase und der Karpfen — warum die Rose und die Myrte der Venus heilig sind — die Weide und das Keuschlamm — das Sieb, das Einhorn und das Hermelin — der Elefant — drei Bäume mit dauerhaftem Holze: die Akazie, die Zypresse und die Zeder — der Lorbeerbaum und die Palme — der unsterbliche Pfau — die christliche Symbolik — Christus, das Licht der Welt — irdische Symbole Christi — der Weinstock — das Schiff — der Fisch, das Lamm und die Taube, Hauptsymbole des christlichen Altertums — die heidnischen und die christlichen Symbole sind Worte einer Weltsprache, die vor Jahrtausenden gesprochen worden ist.

Ich komme auf Florenz und meinen dortigen Aufenthalt zurück. Nicht lange nachdem mir der Kanarienvogel zugeflogen und ohne es zu wissen die Veranlassung ernster Betrachtungen über die stumme Weltsprache geworden war, begegnete mir abermals ein Tier und verfehlte nicht, mich abermals auf das heimliche Rauschen und Raunen des göttlichen Geistes auf Erden aufmerksam zu machen. Ich hatte damals die Gewohnheit, vormittags einen nahegelegenen Exerzierplatz zu besuchen, längs desselben ein halbes Stündchen auf- und abzugehen und die herrliche Luft und die Aussicht auf die anmutigen Hügel Fiesoles zu geniessen. Hier war es, wo mir jedesmal ein schwa[illegible] herrenloser Pudel vor die Füsse kam und sich zu mi[illegible] sellte, als ob er mich für den Doktor Faustus geha[illegible] hätte. Die Alten betrachteten das plötzliche Begeg[illegible] eines schwarzen Hundes, wie das einer trächtigen Hün[illegible] als ein böses Omen, und im europäischen Heidentum ü[illegible] *haupt ist* der schwarze Hund die Maske des bösen Prin[illegible]

ich beachtete ihn kaum, auch blieb er nur so lange ich spazieren ging in meiner Nähe. Allmählich indessen fing er an, mich bei meiner Rückkehr zu begleiten, erst ein ganz kleines Stückchen, dann ein Stückchen weiter, dann immer noch ein Stückchen, endlich kam er einmal mit bis an mein Haus. Ich machte die Thüre auf, ohne ihn zu mir einzuladen, weil ich dem Naturtrieb in nichts vorgreifen wollte: er aber schien seinen Entschluss zu fassen, schlüpfte hinein, und ward mir nun ein neuer, geheimnisvoller Hausgenosse. Ich behielt ihn ebenfalls nur eine Woche, nach Ablauf derselben war er wiederum verschwunden. Er kam mir plötzlich bei einem Spaziergange abhanden, und wie ich mich nicht um ihn bemüht hatte, so that ich auch nichts ihn wiederzugewinnen. Aber sein seltsamer Besuch war natürlich von neuem geeignet, das beschauliche Element in mir zu wecken, mein Ohr an die mysteriöse Sprache, die durch den Lärm des Tages durchklingt, zu gewöhnen, mir eben die Worte des Faust zu Gemüte zu führen, dass die Geisterwelt nicht verschlossen, dass nur unser Sinn zu und unser Herz tot sei.

Wunderbar und geheimnisvoll erscheint uns diese Welt, wenn wir sie mit den Augen des Eingeweihten ansehn. Ein rätselhafter Tiefsinn ist in ihr verborgen wie ein Schatz: die Dinge sind nicht sie selbst, sie sind nur Schatten, die der Himmel auf die niedere Erde wirft, Symbole eines Höheren, Unsichtbaren, Überirdischen, das die Wahrheit vom Scheine darstellt. Der Pöbel hält sich an den Schein, wie an die bittere, ungeniessbare Schale einer Nuss; wer sich aber der Gnade der Gottheit überlässt, wird emporgetragen zu einem seligeren Dasein, um des Kernes Süssigkeit zu schmecken. Eine Nachtigall lässt in dem Garten, wo die hundertblätterige Rose blüht, ihr schmelzendes Lied ertönen — Bülbül ist wieder da und klagt Gül seine Sehnsucht, während die Blume in selbstgenügsamem Stolz auf ihrem Blätterthron ihn nicht beachtet — es ist nicht die Nachtigall, es ist nicht die Zentifolie, die Nachtigall ist die

Seele, die über ihre Trennung von der Gottheit klagt, der allumfassenden, allerhaltenden, alldurchdringenden Gottheit, mit der das Individuum wiedervereinigt werden möchte und die wie die hundertblätterige Rose in erhabener Ruhe teilnahmlos verharrt. Die Welt ist ein Gleichnis, durch welches der Allgeist verschleiert zu uns redet — wie Hegel sagt, ein uraltes Rätsel, das wir am Morgen gefunden haben, in einen ewigen Felsen eingehauen. Wir glauben an das Rätsel, bemühen uns aber vergeblich, es aufzulösen. Den ganzen Tag tragen wir es mit uns umher, locken wichtigen Sinn heraus, prägen ihn aus zu Lehren und Bildern, welche die Hörer erfreuen, mit edlen Wünschen und Ahnungen beleben; aber die Auflösung misslingt, und wir legen uns am Abend nieder mit der Hoffnung, dass uns ein göttlicher Traum oder der nächste Tag auf das Wort bringen möge, das uns beständig vor dem Munde schwebte.

Von einem Porträt sagen wir, es sei sprechend ähnlich — jedes Bild muss in seiner Weise sprechen, denn es weist als solches auf ein Original hin, dessen Bild es ist. In unsern Zeiten ist die vervielfältigende Kunst gemein — wir sind Tag für Tag von Nachbildungen allerart umgeben, die wir als etwas Selbstverständliches hinnehmen; nur diejenigen, die ohne unser Zuthun entstanden sind, erregen noch ein lebhafteres Interesse. Es gibt viele Bilder, in deren Hervorbringung sich die Natur selber gefallen zu haben scheint. Bei den Indern ruht der Weltenschöpfer auf einem Lotos, der prächtigen Nelumbo, welche ihrem Bau nach die Erde abbilden soll, insofern die Stempel als der goldene, von Göttern bewohnte Berg Meru im Mittelpunkt der Welt, die Staubfäden als die Gipfel des Himalaja, die vier Hauptblätter des Kelches als die vier Hauptgegenden des Horizonts gedeutet werden, und die übrigen Blätter gleichsam die Erdteile darstellen, welche rings um das heilige Land der Brahmanen gelagert sind. So sind bekanntlich in der Passionsblume, wie im Kopfe des Hecht, die Werkzeuge der Passion enthalten; und alles, was in den alten Kräuter-

büchern von den alten Zauberärzten als *Signatur der Pflanzen* bezeichnet wird, läuft auf eine solche äusserliche Ähnlichkeit hinaus. Man fand, dass ein Kraut, eine Wurzel, eine Blume oder eine Frucht die Gestalt eines bestimmten Körperteiles habe, und glaubte darin ein wunderbares, von der Vorsehung den Menschen gegebenes Zeichen (*Signum*) zu erkennen, dass das betreffende Kraut für den betreffenden Körperteil gut sei. Die runden Welschen Nüsse zum Beispiel haben nach jenen kindlichen Naturforschern die Signatur des Hauptes, die braungrünen Schalen speziell die Signatur der Hirnhaut, daher denn *das Salz von der Schale zu den Wunden des Hirnhäutleins ein sonderbares Mittel ist.* Analog galten die kugeligen, nickenden Blüten des Wermut, die kopfigen Narben des Odermennig, die runden Kapseln des Gauchheil (wie hier schon der Name andeutet) als Spezifica bei Kopfleiden jederart, bei Tobsucht und Melancholie, bei Epilepsie, ja sogar bei der Hundswut und der Drehkrankheit der Schafe. Feinblätterige Kräuter wie Spargel oder Fenchel heilten Haarschwund; Blüten, deren Gestalt an ein Auge erinnerte, wie Maaslieb und Augentrost, Augenentzündungen; die gezahnten Blüten des Zahntrost Zahnschmerzen. Quendel und Eisenhut hatten das Zeichen des Ohrs, der Ampfer das Zeichen der Zunge, das Lungenkraut das Zeichen der Lunge, das Leberkraut das Zeichen der Leber; das Schöllkraut, welches bekanntlich in allen seinen Teilen einen scharfen rotgelben Milchsaft enthält, war augenscheinlich dazu bestimmt, die Gelbsucht und Sommersprossen zu vertreiben; sollte doch sogar die Nessel ihrer Brennhaare wegen Sodbrennen und Seitenstechen heilen! — Der Schöpfer hat es in der Natur gemacht wie der Bäcker, der zwar für gewöhnlich Brot und Kuchen bäckt, gelegentlich aber spielt und für die Kinder kleine Hirsche und Reiter aus Teig prägt; der zur Fastenzeit Brezeln macht, die das abgehauene Ohr des Malchus bedeuten sollen, Pfannkuchen, den mit Essig gefüllten Schwamm, Baumkuchen, die Dornenkrone vorstellend u. s. w.

Die zwei rundlichen, nebeneinandersitzenden Knollen des sogenannten Knabenkrautes haben seit alter Zeit an zwei Hoden erinnert, nach denen wir noch heute die Orchideen nennen (*ὄρχις*). Aus diesem Grunde waren jene Knollen jahrhundertelang als spezifische Mittel bei Hodenbrüchen und als geschlechtliche Reizmittel, sogenannte Heiratswurzeln, in Gebrauch; und nur aus diesem Grunde pflegte man den Salep, der aus ihnen gewonnen wird, Geschwächten zu verschreiben. Das Femininum zum Knabenkraut ist die Myrte. Die schwarze, bisweilen weisse und ovale, mit dem Kelchsaum gekrönte Beere dieser wohlriechenden, der Venus geweihten Pflanze besitzt, haben die alten Griechen herausgefunden, die Gestalt der weiblichen Klitoris oder des Kitzlers, des *Oestrus Veneris* (*τὸ μύρτον*). Infolgedessen brauchte man die Myrtenbeeren als Aphrodisiaca und zu medizinischen Bädern bei Gebärmuttervorfall und Frauenkrankheiten überhaupt. Wahrscheinlich ist auch die angebliche Heilkraft der Rose, die von den Alten als eine Art Panacee betrachtet wurde, auf die bestimmte Beziehung zurückzuführen, welche diese Blume zur weiblichen Scham hat und auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Das alles sind einfache, unmittelbare Bilder; aber dieselben werden um so erwünschter sein und um so eifriger gesucht werden, je mehr sich ein Begriff der sinnlichen Wahrnehmung entzieht, und je schwerer eine angemessene Vorstellung desselben fällt. Wenn sich zum Beispiel ein spekulierender Weiser die Welt, richtiger die unentwickelte, die Keime aller Dinge in sich schliessende Weltmasse unter dem Bilde eines Eies denkt, indem die Schale den Himmel, das Eiweiss die Luft, das Dotter die Erde repräsentiert, ein Vergleich, den noch Berthold, Bischof von Chiemsee, im XVI. Jahrhundert wiederholt — wenn der römische Kaiser als Zeichen der Weltherrschaft eine Kugel in der Hand hält, die Erdkugel im kleinen, die sich nachmals in den Reichsapfel der römisch-deutschen Kaiser verwandelte,

sintemal die Kugelgestalt der Erde bereits im Altertum bekannt, ja, wahrscheinlich für den Philosophen Parmenides Veranlassung war, die Gottheit selbst als eine Kugel aufzufassen — wenn Plutarch erzählt, dass bei dem mystischen Musikinstrument der alten Ägypter, dem *Sistrum*, der ovale Bronzereif den Erdkreis, die vier hindurchgesteckten Stäbchen die vier Elemente bedeuten sollen und dass das Schütteln der letzteren die ewige Bewegung, das Hin- und Herwogen des Lebensmeers darstelle — oder wenn ein Kirchenvater die göttliche Dreieinigkeit unter dem Schema eines *sehenden Dreiecks* oder einer *tönenden Harfe* zu begreifen sucht — wenn er für die Ewigkeit und die stete Wiederkehr der menschlichen Dinge keine bessere Erklärung als eine *Schlange*, die sich in den Schwanz beisst, zu geben weiss: so sind es die metaphysischen Begriffe Gott, Welt, Erdkreis, Ewigkeit, Dreieinigkeit u. s. w., die den sinnenden Geist gleichsam zu dieser Fassung drängten, die ihm nebelhaft vorschwebten, die ihn wie Schemen ängstigten und quälten, bis er sie vermittelst eines klaren Bildes bewältigte. Das Bedürfnis nach Anschaulichkeit trieb den Pythagoras, an einem *Ypsilon* (Y), dem sogenannten Pythagoreischen Buchstaben, die heilige Dreiheit und den Scheideweg der Tugend und des Lasters zu versinnlichen, sowie den Drudenfuss oder das *Pentagramm* (⛤), den sichtbaren Ausdruck der vollkommenen Zahl Fünf, wegen seiner regelmässigen Rückkehr in sich selbst, als Emblem der Gesundheit zu proklamieren. Beide Zeichen haben bekanntlich die Freimaurer adoptiert. So mystisch nun auch dergleichen Bilder bei der mystischen Natur der Originale werden, immerhin ist auch bei ihnen die Absicht, die Originale nachzuahmen, nicht zu verkennen: es sind Kopien, die ihrem Gegenstande, wie man sich denselben denken könnte, gerecht werden wollen, die äussere Ähnlichkeit ist massgebend für den Vergleich gewesen, die Bildlichkeit bleibt immer noch eine einfache und unmittelbare.

Nun gibt es aber auch Bilder, die keine unmittelbare

Ähnlichkeit mit einem Gegenstand besitzen, die vielleicht äusserlich ganz und gar anders aussehen, die aber eine tiefere Beziehung zu dem Originale haben, weil sie in einem einzigen, bedeutungsvollen Zuge mit ihm stimmen. Labruyère vergleicht (*de la cour*) einen Hofmann dem Zeiger einer Uhr und ich kenne eine Art Gläser, die, gleich den sogenannten Hanselmännchen, immer wieder aufstehen, man mag sie umlegen, so oft man will, und die man in meiner Heimat *Stehaufchen* benennt. Sie haben etwas von einem Kinde, dessen Eigensinn die Eltern vergeblich zu brechen suchen, das es machen will wie es will und das immer wieder auf seine dumme Idee zurückkommt. Das wären zum Beispiel ein paar Bilder, wie wir's meinen, verschieden und doch ähnlich, und solche Bilder nennen wir Symbole oder Sinnbilder, weil sie das Übersinnliche sinnlich machen und nur dem Sinne aufgehn, der das Tertium Comparationis erfassen mag. Versteht sie, deutet sie, versenkt euch liebevoll in ihre dunkle Meinung: dann sprechen sie abermals eine neue, wunderbare Sprache — reden von einem Etwas, das durch ihr Wesen wie ein stilles Licht hindurchscheint und sozusagen ihre höhere Wahrheit ist. Sinnbilder werden, wenigstens als solche, nicht gemacht, sondern sie sind da; sie werden nicht erfunden, sondern nur erkannt. Gott selbst hat ihrer über die Erde ausgestreut, damit die Menschen klug und aufwärts gezogen werden — er hat den Hindu den heiligen Feigenbaum gepflanzt, dass sie eine Offenbarung der göttlichen Macht und ein Symbol des Höchsten hätten — überall stehen heilige Feigenbäume, überall wölben sich Tempel der Andacht, unter deren Schattendache der Pilger ausruht und vom ewigen Leben erzählen hört — die gesamte Wirklichkeit in ein einziges, erhabenes Symbol der Gottheit zu verwandeln, dieses höchste Ziel der Religion, heisst abermals eine Weltsprache verstehen.

Seit alter Zeit haben gewisse natürliche Gegenstände, Tiere wie Pflanzen, für Symbole von Eigenschaften gegolten,

welche sie in ausgezeichneter Weise zu vertreten schienen. Sie waren typisch für diese Eigenschaften, und jeder Typus ist ein Sinnbild, sobald die Analogie auf einen einzigen, charakteristischen Zug beschränkt bleibt. Nehmen wir zum Beispiel die Eigenschaft der Fruchtbarkeit, die von den naiven Alten höher geschätzt wurde als in unserem überbildeten Zeitalter und die in ihren Anschauungen tief mit den Ideen des Lebens und der Lebenskraft im allgemeinen zusammenhing. Für die Fruchtbarkeit sind einerseits gewisse, besonders samenreiche Früchte selbst, anderseits einzelne, besonders zeugungskräftige Tiere typisch — unter jenen namentlich der Granatapfel, den die Ehegöttin Juno, und der Mohnkopf, den die Liebesgöttin Venus in der Hand zu halten pflegt*) — unter diesen der Hase, welcher an mehreren Orten der Venus geopfert ward und den Rafael in seiner *Bibel* Adam und Eva als die lebendige Hieroglyphe der Worte *seid fruchtbar und mehret euch* zu Füssen setzte; das Schwein, ebenfalls ein Lieblingstier der Venus und auch der nordischen Liebesgöttin Freya, der es bei Hochzeiten geopfert ward; und der Karpfen, überhaupt der Fisch, dessen Fruchtbarkeit immer unglaublich gross ist und in den sich die Venus bei dem Kampfe zwischen Typhon und den Olympischen Göttern selbst verwandelte. Der Engel des Herrn verhiess dem Abraham Samen wie den Sand am Ufer des Meeres; er hätte ihm noch treffender Samen wie den der Fische im Meer verheissen können. Der Karpfen ist vielleicht sogar nach seiner ausserordentlichen Fruchtbarkeit benannt; schon in dem Rogen eines drei Pfund schweren Weibchens hat man 337000, in ausgewachsenen Rognern bis 700000 Eier gezählt. Natürlich, dass in dem kräftigen Altertum auch die Zeugungsglieder selbst, die Organe der Fruchtbarkeit, zu

*) Jedenfalls hat auch der Reis, mit dem man in England die Brautleute zu bewerfen pflegt, nur den Sinn, dass man dem jungen Paare reichen Kindersegen wünscht. Die Juden nehmen Gerste, die Griechen Haselnüsse, die Italiener Confetti u. s. w.

Symbolen der Schöpferkraft erhoben wurden; dass das weiseste und älteste aller Völker, das Volk der Inder, in den Tempeln des Siva oder auf offener Strasse dem Lingam, dem unverhüllten Bilde der Begattung, opferte, dass Griechen und Römer den Phallus zum Mittelpunkt eines ganzen Kultus machten, und dass ein Gott mit aufgerichtetem Gliede ihre Obstgärten und Viehherden zu beschützen pflegte.

Im alten Rom musste sich die Braut am Hochzeitstage auf das Glied des Priapus, des in diesem Falle sogenannten *Mutunus* setzen, bei uns wird sie mit einem Myrtenkranz geschmückt: beide Sitten, so verschieden sie auf den ersten Blick erscheinen mögen, haben ganz denselben Sinn. Die Blumen sind bekanntlich als die Geschlechtsorgane der Pflanzen zu betrachten; zwischen ihnen und den Geschlechtsorganen der Menschen besteht die genaueste Analogie. Man kann die Blüten gleichsam vegetabilische Geschlechtsteile und die Geschlechtsteile gleichsam animalische Blüten nennen. Bei dem weiblichen Geschlecht tritt diese Analogie besonders klar hervor, am auffälligsten, wenn der Stempel einfach und der Fruchtknoten unterständig ist. In diesem Falle entsprechen die Blätter des Kelchs und der Blumenkrone den beiden grossen und kleinen Schamlippen; die Narbe vertritt die Stelle der äusseren Scham, der Griffel die Stelle der Scheide; der Fruchtknoten, der sich zur Frucht entwickelt, ist eine Gebärmutter, deren enge Höhle sich während der Schwangerschaft beträchtlich ausdehnt — der Unterschied ist nur der, dass die Organe des menschlichen Individuums nur einmal fürs ganze Leben, die der Pflanze ununterbrochen neugebildet und, nachdem ihr Zweck erfüllt ist, abgestossen werden. Diese Analogie geht so weit, dass die Gärtner bei Rosenknospen sogar von einem Jungfernhäutchen (*Hymen*) sprechen. Warum sie es gerade bei Rosenknospen thun? — Die Rose gehört zu denjenigen Blumen, die durch Farbe, Gestalt, Duft und Blütezeit die vorstehende Auslegung gleichsam herausgefordert haben, die daher im Griechischen und in vielen Redensarten anderer Sprachen geradezu die

weibliche Scham bedeuten *(ῥόδον)*. Nicht umsonst war sie der Venus geweiht; nicht umsonst reicht das Mädchen dem geliebten Jüngling eine Rose; und wenn sie zugleich ein Symbol der Verschwiegenheit abgibt, das zum Zeichen, dass nichts weitergesagt werden solle, auf die Tafel niederhängt und an Beichtstühlen abgebildet wird: so ist die Verschwiegenheit der Liebenden gemeint — die Verschwiegenheit des Harpokrates, der von Cupido eine Rose geschenkt erhielt unter der Bedingung, dass er die Liebeshändel seiner Frau Mutter nicht verriete. Zwei andere Blumen dieserart waren die Lotosblume und die Myrte, die wir oben schon erwähnten. Wenn ein Myrtenkranz das Zeichen der Braut an ihrem Hochzeitstage ist, so soll derselbe nicht etwa die Jungfrauschaft oder die Keuschheit der Braut anzeigen. Umgekehrt, die Blume der Venus soll bedeuten, dass das junge Weib bereit ist, auf dem Altar der Liebesgöttin die Jungfrauschaft zu opfern; darauf mag es auch abzielen, wenn man wünscht, dass es der Braut in den Brautkranz regne. Man erinnere sich, dass einst in Karien ein Hase, das verliebte Tier, in einen Myrtenbusch geschlüpft und dass an dieser Stelle die Stadt Aphrodisias gegründet worden ist; und dass die keusche Britomartis, als sie Minos verfolgte, mit ihrem Gewande an einem Myrtenstock hängen blieb. Unsere jungen Damen fühlen diese Symbolik, durchdringen sie aber nicht, und so gelingt es ihnen, durch die Blume Dinge zu sagen, die, gerade herausgesagt, gelindes Entsetzen bereiten würden.

Nehmen wir nun einmal die der Fruchtbarkeit feindliche Eigenschaft der Keuschheit. Auch hier fehlt es nicht an pflanzlichen Symbolen, unter denen wohl das *Keuschlamm* obenansteht; indessen scheint nicht nur der Name dieses Strauchs ganz und gar das Produkt der sonderbarsten Irrungen, sondern auch sein Renommee einzig und allein darauf gegründet zu sein, dass sein Same seit Hippokrates gleich dem Kampfer, nach dem alle Teile der Pflanze riechen, für ein Antiaphrodisiacum gegolten und als solches

Verwendung gefunden hat. Der fromme Serapion hat ihn *Mönchspfeffer* genannt, aber schon im Altertum brauchten Frauen, die keusch sein wollten, Zweige des Keuschbaums: die Thesmophoriazusen legten sich darauf, die Vestalinnen trugen welche in den Händen. Bemerkenswert ist, dass in England eine verlassene Braut, zum Beispiel Ophelia oder Bona (Shakespeare, König Heinrich der Sechste. Dritter Teil. III, 3), Weidenzweige trägt (*wears the willow*); dass überhaupt die dem Keuschbaum nicht unähnliche Weide ein Emblem von Kummer und unglücklicher Liebe darstellt, daher auch Alfred de Musset eine Trauerweide auf sein Grab gepflanzt wissen wollte, wie es geschehen ist. Freilich würde die Weide somit vielmehr auf eine aufgezwungene, als auf eine freiwillige Keuschheit hinweisen, aber immerhin auch eine Art von Keuschbaum sein. Und in der That soll die Weide ganz analoge Eigenschaften haben wie das Keuschlamm. Nicht etwa die traurige, blasse, sozusagen verweinte Physiognomie des Baumes hat den Weidenkranz zur Kehrseite des Myrtenkranzes gemacht — wir werden öfters bemerken, dass sich die Völker an dergleichen unsichere, vage Eindrücke nicht halten, sondern dass sie ihre Symbolik auf reale Beobachtungen gründen — sondern die antaphrodisische Wirkung, die man ihm wie dem Keuschbaum und dem Kampfer zuschrieb. Rinde, Blätter und Kätzchen der Weide standen in dem Ruf, jede geschlechtliche Regung zu unterdrücken. Ob sie diese Tugend wirklich haben oder ob der Glaube daran wieder auf die Beobachtung zurückzuführen ist, dass die männlichen und weiblichen Kätzchen nicht auf einem Baume zusammenstehen, sondern auf verschiedene Individuen verteilt sind und dass die männlichen Kätzchen gleich nach der Blütezeit abfallen? Ich weiss es nicht; die Platane, welche man jezuweilen als Symbol der Unfruchtbarkeit betrachtet hat, hält ebenfalls die männlichen und die weiblichen Kätzchen auseinander, lässt sie jedoch zusammenwohnen. Als unfruchtbar ist der Baum aber wohl deshalb betrachtet worden,

weil er sich durch Stecken der Nüsschen nur schwer vermehren lässt, kaum der zehnte Teil geht auf und auch dann sind es Bastardpflanzen. Auch durch Wurzelstecklinge lässt sich die Platane nicht vermehren, sondern nur durch Ableger, und auf keinen andern Baum pfropfen. Umgekehrt lassen sich auch Reiser anderer Bäume nicht auf die Platane pfropfen, nicht einmal Platanenreiser selber; ja, wenn man ihr ein Pfropfreis von einem Feigenbaume aufsetzt, geht sie im Winter ein. Sie hat in der That etwas Steriles. Sie vermählt sich auch nicht, sondern lebt und stirbt im Zustande der Ehelosigkeit, wenigstens wenn wir den Anschauungen der römischen Dichter folgen. Im Süden dienen bekanntlich den Weinreben Laubbäume zu Stützen, namentlich Ulmen und Pappeln; *wenn die Ulme fehlt, wo soll der Weinstock ranken?* — Es lag nahe, dies beiderseitige Zusammenthun als eine Art Vermählung und den Baum als den Mann, die Weinrebe als die an ihm hängende Gattin aufzufassen, daher der glückselige Bauer des Horaz *adulta vitium propagine altas maritat populos* (Epoden II, 10). An die Platane aber pflegte man keine Rebe anzubinden, trotzdem der Baum im Altertum beliebt und häufig war, sogar mit Wein begossen wurde, und deshalb wurde er *unverheiratet* oder *ehelos* genannt (*Platanus caelebs*, Horaz, Oden, II, 15, 4). Dieses Coelibat der Platane würde eine wirklich schlagende Analogie zur menschlichen Keuschheit bilden, wenn die Auffassung nicht etwas zu Subjectives, Geistreiches hätte, um mich so auszudrücken.

Die eigentlichen Symbole der Keuschheit sind ausserhalb des Pflanzenreichs aufgetrieben worden, allerdings nur mit Hilfe kühner Übertragungen. Die Alten versinnlichten sie durch ein Sieb, weil die reine Seele sträfliche Gedanken durchlässt, wie ein Sieb das Wasser. Darum mussten die Vestalinnen, wenn das heilige Feuer im Vestatempel erlosch, frische Glut in einem Siebe bringen, und ebendeshalb trug die Vestalin Tuccia, als sie, der Blutschande an-

geklagt, die Keuschheitsprobe ablegte, unter Anrufung der Göttin ein mit Wasser gefülltes Sieb vom Tiber bis zum Tempel; das Wunder ist auf einer antiken Gemme verewigt, eine Statue der Tuccia steht im Vatikan, im Museo Chiaramonti. Man könnte freilich auch vermuten, dass das Sieb vielmehr nach Art der Wage nur ein Emblem der gerichtlichen Untersuchung überhaupt, gleichsam der Sichtung gewesen sei, durch welche das Unreine und Schlechte vom Guten gesondert wird; und dass das Sieb der Vestalin Tuccia dem Kornsieb entspreche, welches im Mittelalter bei der sogenannten *Coscinomantie* in Anwendung kam, um den Urheber eines Diebstahls zu ermitteln, und durch das Goethe den Kater in der Hexenküche blicken lässt. Ein Rest dieses Gebrauches hat sich auf dem Lande und bei den Gaunern in dem sogenannten *Erbschlüssel* erhalten, durch dessen Ohr man in der Sylvesternacht Blei zu giessen pflegt. Jedenfalls verlor sich das Sieb allmählich in dem Aberglauben und dem tollen Zauberwesen des Mittelalters, und für die Tugend der Keuschheit, die mit der Einführung des Christentums durch das Klosterwesen und den Mariendienst erst recht zur Geltung kam, tauchten andere, natürlichere Symbole auf, nämlich zwei Tiere, das Einhorn und das Hermelin.

Das Einhorn hatte für das Mittelalter eine seltsame, apokalyptische Bedeutung. Es war ein Bild der Kraft, die an einer Jungfrau zu schanden wird; man wird kaum fehlgehen, wenn man in dieser Kraft die Kraft des Geschlechtstriebs und speziell die göttliche Zeugungskraft sieht, die sich bei der unbefleckten Empfängnis Mariä bethätigte. Sie erlischt nicht, aber es wird ihr gleichsam die fleischliche Spitze abgebrochen. So, indem es die Fleischwerdung des göttlichen Wortes im Schoosse der Jungfrau Maria versinnlichte, konnte das fabelhafte Tier zum Symbol der Jungfräulichkeit selber werden. Es gibt ein altes deutsches Bild, das Ende des XV. Jahrhunderts sehr populär gewesen ist. Es stellt die *Verkündigung Mariä* unter dem

Bilde einer Treibjagd dar. Der Erzengel Gabriel bläst den Englischen Gruss auf einem Jagdhorn: ein Einhorn flüchtet, von den Spürhunden gehetzt, zu Maria, der reinen Magd, und stösst ihr, die andächtig dasitzt und die Hände kreuzweise über die Brust legt, sein Horn in den Schooss, während Gottvater droben seinen Segen dazugibt — ein unzweideutiges Bild der mystischen Befruchtung, auf welchem der heidnische Phallus in ein Horn verwandelt ist. Man findet dieses Bild in dem trefflichen Werke des Jesuiten P. Ch. Cahier: *Caractéristiques des Saints dans l'art populaire* (Paris 1867) auf Seite 45 reproduciert; die Quelle ist eine deutsche. Unter den gewöhnlichen heiligen Frauen, die wegen unverletzter Keuschheit das Einhorn als Attribut führen, ragt Justina von Nikomedia hervor; in ihrem Falle ist das Einhorn der junge Cyprianus, der sie verführen wollte, aber nichts ausrichtete und sich bekehrte. Was das Hermelin betrifft, so ist es durch eine Metapher zu seinem guten Ruf gekommen. Man fabelte nämlich, das Hermelin gehe lieber durchs Feuer als durch Kot und sterbe lieber, als dass es sich beschmutze. *Um das Hermelin zu fangen,* heisst es in der Novelle ***Unziemliche Neugier*** im Don Quixote, *bedienen sich die Jäger der List. Sie verlegen die Auswege, die es hat, mit Kot und scheuchen es dann aus seinem Lager auf. Wenn es an die kotigen Stellen kommt, so steht es still und lässt sich lieber fangen, als dass es sein weisses Fell mit Unrat besudele, sintemal es die Reinlichkeit mehr liebt als Freiheit und Leben.* Die körperliche Reinlichkeitsliebe wurde dann auf die der Seele übertragen und das Hermelin auch allegorischen Figuren der Keuschheit beigegeben und gleichsam ans Herz gelegt: in dem römischen Palast Rospigliosi, demselben, der die bekannte *Aurora* von Guido Reni einschliesst, befindet sich ein Bild des venezianischen Malers Lorenzo Lotto, den *Sieg der Keuschheit* darstellend; hier sieht man das zum Beispiel. Ohne Metapher könnte man den Elefanten zum Typus der Schamhaftigkeit wählen, wenn es wahr wäre, dass er sich nur im Verborgenen und ohne Zeugen paarte.

Auf der Piazza della Minerva in Rom steht ein marmorner Elefant und auf dessen Rücken ein kleiner Obelisk; die Inschriften auf dem Postamente belehren uns, dass hier die (in den Hieroglyphen enthaltene) Weisheit der Ägypter von dem stärksten aller Tiere getragen werde, das Monument mithin *die Kraft der Weisheit* zum Ausdruck bringe. Diese Manier, ein Genitivverhältnis dadurch anschaulich zu machen, dass der Sohn die Mutter auf den Buckel nimmt, ist neu; und als Prototyp der Stärke möchte sich wohl eher der Löwe oder der Adler des Evangelisten Johannes empfohlen haben. Aber zum Symbol des Wissens hat den Elefanten das Vernunftähnliche seiner Handlungen selbst erhoben: Ganeça, der populärste unter den brahmanischen Göttern zweiten Ranges, der Gott der Klugheit, den der Inder beim Beginn jedes Unternehmens und am Anfange jedes Gedichtes, wie der Perser den Bülbül, anruft, der Sohn Sivas, wird dargestellt mit einem Elefantenkopfe und auf der (listigen) Ratte reitend.

Und so könnten wir noch lange fortfahren, allerhand erbauliche Dinge, die uns zu Symbolen dienen, namentlich Tiere ausfindig zu machen. So ist die Schildkröte, auf welche die Venus Urania tritt, wenn dieselbe nicht etwa das Himmelsgewölbe darstellt, das Sinnbild der häuslichen Tugenden; der Storch das Symbol der Pietät und der Dankbarkeit; das Chamäleon das der Schmeichler und Höflinge; das Schaf das der Geduld; der Eber das des Zornes.

Natürlich, dass man für die mehr moralischen Eigenschaften des Menschen die Bilder im Tierreich suchte; haben doch die Tiere dem Charakter nach unter allen Wesen die grösste, um nicht zu sagen allein eine gewisse, Menschenähnlichkeit. Zwar werden auch bei Tugend und Laster oft genug Pflanzen herbeigezogen: der Vergleich ist dann meistens noch gewagter und weniger unmittelbar. Es gibt drei Bäume, deren Holz seit ältester Zeit wegen seines Geruchs, seiner Härte und Dauerhaftigkeit berühmt

war: die Akazie, die Cypresse und die Ceder. Mit der ersteren ist die echte Akazie, die das arabische Gummi liefert, der dornige, jedem ägyptischen Reisenden wohlbekannte Baum gemeint, in dessen halblichtem Schatten der Fellah die Spindel dreht, während auf den Zweigen die Tauben ihr unablässiges Gurren ertönen lassen. Dieser Baum heisst im Lande gegenwärtig *Sont;* die Griechen nannten ihn Ἀκακία, womit sie doch wohl nicht bloss die Ungefährlichkeit seiner Dornen, sondern andeuten wollten, dass es der Baum der *Unschuld* und der *sittlichen Reinheit* sei (das Ἀ als *Alpha privativum* aufgefasst). Allen drei Bäumen eignete nämlich wegen physischer Eigenschaften, die man auf moralische übertrug, eine Art von Heiligkeit. Alle drei Hölzer faulten nicht, sie waren geradezu unverweslich und wurden auch von keinerlei Ungeziefer angegriffen: Würmer und Insektenlarven schadeten ihnen nicht, weder im lebenden Stamm noch nach der Fällung, wie angeblich auch die Platane davon frei ist. Deshalb pflegte man diese balsamisch duftenden, unzerstörbaren Hölzer zu drei Zwecken zu gebrauchen. Erstens zu Tempelbauten. Aus dem Exodus ist bekannt, dass Akazienholz, von Luther *Föhrenholz* genannt, hebräisch *Sittim,* von den Kindern Israel in ausgedehntem Maasse beim Bau der Stiftshütte verwendet wurde; desgleichen bestanden in Rom die Thüren der alten Basilika von Sankt Peter aus Cypressenholz: sie hielten von Konstantin dem Grossen bis zum Papst Eugen IV., das heisst elf Jahrhunderte, und würden wahrscheinlich noch einmal so lange gehalten haben, wenn nicht der erwähnte Papst eherne Pforten an ihre Stelle gesetzt hätte, denn sie waren noch vollkommen intakt. Zweitens zur Aufbewahrung kostbarer Dinge überhaupt; zum Beispiel legten die Alten wertvolle Bücher und Kleider (wenn sie sich nicht begnügten, sie mit Cedernöl zu bestreichen) in Kästchen von Cedernholz; ja, weil die Citronen einen ähnlichen Wohlgeruch hatten und ebenfalls Ungeziefer fernhielten, glaub-

ten die Römer, als sie dieselben kennen lernten, es seien die Früchte der Ceder, und damit hängt der Name *Citrone* überhaupt zusammen (*Cedrus* = *Citrus*). Endlich drittens zu Särgen, die bei Griechen und Römern häufig aus Cypressenholz bestanden; auch in die Särge wurden Cypressenzweige gethan, wie die Freimaurer ihren Brüdern Akazienzweige aufs Grab zu legen pflegen; desgleichen die Scheiterhaufen mit Cypressenzweigen umsteckt, damit sie mit angenehmem Geruch verbrennten. Cedernholzspäne dienten gleich dem Cedernharz zum Einbalsamieren der Leichname. Daher mag es wohl kommen, dass die Cypresse, die, regungslos und ernst, mit ihrem an Schwarz grenzenden Grün, allerdings sehr gut zu einem Baume der Toten passt, noch heute in Italien und überall, wo sie fortkommt, auf Friedhöfen und an Gräbern angepflanzt wird; denn gleich den beiden andern Bäumen war sie durch ihr unverwesliches Holz auch zu einem natürlichen Symbol des Lebens, des ewigen Lichtes und der Unsterblichkeit geworden. Deshalb schnitzte man wieder Priapusse, die Götter der Fruchtbarkeit und einer andern Art Unsterblichkeit, nicht bloss aus Feigenbaum-, sondern auch aus Cypressenholz, wenn es nicht geschah, weil diese Statuen im Freien standen — aber warum hätten sie denn überhaupt aus Holz geschnitzt sein müssen?

> Non sum de fragili dolatus ulmo,
> nec quae stat rigida supina vena
> de ligno mihi quolibet columna est,
> sed viva generata de cupressu:
> quae nec secula centiens peracta
> nec longae cariem timet senectae. Martial VI, 49.

Andere wollen die Cypresse gerade entgegengesetzt als Symbol des unerbittlichen Todes fassen und ihre Anpflanzung an Gräbern damit erklären, dass sie, einmal abgeschnitten, nicht wiederausschlage — *quae semel caesa renasci nescit.* Sie sei nicht *κουροθαλής*, wie die Griechen sagen; und gleiche einer abgebrochenen Säule. Diese Erklärung scheint mir etwas gesucht und weniger tief als die

eben gegebene, auch lässt sie sich mit den Anschauungen der Völker, die alle auf das Leben weisen, schwer in Einklang bringen. *Am Fusse des heiligen Bergs auf Ceylon, des Adamspiks*, erzählt Ibn Batûta, *steht eine Cypresse, die niemals ein Blatt verliert. Tausende von Büssern warten, dass eins herunterfalle; denn wer es bekäme und ässe, würde das ewige Leben haben. Aber es ist noch keins heruntergefallen; sie sterben noch alle.*

Wie der Cypresse ihr Holz, so mögen dem Lorbeer seine Blätter zu seiner symbolischen Bedeutung verholfen haben — zu der Bedeutung des Ruhmes und des Sieges, vor allem des dichterischen Ruhmes. Von Griechenland ist diese Symbolik Italien und vom Altertum der Neuzeit überliefert worden: seitdem Apollo von der geliebten Daphne nichts als einen dürren Lorbeerkranz übrig behalten hat, setzte, trotz des traurigen Auguriums, das darin liegt, noch jeder Dichter seinen Ehrgeiz darein, mit einem Lorbeerkranze gekrönt zu werden, womöglich wie Petrarca auf dem römischen Kapitol, oder wenn das nicht, wenigstens im Theater. Man hat gemeint, es sei ursprünglich deshalb geschehen, weil die Alten den Lorbeer für einen Blitzableiter gehalten hätten. *Wir krönen*, sagt Don Quixote, *die Dichter mit den Blättern jenes Baumes, welchen der Blitz nicht versehrt — zum Zeichen, dass denjenigen niemand verletzen soll, dessen Schläfe eine solche Krone ziert.* Es ist doch wahrscheinlicher, dass der aromatische Geruch und Geschmack der Blätter zuerst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. Lorbeerblätter, die man ja noch heutzutage zwischen die getrockneten Feigen legt, damit sie nicht verderben, galten für antiseptisch, überhaupt für ausserordentlich heilsam, daher sich nicht bloss Apollo, sondern auch sein Sohn, der Mediziner, Äskulap, sowie im Mittelalter der *Baccalaureus medicinae* mit ihnen schmückte; ja, sie waren narkotische Mittel, welche, gekaut, einen Zustand der Verzückung hervorbrachten, in welchem die Menschen weissagten und in die Zukunft sahen, wurden daher auch an Orakelstätten, wie anderwärts die Samen des Stechapfels, ausdrücklich gebraucht. Von der Ekstase

des Propheten ist aber offenbar die poetische Begeisterung nur einen Schritt entfernt, jeder Dichter ein Seher, jeder Poet ein Prophet und umgekehrt, daher das lateinische *Vates* und das hebräische *Nabi* das eine wie das andere bedeutet; und daher der Lorbeerkranz und die Liebhaberei Apollos, des Gottes, der beides war, und aller seiner Nachfolger im Singen und im Sagen.

Ein noch ausgeprägteres Symbol des Sieges und des Triumphes als der Lorbeer ist die Palme; sie deutet selbst den Sieg im Kampf des Lebens an. Die symbolische Bedeutung der Dattelpalme wurde von den Alten wiederum auf eine Eigenschaft ihres Holzes zurückgeführt — an die hohe Schönheit, die fürstliche Erscheinung der Pflanze dachten sie nicht, sie hielten sich fast immer an eine reelle praktische Qualität, das ästhetisierende Bewundern späteren, schwächlicheren Zeiten und Völkern überlassend, welche solche Bäume nicht immer um sich haben. Was die Alten an der Palme bewunderten, war die Elastizität ihres Holzes, die Widerstandskraft, die Unzerbrechlichkeit desselben. Der Palmbaum erschien ihnen gleichsam wie ein Held, denn, wenn er niedergedrückt wurde, wuchs er nur desto schneller: er bildete den Mut vor, der sich durch kein Unglück beugen lässt. So kamen sie dazu, auf den Medaillen, die sie zum Andenken an schwererrungene Siege und mühevolle Eroberungen prägten, den heroischen Palmbaum anzubringen, ja, jedem verdienstlichen Athleten, jedem ruhmreichen Wagenlenker einen Palmenzweig zu dekretieren — so oft man eine Statue mit einer Palme in der Hand sieht, kann man sicher sein, dass sie einen glücklichen Spieler dargestellt hat, wie auch eine Palme an einem kostbaren Gegenstande anzeigt, dass derselbe ein Preis gewesen ist. Dies würde hinreichen, auch die Palmen auf Särgen und Gräbern, in den Katakomben und auf Bildern in der Hand der heiligen Märtyrer zu erklären: sie gehören siegreichen Kämpfern an, die den Tod überwunden haben. Zugleich aber scheint die Palme noch eine höhere,

kosmische Bedeutung gehabt zu haben; nicht umsonst umfasste Latona, als sie das Licht gebar, in ihren Wehen auf Delos eine Palme und lehnte sich an den heiligen Stamm derselben an. Die Palme war ein Bild des ablaufenden Jahrescyklus, weil sie alle Monate neue Zweige ansetzt, und damit ein Bild der Wiedergeburt und der Auferstehung, ja, ein vegetabilisches Pendant zu jenem Vogel, der sich aus der eigenen Asche verjüngt, zum Phönix. Sie heisst selber *Phönix (φοίνιξ)* im Griechischen, daher man in den altchristlichen Mosaiken auf einer Palme regelmässig einen Phönix sitzen sieht. Ein analoges Pendant zum Phönix ist die Schlange, die jedes Jahr mehrmals die Epidermis abstreift und erneuert und deshalb ein uraltes Symbol der Verjüngung (damit der Heilkunde und des Gottes der Heilkunde, des Äskulap) abgibt; ein drittes der Schmetterling, dieses Sinnbild der unsterblichen Seele, die ihre Schale sprengt und in herrlicher Gestalt, mit Flügeln bekleidet den freien Himmelsraum gewinnt; ein viertes endlich der Pfau.

Gar häufig füllen in den Katakomben die kreisrunden Laibungen der Gewölbe radschlagende Pfauen aus. Sie passen vorzüglich hinein, aber es scheint, dass sie keinen bloss ornamentalen Zweck haben, wie sie einen solchen allerdings seit dem ersten Jahrhundert in Pozzuoli, in Pompeji und Herkulanum und in den jüdischen Katakomben gehabt haben — dass sie auch nicht etwa den gestirnten Himmel versinnbildlichen sollen, in den die Gläubigen nach dem Tode eingehn — sondern dass hier noch ein anderer, merkwürdiger Sinn verborgen ist. Wie man heutzutage bei Bällen und Abendgesellschaften Truthähne und Fasanen auf der Bratenschüssel aufputzt, indem man sie in einen Laib Brot bettet und die Flügel mit den Federn und den radförmig ausgebreiteten Schwanz daransteckt, dass sie lebendig scheinen: so servierte man im Altertum (und zwar nach Plinius zum erstenmal im Hause des reichen Redners Quintus Hortensius, bei einem Diner, das er dem Kollegium

der Augurn gab) den damals in Europa noch ziemlich neuen Pfau in seinem prachtvollen Federschmucke. Man rupfte den Vogel nicht, sondern zog ihm die Haut mitsamt den Federn ab, füllte ihn mit Zimmt, Gewürznelken und aromatischen Kräutern und briet ihn am Spiesse; worauf man ihm sein Federkleid wiederum anzog, die Halsfedern und den Federbusch zurechtzupfte und den Schwanz ausbreitete, so dass auch er bei Tische gleichsam seine Auferstehung feierte. Ein pompejanisches Wandgemälde zeigt vier gebratene Pfauen, die in dieser Weise angerichtet sind, auf einer Schüssel in der Mitte der Tafel; und wahrscheinlich, dass bereits der verständige Ofella in den Satiren des Horaz (II, 2, 23) mit seinem gesunden Sinne tadelnd auf diese Sitte anspielt: es sei ein eitles Schaugericht, der Braten werde darum nicht besser, aber man lasse sich durch den nichtigen Apparat (*vanis rerum*) bestechen. Das geschah noch im Mittelalter — wenn zur Zeit der Kreuzzüge Ritter das heilige Grab zu befreien sich entschlossen, so legten sie bei Tische das sogenannte *Pfauengelübde* (*le voeu du paon*) ab: ein gebratener, neugefiederter Pfau wurde von der schönsten Dame auf goldener Schüssel in Ceremonie in den Speisesaal gebracht und der Reihe nach vor den Rittern niedergesetzt, die auf den Vogel schworen. Der tapferste Ritter hatte hierauf die hohe Ehre, den Braten zu zerlegen; er that es vor den Augen dessen, der seiner Meinung nach den Vorzug vor ihm verdiente. Doch scheint es, dass jetzt niemand gross davon wollte, wenn auch jeder Gast etwas davon bekommen musste. In der gewürzhaften Zubereitung hielt sich das Fleisch jahrelang: der Zoolog Ulisses Aldrovandi erzählt, er habe A. D. 1598 ein Stück Pfau vorgesetzt bekommen, das A. D. 1592 gebraten worden sei; es habe angenehm nach Fenchel gerochen, wenn es auch ein wenig madig gewesen sei. Kein Wunder also, wenn der Pfau neben dem Fenchelgeruche auch in den Geruch der Unverweslichkeit und der Unsterblichkeit kam — *quis enim nisi Deus creator omnium dedit carni pavonis mortui ne pu-*

tresceret? — fragt der heilige Augustinus; aber uns scheint hier der Ort, mit Mephistopheles auszurufen:

Am Ende hängen wir noch ab
Von Kreaturen, die wir machten! —

So mochten schon die alten Ägypter an eine Fortdauer nach dem Tode glauben, weil sie den Leichnamen durch Einbalsamieren selber eine unendliche Dauerhaftigkeit verliehen. Wie dem auch sei, deshalb und nicht etwa, weil er sich jährlich mausert und seine Schleppe erneuert, wie die Palme ihre Blätter, denn das thuen ja alle Vögel — wird der eitle Vogel der Juno das stehende Symbol der Auferstehung und der Unsterblichkeit geworden sein, das er jahrhundertelang abgegeben hat und das ihn zu einem Repräsentanten aller himmlischen Herrlichkeit erhob: noch Hans Memling steckte seinen Engeln Pfauenfedern in die Flügel.

Unwillkürlich sind wir tief ins Christentum hineingeraten, welches freilich voll von Sinnbildern ist und das, wie wir sagten, die ganze Zeitlichkeit als ein Symbol der Ewigkeit aufzufassen strebt; seine mystischen Anschauungen haben wir mit der Muttermilch eingesogen. Diese reiche, durch die Kunst ausgebildete Symbolik ist ein Ausfluss der orientalischen Phantasie und bald auf die Gleichnisreden Jesu, auf seine zahlreichen Parabeln und Apologe, herkömmliche und auch im Alten Testament mehrmals vorkommende Redeformen, bald auf Aperçus der ersten Christen zurückzuführen. Sie hat einen stark persönlichen Charakter: Christus und seine Gemeinde stehen überall im Vordergrunde, auf Christus weist alles hin, in Christus hat die Welt gleichsam einen konkreten Sinn gefunden. Vor allem tritt in der christlichen Religion ein Zug hervor, ein allen Religionen gemeinsamer Zug, der aber hier für die gesamte Liturgie bestimmend gewesen ist: dass Christus als das Licht der Welt, als die Sonne aufgefasst wird, die über der Erde aufgegangen ist, nach einiger Zeit untergeht, aber bald darauf wieder aufgeht und nun für immer

am Himmel bleibt. Zu Weihnachten geht sie auf: nur der Umstand, dass um diese Zeit die Wintersonnenwende eintritt und die Sonne gleichsam von neuem geboren wird, ist die Veranlassung gewesen, das Fest der Geburt Christi, deren Datum unbekannt ist, auf den 25. Dezember anzusetzen. In der Karwoche geht sie unter: thatsächlich ist nach den Evangelisten beim Tode Jesu eine Sonnenfinsternis eingetreten; die Feier der Finstermetten oder der *Tenebrae*, bei welchen fünfzehn Kerzen nacheinander ausgelöscht werden und die letzte, das Symbol des Erlösers, hinter dem Altar versteckt wird, bildet diesen Sonnenuntergang im Innern der Kirche nach. Zu Ostern kehrt sie wieder: indem das Fest der Auferstehung von Haus aus mit dem Frühling und dem Wiederaufleben der ganzen Natur zusammentraf, so ergab sich die Beziehung auf die Sonne, welche in das Zeichen des Widders tritt und den Äquator erreicht, von selbst; diese Beziehung wurde durch die Vorschrift, dass das Osterfest immer an dem zunächst auf den Frühlingsvollmond folgenden Sonntage gefeiert werden solle, nur sanktioniert. Ein kleines Abbild gewährt die Kirche abermals mit der Osterkerze, welche, am Ostersonnabend angezündet und mit fünf Weihrauchkörnern besteckt, zugleich den Leib Christi und die milde, warme, belebende Frühlingssonne symbolisiert.

Aber die Symbole Christi sind nicht bloss am Himmel aufzusuchen, die Erde hat Überfluss daran. Wenn man nach Jerusalem kommt und die alten Ölbäume im Garten Gethsemane, die Feigenbäume und Weinstöcke auf dem Ölberg, die Beduinen mit ihren Schafherden erblickt, so wird man an die Zeit, wo Christus die nächstliegenden Dinge zu Symbolen wählte, wunderbar erinnert. *Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben — ich bin ein guter Hirte — siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.* Das sind die Sprüche, die man zur Erklärung der rohen Gebilde an den altchristlichen Sarkophagen und der Malereien in den Katakomben braucht. Der Weinstock be-

deutet Christus; der Hirte, der das verlorene Schaf auf seinen Schultern trägt, ist Christus; das Lamm, das tiefsinnig, von sieben Leuchtern umgeben, auf dem Stuhle sitzt, ist Christus. Die Schafe sind die Glieder der christlichen Gemeinde: eine Schafherde, die von Wölfen überfallen, aber von wachsamen Hunden verteidigt wird, war noch im XIV. Jahrhundert ein Sinnbild der von Irrlehrern bedrohten, von Dominikanern bewachten *Ecclesia Militans*. Ein andermal wird die Gemeinde als ein Flug Tauben dargestellt, während derselbe Vogel nachmals ein Emblem des heiligen Geistes abgab. Die Kirche ist auch ein Schiff — das Leben mit einer Seefahrt zu vergleichen, lag den Aposteln, die Fischer gewesen waren, nahe; wer jemals nach Rom gekommen und in die Peterskirche gegangen ist, der hat sich auch das schöne Mosaik des Giotto, die *Navicella* oder das *Schiffchen* angesehen, das ehemals die Façade der alten Basilika schmückte und gegenwärtig die Lünette über dem mittleren Eingang füllt. In dem *Schiffchen* stehen die Apostel und fahren über das unruhige Galiläische Meer: der Sturm rast und es ist nahe am Kentern. Da erscheint Christus auf den Fluten und Petrus eilt ihm entgegen und ergreift seine rettende Hand; während links auf einer Klippe ein Fischer sitzt und angelt. Die Erinnerungen an das Fischerleben mochten auch dazu beitragen, den Fisch, der als fruchtbares Tier der Venus heilig war, der aber schon in seinem Namen (*ἸΧΘΥΣ*) auf den Erlöser hinwies, zu einem mystischen Zeichen des Christen und Christi selbst zu machen: Fisch, Lamm und Taube sind die drei vornehmsten, vieldeutigen Symbole des christlichen Altertums; es sind Worte einer Weltsprache, die vor zwei Jahrtausenden gesprochen worden ist — nicht doch, die von Anbeginn der Welt an gesprochen, aber erst zu Christi Zeit verstanden worden ist.

III. Die Divination.

Drei Träume — wenn wir unter dem Lebensbaume der Welt sitzen, ist es uns auch als ob wir träumen — Plato's Erklärung von der Gabe der Weissagung — die Leber nicht bloss ein subjektives Organ der Divination — Vorbilder des Kommenden — Eingeweideschau und Vogelflug — Spinnen und Schafherden, Raben und Krähen, Hornissen und Hasen — persönliche Erlebnisse sind bildlich und vorbedeutend — die Salisation, das Niesen — Omina, die auf die letzte Mahlzeit Christi und den Karfreitag zurückgehen — das Verschütten des Salzes, die Zahl Dreizehn, der Freitag — die Menschen bauen den Anzeichen des Unglücks vor — deuten sie um — Bischof Otto in Pommern — Vorbilder Christi im Alten Testament — heidnische Vorbilder — die Welt, ein *Signum, quod a Deo hominibus portenditur.*

Ich erlebte um dieselbe Zeit noch etwas Drittes: die apokalyptischen Tiere erschienen mir auch im Schlaf. Gleich in der ersten Nacht, die ich auf der Via Antonio Giacomini zubrachte, hatte ich einen sonderbaren Traum; ich vermählte mich mit einem Adlerweibchen. Der Sinn dieses Gesichtes schien mir aufzugehen, als mir kurz darauf eine ostpreussische Dame schrieb, dass sie zum Winter wieder nach Italien kommen werde; aber was das sonderbarste war, die Dame hatte aus Berchtesgaden geschrieben, wo sie sich eben aufhielt, und in ihren Brief eine Adlerkralle eingelegt, wie dieselben in Oberbayern und Tyrol an der silbernen Uhrkette getragen werden.

Kurz darauf hatte ich einen zweiten merkwürdigen Traum. Ich träumte, dass ein lastbarer Esel zu mir gelaufen kam und seinen Kopf, wie in der Fabel, liebkosend an meine Seite legte. Den nächsten Morgen wurde von einem florentiner Bankhaus ein Bote zu mir geschickt, der mir unerwartet eine erhebliche Summe Geld auszahlte.

Wieder einige Tage darauf hatte ich einen dritten, minder harmlosen Traum. Mir träumte, ein guter Bekannter reiche mir eine Welsche Nuss und einen Bissen Brot. Aber ehe ich mich's versah, kroch aus der Nuss ein hässlicher Wurm hervor, fiel auf die Erde und entwand sich. Den Bissen Brot behielt ich in der Hand. Die Auf-

lösung dieses Rätsels war mir wahrhaft überraschend, weil ich von dem, was ich gleich auseinandersetzen will, bis dahin auch nicht die geringste Ahnung hatte.

Den nächsten Tag besuchte mich nämlich obenerwähnter Freund, ein Italiener und Inhaber eines Kurzwarengeschäftes, und brachte mir eine stählerne Schraube mit, um die ich ihn gebeten hatte, um etwas anzuschrauben. Wie er die Spindel probierte, ob sie zur Mutter passe, meinte er, *der Wurm sei ein wenig länger als das Brot, das schade aber nichts.* Ich verstand das nicht, und er erklärte mir, dass man im Italienischen das Schraubengewinde, welches um die Spindel ausserhalb herumlaufe, das *Brot* der Schraube (*Pane della vite*) und das Schraubengewinde, welches innerhalb der Mutter angebracht sei, den *Wurm* der Schraube (*Verme della vite*) nenne. Jetzt ging mir ein Licht auf! Und ich hatte mich schon auf einen Ärger gefasst gemacht! —

Dergleichen Träume träumte ich in derselben Stube, nur in längeren Zwischenräumen, auch noch später, gewöhnlich bei zunehmendem Monde; und da ich mir bisher diese Anlage nicht kannte, so kam es mir vor, als ob ich nicht auf einer gewöhnlichen Matratze bei der Porta San Gallo, sondern auf dem Widderfelle im Tempel des Amphiaraos läge: ganz sicher übte diese Wohnung auf mein empfängliches Gehirn eine begeisternde Wirkung.

Aber zum drittenmale ward ich angeregt, auf die geheime Sprache der Welt zu hören und die Bilder zukünftiger Schicksale, die uns nicht etwa bloss im Traume, sondern auch in der Wirklichkeit, zumal in der Jugend umschweben, im Herzen zu bedenken: es sind Vorbilder, die wir im tiefen Spiegel der Zeit erblicken, Schatten, von kommenden Ereignissen vorgeworfen, und, wie Cicero sagt, *Signa, quae a Deis hominibus portenduntur.*

Wie in der mystischen Sprache der Religion erscheinen uns die natürlichen Dinge als Sinnbilder, und wie im Traume sind die Sinnbilder vorbedeutend. *Unter deinen Lebensbäumen wird uns sein, als ob wir träumen,* heisst es in jenem geist-

lichen Liede; aber auch wenn wir unter dem grossen Lebensbaume der Welt sitzen und das Eichhörnchen am Stamme der Esche Yggdrasill auf- und abläuft, die Neidworte zwischen Adler und Schlange hin- und hertragend, kann uns jezuweilen sein, als ob wir träumen. Plato gibt in seinem *Timäus* eine wundersame Erklärung von der Gabe der Weissagung, deren Organ nach seiner Auffassung die Leber ist. Er unterscheidet zwei Seelen, eine unsterbliche und eine sterbliche. Jene hat Gott, der Weltbildner, selbst gemacht; diese machten die Göttersöhne, indem sie ihr schreckliche Leidenschaften gaben, zuerst die Lust, den Köder zum Bösen, dann Schmerzen, die Hindernisse des Guten, ferner die unverständigen Ratgeber, Mut und Furcht, Jähzorn und trügerische Hoffnung, wozu sie noch unvernünftige Empfindung und tolle Liebe mischten. Die unsterbliche Seele kam in den Kopf, die sterbliche Seele in den Leib, das Fahrzeug des Kopfes. Aber hier wieder an zwei Stellen. Das tapfere, mutige, ehrgeizige Teil der sterblichen Seele wohnt in der Brust oberhalb des Zwerchfells; das begehrende und bedürftige Teil der sterblichen Seele wohnt im Bauche, unterhalb des Zwerchfells, wo die Krippe des ganzen Tieres, der Magen, aufgehängt ist. Da nun die Götter wohl wussten, dass die sterbliche Seele nichts nach der Vernunft fragen, sondern Illusionen und Phantasmen gehorchen werde, so gaben sie ihr die Leber zu, in welcher ihr die unsterbliche Seele wie in einem Spiegel bald trübe, bald heitere Bilder zeigen und sie dadurch bald schrecken, bald erfreuen könnte. Damit gedachter Spiegel beständig rein und glänzend erhalten bliebe, setzten sie auf der linken Seite die Milz an die Leber an. Und weil Gottvater seine Söhne ermahnt hatte, ihre Sache möglichst gut zu machen und die schlechte sterbliche Seele doch auch ein wenig von der Wahrheit abbekommen sollte, so verliehen sie ihr die Gabe der Weissagung, als wozu eben jene Spiegelbilder dienen. Diese Gabe hat mit der unsterblichen Seele nichts zu thun, da man niemals bei

vollem Bewusstsein, sondern nur im Schlummer und in Krankheit weissagt. Der Mensch kann wohl beim Erwachen die Traumbilder analysieren und deuten, aber nicht während des Traumes selbst; daher Propheten gesetzt sind, die Gesichte der Träumenden auszulegen.

Also die sterbliche Seele weissagt, wenn sie die göttlichen Bilder im Spiegel der Leber erblickt — Bilder, die man natürlich, wenn der Mensch tot ist, nicht mehr bemerken kann. Aber die höchst empfindliche Leber, die vielmehr ein Spiegel der Gesundheit ist, galt den alten Griechen und Römern nicht bloss für ein subjektives Organ der Divination, sondern auch an sich selbst für ein Eingeweide von höchster Vorbedeutung: beim *Haruspicium* wurde in dem geschlachteten Opfertier zuerst die Leber untersucht, sie hiess, mit Anspielung auf den delphischen Dreifuss, der *Dreifuss der Wahrsagekunst* (τρίπους τῆς μαντικῆς). Wenn die Leber ihre natürliche Röte hatte, wenn sie gesund und fleckenlos, richtig ausgewachsen und zweifach, gleichsam doppelt war, wenn die Lappen gehörig von einander abstanden: so versprach man sich guten Erfolg bei einer Unternehmung; hingegen fürchtete man, wenn die Leber trocken, verwachsen oder ohne Lappen (ἄλοβος) war oder ganz und gar fehlte. Als Alexander der Grosse nach Babylon kam, opferte der Seher Pythagoras, und die Leber fand sich ohne Lappen.

Überall und zu allen Zeiten hat der Mensch geglaubt, dass die Vorsehung, die unablässig über ihm wache, ihn an die Schicksale, die ihm bevorstehen, zu erinnern suche; überall hat er aus der Erscheinung gewisser Himmelskörper, namentlich der Kometen, aus den Sonnen- und Mondfinsternissen, aus Blutschnee und Schwefelregen, aus dem zufälligen Vorkommen einzelner lebloser Gegenstände, aus dem Auftreten gewisser Tiere günstige oder ungünstige Schlüsse gezogen. In tausend Dingen sahen die Alten Vorbilder des Kommenden, und sie zeichnen sich dadurch aus, dass sie diese Vorbilder nicht bloss an sich herankommen liessen,

wie ein Gott sie schickte, sondern dass sie dieselben geflissentlich aufsuchten und befragten wie ein Orakel. Als Alexander der Grosse vor den Mauern Babylons stand, flogen Raben vor ihm auf, die sich unter einander zerhackten, so dass einige tot niederfielen; und als der geächtete Cicero bei seiner Villa in Formiä landete, erhoben sich von dem kleinen Apollotempel zahllose Raben, näherten sich schreiend dem Schiffe des Cicero und setzten sich auf die Rahen, deren Tauwerk sie zerrissen. Beidemal waren sie Todesboten, denn im allgemeinen pflegen Krähen und Raben, die krächzenden Vögel der Walstatt, mehr Böses als Gutes vorherzusagen; auch wir halten den Raben, den heiligen Vogel Odins, der schon in der Edda den Dienst eines Propheten versieht, für einen Unglücksvogel. Grosse Krähenschwärme oder einzelne, auf dem Giebel eines Hauses anhaltend schreiende Krähen gelten beim Volk noch heute für ein schlimmes Vorzeichen. Aber beim Auspicium wurden die Vögel ausdrücklich auf ihren Flug, ihren Gesang und ihre Zahl hin angesehen, um Anzeichen zu erhalten. Romulus stellte sich auf den Palatin und Remus stellte sich auf den Aventin und jeder von beiden zählte seine Geier; ja, ihre Nachkommen hielten sich eigens Hühner, um zu beobachten, wie sie frassen, ganz so, wie sich die brasilianischen Indianer Steisshühner hielten und vor wichtigen Unternehmungen tagelang auf ihre eigentümlichen Pfiffe horchten. Die Hauptsache blieb der Flug gewisser freilebender Vögel, obgleich sich bei der Verwirrung, die in Angaben dieserart herrscht, schwer entscheiden lässt, ob die *dextra* oder die *sinistra avis* glücklich oder unglücklich gewesen sei.

Wir alle sind Auguren, nur weniger systematisch; jede Spinne ist uns ein Orakel und jede Herde Schafe eine Weissagung. Das Sprichwort sagt:

> Spinne am Morgen, Gram und Sorgen;
> Spinne am Mittag, Glück für den andern Tag;
> Spinne am Abend, süss und labend —

was der Franzose ausdrückt:

> Araignée du matin, grand chagrin;
> Araignée du midi, grand souci;
> Araignée du soir, bon espoir —

und ein anderes, in Ostpreussen wohlbekanntes:

> Schäfchen zur Linken,
> Wird Freude dir winken;
> Schäfchen zur Rechten,
> Gibt's was zu fechten.

Ganz allgemein ist im Christentum der Glaube, dass es Unglück bedeute, wenn einem ein Hase über den Weg laufe, während das doch vielmehr für den Hasen selber Unglück bedeuten sollte; aber das fruchtbare Tier, das der Venus geheiligt war, mochte im Mittelalter zu einem Teufelstier gestempelt worden sein, in das sich Hexen verwandelten, umsomehr, als der Hase anderseits einen gewissen trüben, unheimlichen Charakter nicht verleugnet, macht doch sogar der Genuss seines Fleisches melancholisch. Der Hase ist ein einsames, nächtliches Tier: den Tag über schläft und ruht er in seinem Neste, er lebt, sozusagen, nur bei Nacht: in der Nacht geht er aus, in der Nacht schreitet er zur Äsung, zur Fortpflanzung. Und als ein verfluchtes, menschenscheues Nachttier weissagt er nichts Gutes, zumal dem Reisenden, ja sogar die Soldaten mögen sich nicht schlagen, wenn der furchtsame Lampe über die Walstatt läuft. In dem hellenischen Unabhängigkeitskampfe ist ein solcher Fall wirklich vorgekommen; A. D. 1289 verloren die Grafen von Holstein eine Schlacht, weil ihrem Kriegsheer, das eben gegen die Dithmarschen zog, ein Hase entgegenlief. Mit einem Worte:

> Wann der Has läuft über den Steg,
> So ist Unglück schon auf dem Weg.

Der anmutige Steinkauz, dessen Erscheinen die alten Athener mit den Worten *γλαῦξ ἵπταται* begrüssten und den die modernen Griechen dem König Otto bei seiner Ankunft als Willkommen überreichten, gilt in vielen Gegen-

den Deutschlands als unheilweissagender Vogel, nicht viel besser als das Picken der Totenuhr. Die Phantasie ist erfinderisch, in unvorhergesehenen Ereignissen, namentlich in Tieren, die Geister zukünftiger Schicksale und in dem Heute das Morgen zu erkennen. Herzog Albrecht reitet nach Rheinfelden, und

> unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
> von Hornissen, die fallen auf sein Ross,
> dass es für Marter tot zu Boden sinkt.

Er wird bald ermordet werden. Im Februar 1885 scheiterte der auf der Fahrt von Cadix nach der Insel Cuba begriffene spanische Dampfer Alfonso XII.; in Spanien wurde dieses Ereignis gleich als ein böses Omen für den König, der am 25. November desselben Jahres starb, betrachtet. Als die Franzosen im Jahre 1812 durch Deutschland nach Russland zogen und die unbestimmte Erwartung eines furchtbaren Verhängnisses in der Luft schwebte, sagte man, sonst hätten ihre Rosse gewiehert, so oft sie aus dem Stall geführt worden wären, damals hätten sie die Köpfe gehangen; sonst waren die Krähen und Raben dem Heere des Kaisers entgegengeflogen, jetzt begleiteten sie das Heer nach Osten über den Niemen, ihren Frass erwartend.

Der alte Dessauer kehrte wieder heim, wenn ihm im Walde alte Weiber begegneten; in Italien hütet man sich, am frühen Morgen einem Priester, einem Mönch, einer Jungfrau, einer Schlange, einer Eidechse, einem Reh und einem Wildschwein zu begegnen, während man sich freut, wenn man unterwegs auf eine Hure, einen Wolf, eine Grille oder eine Kröte stösst. Der Angang eines Wolfes war schon unseren Ahnen ein glückliches Vorzeichen, daher sie ihre Kinder *Wolfgang* nannten; auch die Schlange bedeutet anderwärts Glück — die Sioux oder die Nadowessier töten keine Klapperschlange, vielmehr steht sie bei ihnen wegen ihrer List in Ansehen und das Begegnen einer solchen wird von ihnen als etwas Günstiges gedeutet. Frauen dagegen haben überall etwas Dämonisches; unter den Amerikanern

herrscht sogar das Vorurteil, alle Jagden müssten einen unglücklichen Ausgang nehmen, bei denen aus Unachtsamkeit zuerst ein weibliches Tier erlegt wird. Und bis nach Indien ist es ein Unglückszeichen, zuerst am Morgen einer Witwe zu begegnen. Endlich die Mönche werden auch von dem frommen Spanier gemieden: *einer stand eines Morgens auf,* sagt Don Quixote, *ging aus seinem Hause und begegnete von ungefähr einem Bruder von dem Orden des seraphischen heiligen Franciscus — stracks kehrt er wieder um, als wenn ihm der Vogel Greif begegnet wäre, und läuft nach Hause zurück. Ein anderer verschüttet ein wenig Salz und wird darüber so melancholisch, als wenn die Natur verpflichtet wäre, künftige Begebenheiten durch dergleichen Lappalien zu verkünden* (II, 58).

Denn nicht bloss äusserlich, greifbar, in Tiergestalt oder in der Mönchskutte tritt das Verhängnis an uns heran: auch persönliche, ganz persönliche Erlebnisse erscheinen dem ahnungsvollen Gemüt als bildlich und vorbedeutend. *Supercilium salit. Oculus dexter mihi salit. Das rechte Auge grimmt mir, ich werde was Liebes sehen. Das rechte Ohr klingt mir, es wird jetzt von mir gesprochen.* Das Niesen wurde schon im höchsten Altertum als ominös betrachtet: weil jemand nieste, als Xenophon sein Heer zum Angriff ermahnte, sah man sich genötigt, ein Bussgebet auszuschreiben; dagegen ward derselbe Xenophon zum Feldherrn ernannt, weil jemand nieste, während er seine Rede hielt. Es kam auf Zeit und Umstände an. Von Mitternacht bis Mittag wurde das Niesen für schädlich gehalten, ebenso bei Tafel, wenn abgeräumt ward, das ein- oder dreimalige Niesen und das Niesen zur Linken. Von Mittag zu Mitternacht dagegen war das Niesen günstig, ebenso das Niesen zur Rechten und das zwei- und viermalige Niesen. Besonders günstig war es, wenn zwei Personen zugleich niesten, während sie sich über etwas berieten. Als dem Themistokles bei einem Opfer drei Gefangene in königlicher Tracht gebracht wurden, nieste jemand auf der rechten Seite. Der Priester Euphrantides deutete dies dem Themi-

stokles als ein Vorzeichen des Sieges. Nach deutschem Volksglauben bedeutet dreimal nüchtern niesen Glück, namentlich Geschenke; und ebenso folgern wir: *er hat es beniest, also muss es wahr sein.* Man erklärt das damit, dass der Niesende gleichsam eine bejahende Bewegung mit seinem Kopfe mache; doch ist das Nicken sicherlich das wenigste beim Niesen. Bereits Telemach *beniest* die Worte der Penelope in der Odyssee (XVII, 545).

Nach dem Berichte des Herodot wurde Darius Hystaspis König von Persien, weil sein Ross gewiehert hatte. Als der falsche Smerdis ermordet worden war, beschlossen die persischen Grossen, denjenigen zum König zu wählen, dessen Ross zuerst wiehere, wenn sie an einem bestimmten Tage bei Sonnenaufgang ausritten. Der Hengst des Darius brachte die Entscheidung, weil er Tags zuvor von dem listigen Stallmeister Oibares in der Vorstadt zu einer Stute gelassen worden war. Die Sache ist keine Fabel, sondern ganz im Geiste der persischen Religion (Herodot III, 86).

Wenn Grosses bevorsteht, so gewinnt jedes kleine Vorkommnis den Schein eines höheren Winkes. Immer wird sich die Hausfrau beim Backen darüber freuen, sobald der Teig schön aufgeht; wenn sie aber einen Geburtstagskuchen bäckt, achtet sie ängstlich darauf, dass er in die Höhe geht und nicht etwa klitschig und klantschig bleibt, denn danach richtet sich das Ergehen ihres geliebten Sohnes im neuen Lebensjahre. Noch Anfang des XI. Jahrhunderts war es Brauch, in der Neujahrsnacht ein Brot mit den Zeichen eines Namens zu backen und nach Römerart mit dem Aufgehen des Teiges ein systematisches Augurium anzustellen. Und schon bei einer gewöhnlichen Mahlzeit wird darauf gesehen, dass wir das Brot nicht auf die unrechte Seite legen — dass Messer und Gabel nicht übers Kreuz zu liegen kommen — dass man kein Salz verschüttet: wenn nun erst bei einer Hochzeit das Salzfass umgeworfen und damit ein entsetzliches Omen gegeben wird! — Es ist ganz in der Ordnung, dass Judas Ischariot auf Leonardo da

Vinci's berühmtem *Abendmahl* mit dem linken Arme zufällig das Salzfass umstösst, ja, man könnte vermuten, dass es thatsächlich vorgekommen und der Aberglaube auf diese Szene zurückzuführen sei, wie ebenfalls seit der letzten Mahlzeit Christi und der zwölf Apostel die Zahl Dreizehn als eine gefährliche Zahl, und seit dem Karfreitag der Freitag als ein Unglückstag betrachtet wird. Sitzen Dreizehn bei einander zu Tisch, so muss wie damals einer binnen Jahresfrist sterben, das ist ausgemacht*); und schon Prokop bemerkt, dass Justinian und Theodora ihre Regierung mit einem bösen Omen antraten, indem sie es an einem Karfreitag thaten, an welchem der Friedenskuss beim heiligen Abendmahl nicht gegeben werden durfte. Der Fliegende Holländer wurde grausam gestraft, weil er an einem Karfreitag in See gegangen war. Vom Karfreitag ging dann das Omen auf alle Freitage über: an einem Freitag darf nichts unternommen, nicht geheiratet und nicht gereist werden. Nur in Amerika gilt der Freitag für glücklich — Kolumbus schiffte sich in dem Hafen von Palos, 3. August 1492, an einem Freitag ein, und viele der grössten politischen Ereignisse haben an diesem Tage stattgefunden. Bereits die alten Römer hatten ja ihre *Dies Nefasti* oder *Atri*, an welchen dem Staate ein Unfall begegnet war und nichts wichtiges unternommen werden durfte. Was das Salz betrifft,

*) Nur der charakteristischen Zusammensetzung der Tischgesellschaft des Herrn hat man es zuzuschreiben, wenn die Zahl Dreizehn in Misskredit gekommen ist; denn nicht nur dass sie bei den Hebräern und Griechen nichts Anstössiges hatte, man findet überhaupt bei allen Völkern vielmehr eine Furcht vor den geraden als vor den ungeraden Zahlen. Diese Furcht ist der Grund, dass die Rabbinen dem Missethäter nicht (nach 5. Mose XXV, 3) 40, sondern nur 39, die Hindu umgekehrt nicht 100, sondern 101 Hiebe geben lassen; dass bei festlichen Gelegenheiten 101 Kanonenschüsse abgefeuert werden und dass die Getreuen in Jever dem Reichskanzler jährlich zum Geburtstag 101 Kiebitzeier senden. Niemand im Orient gibt oder nimmt eine Obligation für eine gerade Summe; wenn einer 10000 Rupien ausleiht oder borgt, so wird geschrieben 10001. Der bekannte Titel: *Tausend und eine Nacht* hat keine andere Veranlassung.

so scheint das Omen älter, denn bereits die Römer hielten es für ein böses Zeichen, wenn das Salz, das man auf das Haupt der Opfertiere streute, wieder verschüttet wurde.

Eine Pensionärin fürchtet eine unglückliche Liebe, wenn sie einmal aus Versehen die Milch vor dem Zucker in den Kaffee thut — sie ist untröstlich, wenn der Schuhriemen oder (in Italien) die Spitzenmanschette reisst — eine Braut vollends, die beim Gang zum Altar mit dem Fusse anstösst oder fällt, hat nichts Gutes zu erwarten. Das sind naheliegende unglückliche Omina; sie zu vermeiden, wurde die Braut im alten Rom über die Schwelle hinweggehoben, was noch jetzt in Griechenland geschieht. Wir betrachten den Tag als verloren, an dem wir mit dem linken Fuss aus dem Bette gestiegen sind: im Altertum war es Regel, die Stufen zu den Tempeln nur in ungleicher Zahl anzulegen, so dass man mit dem rechten Fusse in das Gebäude eintrat; man hielt das für einen wesentlichen Punkt und für ein ebenso günstiges Augurium, als das Gegenteil ungünstig gewesen wäre. Die Menschen sind der Meinung, das Unglück abzuwehren, wenn sie den Anzeichen desselben vorbauen; und doch kommen diese Anzeichen wie ein Dieb in der Nacht, unvorhergesehen und unabwendbar. Noch besser, sie mit Geistesgegenwart für sich und andere geschickt umzudeuten, als ihnen den Eintritt von vornherein abschneiden zu wollen. Als Crassus mit seinem Sohne in Hierapolis aus dem Astarte-Tempel trat, glitt zuerst an der Schwelle der junge Crassus aus, dann fiel der Vater über ihn. Sie nahmen ihr Unglück hin. Aber als Cäsar bei der Landung an der afrikanischen Küste (bei Hadrumetum v. C. 47) hinstürzte, rief er: *Teneo te, Africa! Ich fasse dich, Afrika!* — das widrige Zeichen in ein günstiges verwandelnd, wie Friedrich der Grosse, der (am 14. Dezember 1740, vor Beginn des ersten Schlesischen Krieges) beim Herabsturz der Glocke zu Crossen seiner entmutigten Armee zurief: *Das Hohe wird erniedrigt, Brandenburg über Österreich siegen!* — Der Fall Cäsar's, der auch von Scipio erzählt wird, hat sich

angeblich am 28. September 1066 bei Wilhelm dem Eroberer zu Pevensee bei Hastings wiederholt.

Woher aber der tiefe und allgemeine Glaube an dergleichen Omina? Doch, wie gesagt, nur daher, dass die Gottheit in allen, selbst in den unscheinbarsten, die Zukunft auf geheimnisvolle Weise ab- und vorzubilden scheint. In dem scheiternden Schiffe des Königs von Spanien sinkt gleichsam Alfonso selber unter; in dem schwarzen Raben scheint das Schicksal des Cicero zu fliegen, in dem Hasen das bevorstehende Unglück leibhaftig über den Weg zu laufen, in dem aufgehenden Geburtstagskuchen das Geburtstagskind selber aufzugehen. Der heilige Bischof Otto, der Apostel der Pommern, unterrichtete und taufte die ersten Heiden an einem See zwischen Tankow und Himmelstädt. Es waren gerade dreissig, die sich aus Neugierde eingefunden hatten; und dieser Umstand bestärkte den Heiligen in der trostreichen Hoffnung, dass die Lehre des Christentums von den Drei göttlichen Personen und den Zehn Geboten in Pommern Eingang finden würde (30 = 3 . 10). Das war ganz im Geiste eines Bischofs, der vom Seminare her gewohnt ist, Vorbilder in der Vergangenheit und in der Gegenwart, und im Alten das Neue Testament zu suchen. Denn auch unsere Heilsgeschichte enthält unzählige tiefsinnige Vorbilder, stumme Boten, die in grauer Vorzeit auf Jesum Christum weisen, unbewusste Vorläufer des grossen Erlösungswerkes, typische Personen, die sich selbst zu leben glauben und deren Sinn erst nach Jahrtausenden bei andächtiger Betrachtung des erhabenen Weltplans aufgeht. Wer sich jemals in das göttliche Weltgedicht vertieft hat, das Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle aufrollt; wem die steinernen Bilder am Sarkophag des Junius Bassus in die Seele gefallen sind; oder wer die lebenden Bilder im Passionsspiel zu Oberammergau wie in einem Retroperspektiv erblickte — der kennt die Dinge und die Szenen, die, von Nebel und Dämmerung umflossen, das heilige Mysterium vorgebildet haben. Das Widderfell auf der Tenne

Gideons, allein auf Erden mit Tau benetzt, ein Vorbild für die unbefleckte Empfängnis — Abrahams Opfer ein Vorbild für Christi Opfertod — Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, ein Vorbild für die Taufe — die Speisung mit Manna, ein Vorbild des Abendmahls — Jonas, vom Walfisch verschlungen und ausgespieen, ein Vorbild der Auferstehung — Daniel in der Löwengrube, ein Vorbild für Christi Höllenfahrt — Elias, der auf feurigem Wagen gen Himmel fährt, ein Vorbild für Christi Himmelfahrt: Vorbilder überall. Vorbilder sogar im Heidentum, aus dem bald die Danae, bald die Sirene, bald der widdertragende Hermes, namentlich aber Orpheus herangezogen wird, wie er die wilden Tiere mit seinem himmlischen Spiel bezaubert und die Allgewalt des Evangeliums ahnen lässt — der Fälle nicht zu gedenken, wo die heidnische Mythologie nur die Darstellungsform für christliche Ideen ohne typische Bedeutung hergibt.

Auf diese Weise *redet* Gott mit der Menschheit. Über den Wert oder Unwert der heiligen Vorbilder haben wir hier nicht abzuurteilen, weder in der heidnischen Divination, noch in der christlichen Symbolik: genug, dass die Vorbilder im Gedächtnis des Volkes haften und dass die Menschheit bis auf den heutigen Tag an diese Sprache glaubt. Denn allerdings ist es eine Sprache, eine geheimnisvolle und uralte Weltsprache, die uns in der Divination, wie in der Symbolik anhallt, und, wie Cicero sagt, eine Selbstoffenbarung Gottes. Die Welt in ihrer unendlichen Entfaltung, ihr mächtig flutendes Leben erscheint dem ahnungsvollen Denker als ein Gleichnis und als ein *Signum, quod a Deo hominibus portenditur.* Die Weltsprache ist ewig wie die Welt. Sie ist gesprochen worden, ehe noch ein Wesen darauf gehört hat. Wer sie verstünde, wäre der weiseste Mann, weiser als Sokrates.

Mit recht könnte er sagen: *Amicus Plato, amicus Socrates, magis amica veritas.*

IV. Die Traumsprache.

Auffassung der Träume im Altertum — der Morpheus des Ovid — die Träume eine Art selbständiger Geister, die von den Göttern auf die Erde gesendet werden — die zwei Pforten, aus denen sie kommen — die Sprache des Traumes, eine vierte göttliche Offenbarung — die Träume Augurien, die Traumdeutung Divination — die Bildlichkeit des Traumes — sie erinnert an die Ausdrücke der Dichter und Propheten — Parallelen, die man zwischen den Träumen profaner Personen und den Visionen alttestamentlicher Propheten ziehen kann — zwei von Fredegar mitgeteilte Träume fränkischer Könige — die Seele und die Maus — die Bildersprache des Traumes ist oft abhängig von der Zeit, der Nation und dem Lande des Träumenden, sowie von persönlichen Zuständen — Idee einer allgemeinen Traumsprache und eines Wörterbuchs derselben — Proben: Redensarten des Traums, die durch die ganze Welt gehen — Verirrungen, Zahlensymbolik in Italien und in Wien.

Die drei Träume von vorhin haben uns zunächst auf das weite Gebiet der Divination und auf die Vorzeichen geführt, die gleichsam reale Träume sind. Erst jetzt packen wir das damals angeregte Thema.

Als der alte Ovid seine Metamorphosen schrieb, hat er sichs gewiss nicht träumen lassen, dass er mit einer seiner Fabeln die Chemie und die *Pharmacopoea Germanica* um einen Begriff bereichern würde, der gegenwärtig im Guten wie im Bösen die wichtigste Rolle spielt; nämlich um das Morphium, welches nächst dem Chinin die vorzüglichste aller Pflanzenbasen ist. Eine der schönsten Stellen in den Metamorphosen ist bekanntlich die phantasiereiche Beschreibung der *Höhle des Schlafs* im elften Buche. Bei dieser Gelegenheit gibt der Dichter dem Schlaf drei Söhne: den Morpheus, den Icelus oder Phobetor und den Phantasus, alles drei Traumgötter und *Bildner* oder *Former* von Traumgestalten, das bedeuten die drei Namen, die griechisch, aber von Ovid erfunden worden sind. *Excitat artificem simulatoremque figurae Morphea.* Morpheus ist der berühmteste unter den drei Brüdern und nachgerade soviel wie der Vater selbst: wir betrachten ihn nicht bloss als Traumgott, sondern überhaupt als Schlafgott; von einem Schlafenden sagen wir: er ruhe *in Morpheus' Armen.* Als daher der

britische Naturforscher Robert Boyle im XVII. Jahrhundert das Alkaloïd des Opiums, wie es auch hiess, das ***Magisterium Opii*** entdeckte, nannte er es, als ein schlafmachendes Mittel, nach dem Morpheus des lateinischen Dichters ***Morphium*** oder wie die Engländer, Franzosen und Italiener sagen, ***Morphin:*** die Endung — ***ium*** haben wir jedenfalls nur dem ***Opium*** zuliebe gewählt, welches eigentlich ein Diminutivum und soviel wie *Säftchen* ist *(ὄπιον).*

Was aber die drei Traumgötter anbetrifft, so erscheinen sie mir als eine frostige Erfindung des Ovid, in der Sprache, aber durchaus nicht im Geiste der alten Griechen, als welche, gleich den meisten Naturvölkern, glaubten, dass die Träume eine Art selbständiger Geister seien und von den Himmlischen wie Boten oder Engel auf die Erde entsendet würden. Beim Homer wohnt das Volk der Träume da, wo die Schatten der Verstorbenen wohnen, nämlich an den westlichen Ufern des die Erde umfliessenden Weltstroms, des Okeanos; hier harren sie der Befehle der Götter, welche sie bald zu diesem, bald zu jenem Schläfer schicken. So schickt Zeus am Anfang des zweiten Buches der Iliade dem Agamemnon einen Traum, der ihn zur Lieferung einer Schlacht auffordert und sich ausdrücklich als einen göttlichen Boten zu erkennen gibt: *Διὸς δέ τοι ἄγγελός εἰμι.* Das schliesst freilich nicht aus, dass die Träume nicht auch gelegentlich von selber, ohne göttliches Geheiss erscheinen, wo sie dann nichts zu bedeuten haben; dass sogar die gottgesendeten gelegentlich trügen, wie denn eben der Traum, den Zeus dem Agamemnon schickt, trügerische Hoffnungen in ihm erweckt. Penelope, die den schönen, bedeutungsvollen Traum gehabt hat, dass ein Adler ihre zwanzig Gänse würgte, und den Odysseus darum befragt, sagt, es sei eine schwierige Sache um Träume, nicht alle gehen in Erfüllung: sie kommen aus zwei Pforten, aus einer elfenbeinernen und aus einer hörnernen, jene seien nichtig, diese prophetisch — womit die geistreiche Frau nur ein Wortspiel zu machen scheint. Im allgemeinen jedoch werden die

wahrhaftigen Träume auch für solche gehalten, die von den Göttern ausgehen, und dieselben als *göttliche* Träume unterschieden: *θεῖός μοι ἐνύπνιον ἦλθεν ὄνειρος.* Ein göttlicher Traum war es, den Pallas Athene dem Perikles sandte, als der Architekt Mnesikles beim Bau der Propyläen vom Gerüst gefallen und zu Schaden gekommen war, und in dem sie das Kraut anzeigte, das dem Kranken aufgelegt werden sollte. Ein göttlicher Traum war es, von dem der ältere Plinius erzählt und durch den ein Soldat der Kaisergarde in Rom gerettet wurde, als derselbe von einem tollen Hunde gebissen worden war. Ohne davon unterrichtet worden zu sein, hatte angeblich seine Mutter in Spanien von einem Mittel gegen die Hundswut geträumt und den Traum ihrem Sohn geschrieben. Der Brief kam gerade noch zur rechten Zeit an, ohne ihn wäre der Kranke verloren gewesen. Das Mittel wurde seitdem oft angewendet und es bewährte sich stets (H. N. XXV, 17). Solche Träume wurden von den alten Griechen in gewissen Tempeln oft geradezu gesucht, namentlich von Kranken, die in Äskulaptempeln schliefen, um von dem Gotte ein Specificum angegeben zu bekommen. Dieselbe Auffassung zieht sich auch durch die Bibel, wo es *göttliche* und *natürliche* Träume gibt.

Die Unterweisung durch göttliche Träume erschien demnach den alten Völkern als eine der vielen Sprachen, in denen Gott zu den Menschen redet. Im ersten Buch der Iliade meint Achill, man solle einen Seher oder einen Priester oder einen Traumdeuter fragen, weshalb Apollo zürne; *καὶ γάρ τ' ὄναρ ἐκ Διός ἐστιν.* Ein Seher hätte die Natur, ein Priester die Eingeweide befragt; aber auch ein Traum konnte Auskunft geben, denn auch er kommt von Zeus. In dreifacher Weise können wir nach dem Vorigen sagen, dass Gott zu den Menschen redet. Erstens durch die Welt, in der er sich selber offenbart. Zweitens durch Symbole, die uns auf eine höhere Welt hinweisen. Drittens durch Vorbilder, in denen sich kommende Schicksale auf

geheimnisvolle Weise abbilden, die Augurien und die Auspizien. Zu diesen drei Offenbarungen kommt hier also eine vierte: die Sprache des Traums.

Offenbar hat diese neue Sprache mit der vorhergehenden die grösste Ähnlichkeit: wenn die Deutung des Vogelflugs und der Eingeweide von Cicero als *Divinatio artis*, so wird die Traumdeutung als *Divinatio naturae* bezeichnet. Träume sind Vorbilder, symbolische und prophetische Vorbilder, wie die realen Augurien. Die Götter senden sie uns, um uns dadurch im Bilde das Zukünftige zu zeigen, und der Unterschied ist nur der, dass die Vorzeichen ausser uns in Wirklichkeit geschehen, während uns die Traumbilder im Schlafe unfassbar und ungreifbar, wie die Seelen der Verstorbenen, umschweben. Solange es Tag ist, fangen wir begierig, mit aufgeschlossenen Sinnen alle Eindrücke der Umgebung auf und verarbeiten sie mit der Schärfe des Verstandes; aber des Nachts, wenn unsere Sinne ruhen und der ermüdete Verstand seine Funktionen einstellt, besucht uns ein Höheres und lässt uns im tiefen Spiegel der Zeit, in Nebelbildern das nahende Schicksal sehen. Vor uns senkt sich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem Morpheus seine bunten Bilder zu zeigen pflegt. Ein Gott spricht zu uns und belehrt uns auf seine stille, wunderbare Weise — wie hier eine höhere Intelligenz obwalte, scheint dem Plato schon daraus hervorzugehen, dass wir unsere Traumbilder nicht während des Traumes deuten und analysieren können, sondern erst wenn wir erwacht sind, ja, dass wir sie uns das zehnte Mal erst deuten lassen müssen. Dies die naive, aber treffende Auffassung der Traumsprache im Altertum, die man nur ihres poetischen Gewandes zu entkleiden braucht, um sie noch heute teilen zu können.

Konstatieren wir zunächst, dass es prophetische Träume gibt. Noch jüngst zuckten die Zeitungsschreiber über die Exkaiserin Eugenie die Achseln, weil sie auf einen merkwürdigen Traum, wonach sie sich mit Louis Napoléon zum

zweitenmal verlobte, etwas gegeben habe. Ihr Mitleid ist ebenso wohlfeil, wie übelangebracht. *Träume sind Schäume,* sagt der Deutsche, und der Franzose: *Songes Mensonges;* die elfenbeinerne Pforte wollen wir nicht leugnen. Der Traum ist ein grosser Dichter, er macht seine Gedichte auch aus der Vergangenheit und aus der Gegenwart. Aber es gibt so viele wahrhaft bedeutungsvolle Träume, die von glaubwürdigen Männern mitgeteilt worden sind oder die wir gelegentlich selbst haben, dass wir eben mit Frau Penelope bekennen müssen:

> *οἱ δὲ διὰ ξεστῶν κεράων ἔλθωσι θύραζε,*
> *οἵ ῥ ἔτυμα κραίνουσι, βροτῶν ὅτε κέν τις ἴδηται.*

Nun ist es für das Wesen der Traumsprache wahrlich ganz gleichgültig, ob wir uns die vorbedeutenden Traumbilder von Gott wie Geister senden lassen, oder ob wir sie einer eignen Seelenkraft verdanken und ob wir selber Morpheus und Jupiter sind. Die Bildlichkeit bleibt dieselbe, nur dass das eine Mal Gott das Bild braucht und gleich einem Stern vom Himmel fallen lässt, das andere Mal ein Gott, der in unserer Brust wohnt, zu unserer eignen Überraschung laut wird. Die gute Absicht, die den Traum erfindet, dünkt mich das Wesentliche. Die prophetische Kraft, das scheinbar Zufällige, ganz Unberechenbare wie in einem Spiegel anzuschaun, gehört gar nicht der Sprache an, das ist Ahnung, Weissagung, Divination; es ist ein Stück Allwissenheit, das uns der Schöpfer gelassen zu haben scheint. Aber die symbolische Ader, mit welcher wir die trockene Wahrheit poetisch umgestalten, mit der wir die Dinge, zukünftige wie vergangene, nicht unmittelbar, sondern in tiefsinnigen Bildern anschaun und uns dann selbst vorhalten: das ist Sprache, das ist Ausdruck des Gedankens, das ist eine Redeweise nach Art der grossen Mutter, die unbewusst und unwillkürlich in uns träumt und dichtet und psychologische Metaphern ohne Zahl ersinnt, ja, der wir selber im stillen einen seltnen Tiefsinn und die Phantasie eines Propheten anzudichten lieben, in-

dem wir von den Göttern religiöse Symbole und Vorzeichen verlangen. Bei Bautzen liegt der sogenannte *Traumberg,* vulgo *Dromberg.* Hier hatte dem Erbauer der ersten Bautzener Wasserkunst, als bei ihrer Eröffnung kein Wasser gekommen war, geträumt, dass eine grosse Ratte im Hauptrohr sitze, was sich bestätigte. À la bonne heure; aber das konnte unserem Ingenieur allenfalls auch in der Stadt einfallen. Und Dio Chrysostomus erzählt von einem ägyptischen Lautenschläger, der träumte, er werde vor einem Esel spielen: der Esel war Antiochus, König der Syrer, der zu seinem Neffen Ptolemäus nach Memphis gekommen war und nichts von Musik verstand. Abermals à la bonne heure; aber wenn die Bilder des Traumes alle so vulgär wären, so verlohnte es sich kaum davon zu reden. Nein, die Sprache, deren sich der Träumende bedient, ist eine ganz andere, von überraschender Originalität, sie erinnert an die Sprache der Inspirierten, an die Ausdrücke der Dichter und Propheten. Wenn dem Pompejus vor der Schlacht bei Pharsalus träumte, er trete ins Theater und das Volk klatsche ihm zu, weil er die Venus (die Stammmutter des Julischen Geschlechtes) mit Trophäen schmückte — wenn Alexander Severus träumte, er werde auf eine hohe Warte geführt, wo er Land und Meer überschaute: er griff hinein, wie in die Saiten einer Leier und Harmonien fluteten ihm entgegen — oder wenn zur Zeit des Tiberius ein gewisser Philippus von einem Adler träumte, der ihn mit seinen Flügeln decke — das hiess sprechen, wie der Traum spricht, Tiberius hatte Grund, den Kronprätendenten zu verbannen.

Nach Fredegar hatte der fränkische König Childerich, der Vater des Chlodwig, als er sich mit Basina vermählte, in der Hochzeitsnacht (A. D. 465) einen Traum, welcher die Grösse seines Sohnes und die Leiden seiner Nachkommen vorausverkündigte. Er träumte, er gehe hinaus in den Hof, und der sei voll von Löwen, Leoparden und Einhörnern. Er ging abermals hinaus, und siehe, da liefen Bären und Wölfe durch den Hof. Er ging zum drittenmal hinaus, da

balgten und bissen sich Tausende von Hunden und Katzen untereinander herum. Die Deutung gab ihm Basina, die thüringische Fürstin, die ihm zuliebe ihren Gemahl verlassen hatte und Childerich zu den Franken nachgefolgt war. Sie sagte ihm, er habe die Zukunft der Merowinger, des ersten fränkischen Königshauses erschaut. Zuerst, sagte sie, werden die Könige allein mit einigen Grossen sein. Dann wird der Mittelstand regieren; endlich das kleine Volk die Macht an sich reissen. Der Traum passt auf alle Staaten, die sich gemeiniglich von der Monarchie zur Aristokratie, und von dieser zur Demokratie entwickeln. Aber wer möchte sich bei dem Traume Childerichs nicht an den des Propheten Daniel erinnern, der vier grosse Tiere, einen Löwen, einen Bären, einen Parden und ein viertes Tier nacheinander aus dem Meere heraufsteigen sah, welche vier Tiere die vier Reiche bedeuteten, so auf Erden kommen werden? —

Agariste, die Mutter des Perikles, träumte wenige Tage vor der Geburt desselben, sie gebäre einen Löwen; vor der Geburt des Königs Ottokar (1230) hatte seine Mutter einen Traum, dass sie einen Wolf statt eines Knaben empfangen habe. Dieser Wolf unterwarf sich das Böhmerland und verschlang die benachbarten Länder mit Gewalt, aber über diesen Wolf kam ein Löwe, zerriss ihn mit seinen Klauen und nahm sein Gut. Und als Juana de Guzman mit dem heiligen Dominicus gesegneten Leibes ging, träumte ihr, sie bringe ein Hündchen zur Welt, das eine brennende Fackel im Maule trage und damit die Welt erleuchte. Den ähnlichsten Traum hatte Aletha, die Mutter des heiligen Bernhard: bevor sie ihm das Leben gab, träumte ihr, sie trage ein Hündlein unter ihrem Herzen, welches bis auf den schwarzen Rücken ganz weiss sei und mit allem Eifer belle. In ihrer Angst erholte sie sich Auskunft bei einem frommen Manne, der sie getrost sein hiess: sie werde einen Sohn gebären, der ein treuer Wächter der Kirche sein und seine Stimme mit Macht gegen ihre Feinde erheben würde.

Diese Schwangeren, die im Traum statt der Kinder Löwen, Wölfe und bellende Hunde im Mutterschoosse tragen, haben sie nicht den Geist des Propheten Ezechiel, der den Thronwagen Jehovahs von einem Menschen, einem Löwen, einem Stier und einem Adler tragen lässt, was sehr frühzeitig Veranlassung zu den vier symbolischen Bildern der Evangelisten gegeben hat? —

Lassen wir uns von Fredegar noch einen anderen Traum erzählen. Der Frankenkönig Guntram, ein Merowinger, war A. D. 567 auf der Jagd. Am Rande eines Baches ward gerastet: Guntram legte sein Haupt auf das Knie eines Begleiters und schlief ein. Da kam aus dem Munde des Königs eine Maus und wollte über das Wasser. Der Begleiter hielt sein Schwert über den Bach, das Tierchen lief darüber und schlüpfte in den nahen Berg zu einem Loch hinein. Nach einiger Zeit kam es wieder heraus, lief wieder über das Schwert und in den Mund des Königs zurück. Die Maus war die Seele Guntrams gewesen. Der König hatte geträumt, er gehe auf eiserner Brücke über einen Fluss und in einen Berg, in dem ein Schatz verborgen sei. Er liess nachgraben, und es ward in der That ein grosser Hort gefunden, von dem Guntram ein Ciborium in die Kirche des heiligen Marcellus zu Châlons sur Saône, seiner Residenz, stiftete. Dieses Ciborium war noch zur Zeit Karls des Grossen zu sehen. So lautet die merkwürdige Erzählung. Denn in der Mythologie aller Völker wurde die vom Körper gelöste Seele gelegentlich als eine Maus angesehen, wie man die Seele andere Male als einen Schmetterling, als einen Vogel, als eine Biene ansah; die unterirdischen Gänge der Mäuse mochten sie zunächst als kleine Erdgeister erscheinen lassen, inspiriert von der Witterung der Erde und begabt mit prophetischen Kräften wie die Pythia. In dem Apollotempel zu Chryse war eine Statue des Gottes mit einer Maus unter seinem Fusse, und auf Münzen trägt Apollo eine Maus in seiner Hand. Unsere eigene Sprache vergleicht nicht nur

die Muskeln mit Mäusen, sondern auch die im Kopfe gleich Mäusen hin- und herschiessenden Gedanken, daher wir sagen: *Mäuse im Kopfe haben.* In der „Walpurgisnacht" lässt Goethe der Schönen, mit welcher Faust tanzt, *mitten im Gesange ein rotes Mäuschen aus dem Munde springen.* So nahe berührt sich der Traum des fränkischen Königs Guntram mit der Symbolik der alten Griechen und mit allgemein gebrauchten Bildern! —

Wie in der Religionspoesie aller Völker für gewisse Gegenstände gewisse Symbole stehend geworden sind; wie z. B. im Alten Testamente das *Thor* die Gerichtsstätte, der *Stuhl* die königliche Gewalt, das *Haus* den Leib, der *Adlersflügel* den göttlichen Schutz bedeutet: so kann man sagen, dass im Traume eine Art natürlicher, nicht erst zu erlernender Symbolik zum Vorschein komme und mit Notwendigkeit wiederkehre, sobald es sich um allgemein bekannte und jedermann gegenwärtige Dinge handelt. Die Etrusker sagten, einen Feigenbaum im Traume sehen, bedeute Glück. Nun, *unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum zu sitzen,* war schon bei den Hebräern der Inbegriff von Frieden und Glückseligkeit. In einer der ältesten Erzählungen und Deutungen eines Traumes, die wir kennen, bedeuteten *sieben Kühe* und *sieben Ähren sieben Jahre,* und *drei Weinreben* und *drei Körbe* je *drei Tage;* das *Gebäck* aber, welches die Vögel aus dem obersten Korbe frassen, war der eigene *Leib* des Bäckers. Nun, Tage, Monate und Jahre unter dem Bilde einer Herde weidender Rinder oder unter dem eines Büschels Kornähren vorzustellen, ist ganz im Geiste einer Mythologie, die dem Helios auf der Insel Thrinacia eine Herde von 350 Rindern zuerteilt; die den Hercules, wahrscheinlich ebenfalls einen Repräsentanten der Sonne, die roten Ochsen des Geryon rauben lässt; die gewohnt ist, die Tage des Jahres als Brüder und als rote, jeden Morgen auf die Himmelsweide getriebene, nachts in den dunkeln Augiasstall eingesperrte Rinder zu betrachten. Analog erscheint die Zahl der Lebensjahre eines Menschen bald unter

dem Bilde einer Perlenschnur, bald unter dem einer Flotte. Den zwei Gefangenen werden die Tage durch Gegenstände bezeichnet, welche sich auf ihr gewöhnliches Tagewerk bezogen. Aber als Gegenstände des täglichen Lebens überhaupt sind auch sie allgemein gebräuchliche Symbole. Man erinnere sich, dass dereinst das Orakel dem nach seiner Heimkehr fragenden Feldherrn den nahen Tod durch eine *zerrissene Weinrebe* verkündete, und dass alle Sonntage im Abendmahl *Brot* und *Leib* identificiert wird! —

Natürlich laufen neben diesen allgemein menschlichen Symbolen persönliche, auf die individuellen Erfahrungen und Anschauungen gegründete Bilder nebenher. Sextus Quintilius Condianus und Sextus Quintilius Maximus waren zwei zärtliche Brüder und in jeder Hinsicht ausgezeichnete Männer, die unter den Antoninen lebten. Sie blieben im Leben unzertrennlich, sie wurden auch im Tode nicht getrennt: sie fielen beide zu gleicher Zeit als Opfer der Grausamkeit des Commodus (A. D. 183). Vor ihrem Tode waren sie zu Mallos in Cilicien. Hier verkündete das Traumorakel des Amphilochus dem Condianus seine und seines Bruders Ermordung durch einen Traum. Er sah das Herculeskind (Commodus liebte es bekanntlich, den Hercules zu spielen) die beiden Schlangen würgen. Condianus liess sich den Traum malen, das Gemälde sah Dio Cassius in Mallos. Der Traum ist schön und treffend, aber es leuchtet ein, dass er sich keines neuen, sondern eines alten mythologischen Bildes bediente, die Wahrheit kundzuthun; und dass dieses Bild nur einem Zeitgenossen des Commodus kommen konnte, der in den Anschauungen der griechischen Mythologie lebte und webte: zu einer andern Zeit und unter einem andern Volke würde Condianus sein Gesicht auch anders eingekleidet und etwa stilisiert haben wie jenes Bild, das ich neulich an den Mauern in London sah, und das für eine neue Nationalzeitung Reklame machen sollte: ein Löwe zerriss eine Schlange mit drei Köpfen, den Köpfen des Republikanismus, des Aufruhrs und des Atheismus. Dasselbe lässt sich

von vielen Träumen sagen; nur wenige sind allgemein menschlich, allgemein verständlich, vom Geiste der Zeit völlig unabhängig. Wohlbekannt und öfters gedruckt ist der Traum, welchen Friedrich Myconius, der deutsche Kirchenreformator, im Jahre 1510, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, in der ersten Nacht nach seinem Eintritt in das Kloster zu Annaberg hatte. Der Apostel Paulus, welcher darin als sein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luthers. Ebenso bekannt ist der schöne, von Vincenzo Viviani mitgeteilte Traum, den Galilei im Kerker träumte; und der minder angenehme Traum, den der heilige Hieronymus zu Antiochia hatte und der seiner Vorliebe für heidnische Schriftsteller einen Zaum anlegte. Hieronymus sah sich im Geiste vor dem Richterstuhle Gottes. Auf die Frage, wer er sei, antwortete er: ein Christ. Aber da hiess es: *Du lügst, ein Ciceronianer bist du, denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz;* und er bekam Prügel mit so unbarmherziger Deutlichkeit, dass beim Erwachen der ganze Leib mit Schwielen bedeckt war. Von da an las er nie mehr einen Klassiker zum Vergnügen. Um solche Träume zu haben, muss man eben ein Myconius, ein Galilei und ein Hieronymus sein, ihre eigentümliche Bildung und Geistesdisposition besitzen. Anderseits bringen Krankheiten eine abnorme individuelle Disposition hervor, die Kranken schauen oft ihre eigenen Zustände unter seltsamen Bildern an. Schubert erzählt von einer kranken Jungfrau, die vor jedem neuen Anfall ihrer furchtbaren Krämpfe von einem tiefen Wasser träumte, ja, die aus der Beschaffenheit des letzteren die Stärke und die Dauer des Anfalls mit Sicherheit vorausbestimmen konnte: je schwerer das Leiden sein sollte, um so dunkler und tiefer war das Wasser. Fieberkranken kommt es nicht darauf an, einen Kamm in ein Reitpferd, den Arzt in ein Einmaleins, die Ewigkeit in einen Bücherschrank zu verwandeln; Störungen des Herzschlags und des Blutumlaufs spiegeln sich in einer unter-

brochenen, kreuz- und quergehenden Wagenfahrt, ein Bild des hohlen Herzmuskels und seiner unruhigen Bewegung; dazu treten oft Bilder von Flammen, die auf das Blut hinweisen. Die Lunge wird, wenn die Respiration gestört ist, unter dem Bilde eines Ofens angeschaut, der raucht und knisternde Funken sprüht; bei Verdauungsstörungen sehen bisweilen die Menschen ihre Eingeweide als Labyrinthe von Gängen und Gässchen, die Därme als einen Schlangenknäuel und die Harnblase als gefüllte Kanne. Bereits Artemidor erwähnt, dass ein Kranker im Traume nach *beissenden Mohren* und nach *Sternenblut* verlangte und dass er schwarze Pfefferkörner und Tau damit meinte. Das sind dann keine nationalen Eigentümlichkeiten mehr, sondern persönlich kapriziöse Wendungen und Idiosynkrasien; man kann sie mit den Lieblingsphrasen und den Idiotismen vergleichen, die jedem von uns Charakter und Lebensstellung anwirft und die wie ein unverständliches Argot auf den gemeinsamen Hintergrund der Sprache aufgetragen werden.

Es verlohnte sich nun wohl der Mühe, zunächst jene allgemeinen Symbole des Traumes zu untersuchen, die den Visionen des Ezechiel und den Orakelsprüchen Apollos analog sind; und es wäre nicht absurd, ein Lexikon der Traumsprache aufzustellen, wie man ein Lexikon der Kawisprache hat. Wie bei einem Wörterbuche könnte man die Symbole, respektive die Worte, welche sie bezeichnen, alphabetisch ordnen, erklären und ins Deutsche übersetzen. Dieses Wörterbuch würde von allen Menschen zu brauchen sein, denn da wir alles Nationale und Persönliche ausschliessen und nur solche Traumbilder aufnehmen, die sich durch die Jahrhunderte und durch die Landesgrenzen nicht verändern; die der Europäer von heute so gut empfangen kann, wie der alte Grieche und der Zeitgenosse Artemidors, weil diese Symbole an der Natur hangen wie Lachen und Weinen: so gliche es in Wahrheit einem Weltsprachwörterbuch. Und damit man sehe, wie ich mir ein solches Wörterbuch denke, will ich gleich ein-

mal ein paar Artikel zur Probe ausarbeiten; auf das Alphabet kann es uns dabei nicht ankommen.

Von den Redensarten des Traumes, die durch die ganze Welt gehen, wollen mir eben folgende einfallen.

Perlen. *Ich könnte ihm gram sein, diesem Geschmeide*, sagt Emilia Galotti, *wenn es nicht von Ihnen wäre. Denn dreimal hat mir von ihm geträumt, als ob ich es trüge, und als ob sich plötzlich jeder Stein desselben in eine Perle verwandelte. Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.* Ich weiss nicht, ob das Emilia von der Gemahlin des Königs Heinrich IV., der am 13. Mai 1610 von Ravaillac ermordet ward, gelernt hat. Den König verfolgte *das Gespenst des Messers*, wie Wallenstein sagt, unmittelbar; Maria von Medici sah ihre Thränen (deren sie in Wahrheit wenig vergossen haben soll) symbolisch voraus. Die Königin sollte bekanntlich während des Jülichschen Krieges die Regentschaft führen und deshalb am 12. Mai 1610 gekrönt werden. Am 10. Mai hatte sie dem Juwelier noch zwei grosse Diamanten in die Krone zu setzen gegeben. In der Nacht vom 10. zum 11. Mai träumte sie nun, diese beiden Diamanten verwandelten sich in Perlen. Charakteristisch ist die Verwandlung, denn an sich bedeuten Perlen und Edelsteine eher Kinder, die wie Schmuck am Halse der Mutter hängen, man denke an Cornelia, die Mutter der Gracchen.

Blutstropfen im Schnee. Wie Parzival (sechstes Buch) zu Artus' Hofe reitet, haben die Falkner des letzteren eben einen Falken verloren, der eine Gans verwundet, dass ihr Blut auf den Schnee tropft. Beim Anblick der drei Blutstropfen im Schnee versinkt Parzival in träumerisches Sinnen und süsses Andenken an seine Gattin Condwiramurs. Er gedenkt der drei Thränentropfen auf ihren Wangen und ihrem Kinn; in weiter, wilder Welt überfällt ihn mit einem Male unendliches Heimweh wie ein schwerer Traum. An derselben Stelle aber, wo er die Blutstropfen gesehen, ist später das Zelt aufgeschlagen, wo er die Gattin wiedersieht und wo er sie mit den Zwillingen, die er noch nie gesehen, in einem Bette schlafend antrifft. *So erkennen wir*, sagt Jakob Grimm, *Träume und Gedanken der Kindheit wieder, wenn sie uns lange hernach im Leben eintreffen, oder wie ein alter Mann, als er die aufgehende Sonne anschaut, sich heimlich besinnt, dass er sie schon einmal ebenso als ein Kind, sitzend auf einem Hügelchen, und seitdem nicht wieder so betrachtet hat: er weiss, dass sie vor ihm geschienen, ehe er zur Welt geboren wurde, und denkt daran, dass sie bald auf sein Grab scheinen wird.* Das Bild von den Blutstropfen im Schnee ist ein uralt mythischer Zug (Schneewittchen, Machandelbaum).

Zähne. Schon Artemidor hat aufgestellt, was noch jetzt vom Volke allgemein geglaubt wird: dass das Ausfallen eines Zahnes im Traume den Tod eines nahen Verwandten anzeige. Der Mund ist das Haus, die Zähne sind die Hausbewohner, die auf der rechten Seite die männlichen, die

auf der linken Seite die weiblichen. Man kann damit vergleichen, dass Leute, die Zahnschmerzen haben, im Traume häufig halbkreisförmige gewölbte Säle als Bilder der Mundhöhle und hellblonde Knaben und Mädchen als Bilder der Zähne sehen. Der Verlust eines Zahnes bedeutet also den Verlust eines Gliedes der Familie, daher auch das Ausfallen des Zahnes im Traume oft von lebhaftem Schmerz begleitet ist. Vielleicht dass sich darauf das italienische Sprichwort bezieht: *Doglia di dente doglia di parente.* Nach Anderen: beide Schmerzen vergehen schnell.

Dornen bedeuten Hindernisse, Kummer und Sorgen, wie Ketten eine unangenehme Verwickelung. Den bevorstehenden Verlust einer geliebten Person stellt der Traum wohl auch in der Weise dar, dass man ihr ängstlich und doch vergeblich durch lange Korridore nachläuft. Der Traum der Gräfin Terzky im *Wallenstein* ist von Schiller aus einem sehr richtigen Gefühl dieser Symbolik heraus erfunden worden.

Eier. Nach Artemidor bedeuten sie in geringer Zahl Gewinn. Cicero erzählt, einer habe geträumt, dass er ein rohes Ei ausschlürfe. Er befragte den Traumdeuter, der sagte: das Eiweiss bedeute Silber, das Eidotter Gold. In der That machte er kurz darauf eine Erbschaft, die ihm das eine und das andere einbrachte. Er bedankte sich beim Traumdeuter und gab ihm ein Silberstück. Der Wahrsager meinte: *Und für das Dotter gibt's nichts? Nihilne de vitello?* — Dieselbe Geschichte wird noch von Johannes Pauli erzählt (*Schimpf und Ernst*, 394).

Kinder: Kleine Kinder bedeuten etwas Unangenehmes, Ärger, Kummer und Sorgen. Vielleicht weil wirkliche Kinder dergleichen bedeuten. *Ἢ δέος ἢ λύπη παῖς πατρὶ πάντα χρόνον.*

Leichen. In ihnen verkörpert sich ein Vorgefühl des Eintritts von Regen. Unerklärt.

Pferd. Ein Bild der Geliebten; je gehorsamer das Pferd ist, um so mehr darf der Mann hoffen. Kriemhild sieht ihren künftigen Bräutigam im Traum als einen Falken, den sie aufzieht (Nibelungenlied I).

Feuer. Reines, glänzendes Herdfeuer ist von guter Vorbedeutung. Manche Menschen träumen von Feuer, wenn in der Familie eine Verlobung vor sich geht. Vielleicht eine Reminiscenz der antiken Hochzeitsfackeln?

Das Fliegen im Traum wird aus Lungenreizen erklärt, das Auf- und Niederschweben in der Luft soll ein Symbol des Ein- und Ausatmens sein. Die höchst angenehme Vorstellung ist aber vielmehr, wie ich selbst erfahren habe, eine Vorbotin von Erfolg.

Kot bedeutet Gold. Gold und Kot sind Gegensätze, daher sich auch Teufelsgeld der Sage nach in Dreck verwandeln muss. Eine Eigentümlichkeit des Traumes ist es aber gerade, Gegenteil für Gegenteil zu setzen. So bedeutet es Krankheit, wenn man jemand geputzt sieht, Zank, wenn man sich lieb hat, und so ist lebhafte sinnliche Freude im Traume nicht selten eine Vorbotin von Schmerzen: *Vae tibi ridenti, quia mox post gaudia flebis.*

Das wird ja ein Traumbuch! — höre ich ausrufen. Ein Traumbuch, wie man es auf Jahrmärkten und in den österreichischen Tabaktrafiken bekommt oder in Leipzig unter den Bühnen liegen sieht! — Ja, warum denn nicht? Weil es schlechte Ware gibt, darum braucht man an der guten nicht zu zweifeln, und wie das Sprichwort sagt: *Abusus non tollit usum.* Artemidor hat auf den Antrieb des Cassius Maximus, eines Mannes von senatorischem Stande, und auf das Geheiss Apollos, der ihm sichtbarlich erschienen war, geschrieben. Ich bleibe dabei: der Traum verdient wie der grösste Dichter interpretiert zu werden, es kommt nur darauf an, die Handschrift festzustellen. Die Ausschreitungen und die Betrügereien der Traumdeuter sollen natürlich nicht geleugnet werden, eine der sonderbarsten ist wohl die, in den Traumbildern Lottonummern, natürlich glückliche, zu sehen, was noch heutzutage die Italiener thun, daher ein *Libro de' Sogni* hier zugleich ein *Eco della Fortuna* oder ein *Albergo della Fortuna, aperto ai giocatori del Lotto* ist. Eben als der tiefsinnige Artemidor von Aldus Manutius (1518) in Venedig herausgegeben und (1548) von Gabriel Jolitus ebendaselbst ins Italienische übersetzt worden war, kam in dieser Stadt die Lotterie auf, und nun wurde die Traumdeutung in eine ganz falsche Bahn geleitet. Die Venetianer fingen an, ihre Träume in Lottonummern zu übersetzen, und bald fand sich auch ein Pseudo-Artemidor, der die Traumerscheinungen hübsch alphabetisch aufzählte und zu jeder einzelnen die richtige Nummer schrieb. *Wenn einer im Traume die Nummern 45 und 87 sieht,* eiferte ein Prediger des vorigen Jahrhunderts, *gleich läuft er hin, die beiden Nummern zu setzen und seine paar Pfennige zu verthun.* Er war kaum von der Kanzel herunter, so trat ein altes Mütterchen zu dem Geistlichen und fragte: *Ew. Hochehrwürden, wie waren die beiden Nummern?* —

Signora Adalgisa sieht im Traume einen Bekannten, der sich vor einem Jahre in Monaco erschossen hat. Sie sieht ihn bleich, im Hemde, als ob er zu ihr sprechen

wollte. Dies ergibt zwei Nummern: erstens die Nummer 74, welche dem Begriffe eines *Selbstmörders* entspricht; zweitens die Nummer 2, welche dem Begriffe eines *Hemdenmatzes* entspricht. Und hab ich was gesagt? Am nächsten Sonnabend kam eine Ambe von 74 und 2.

Signora Adalgisa war jedoch selbst in Zweifel, sintemal auch ein *Geist*, der spricht, und ein *trauriges Gesicht* angezeigt sein konnte, was 47 und 39 ergeben hätte.

Die Symbolik der Zahlen steckt den Italienern überhaupt tief im Blute. Auf die Träume bemächtigte sie sich auch des Lebens und dessen, was die alten Römer nach dem obigen als Augurium angesehen haben würden. Jedes Tagesereignis, jedes durchgehende Pferd, jeder herabfallende Blumentopf, jede entsetzliche Blutlache, kurz alles, alles wird in Ziffern übersetzt und die Ziffer beim *Botteghino* gesetzt. Eine Römerin kommt dazu, wie einer überfahren wird und ihm Blut aus dem Munde strömt. *Mund* ist 80, *Blut* 18, sie setzt also die Ambe 80 und 18. Als Pius IX. gestorben war, spielte das ganze kleine Volk in Rom die sogenannten *Papstnummern:* 7, 32, 58 und 86, nämlich den Todestag, die Regierungsjahre, die allgemeine Papstnummer und die Lebensjahre. Die Regierung machte eine ungeheure Einnahme, denn keine einzige dieser vier Nummern kam heraus.

Vor zwei Jahren wütete in Neapel die Cholera. Die Cholerakommission besuchte die Kinderasyle und ordnete Desinfektionen an. Wie rasend stürzten die unwissenden Mütter herzu, denn sie glaubten, es ginge ihren Kindern ans Leben. Daraus ergaben sich nun folgende Gleichungen:

Kinder = 8.
Mutter = 52.
Furcht = 90.

Man setzte also in Neapel die drei Nummern, sie kamen wirklich heraus, und es wurden an einem Tage (19. September 1884) hierselbst vier Millionen gewonnen, welcher Gewinnst, nebenbei gesagt, unmässiges Essen und Trinken

und in den nächsten vierundzwanzig Stunden ein abermaliges Steigen der Krankenziffer zur Folge hatte.

In Wien ist es nicht viel besser. Im Mai vorigen Jahres war hier, in dem Hause Nr. 72 der Burggasse eine dreiundachtzigjährige Witwe ermordet und ihre Dienerin und Nichte der That bezichtigt worden. In der Tasche dieser Person wurde ein Lottozettel mit den Nummern 83, 72 und 47 gefunden. Die Zahlen 83 und 72 bezogen sich offenbar auf die ermordete Frau und ihre Wohnung, die Zahl 47 aber bedeutet im Argot des Volks *Tod und Leben.* Es stellte sich ferner heraus, dass die Einlage auf die drei Nummern im Lottogeschäft am Tage des Mordes, den 11. Mai, zwischen 7 und 9 Uhr geschehen, dass die Mörderin demnach sogleich nach der That in die Kollekte gegangen war, um die Mordnummern zu setzen. Dieselben Nummern sollen später noch von zahlreichen andern Personen gesetzt worden sein. In demselben Wien schreiben sich die Habitués der Gefängnisse regelmässig die Nummern ihrer Zellen auf, um dann in der Lotterie darauf zu setzen.

Das sind nun allerdings krankhafte Auswüchse nicht bloss der Symbolik des Traumes, sondern der Symbolik überhaupt und der antiken Divination. Die Zahl ist freilich nach Pythagoras das Wesen der Dinge, über den geheimnisvollen Zusammenhang der Zahlen und Begriffe haben die Pythagoreer und die jüdischen Kabbalisten viel geklügelt, es ist bekannt, dass die Zahl Drei die Signatur des *göttlichen Wesens* ist, dass die Zahl Fünf beim Pythagoras die *Vollkommenheit*, die *Gesundheit* und den *Bund der Ehe* darstellt und dass in der Offenbarung Johannis durch die mysteriöse Zahl 666 der *Kaiser Nero* angedeutet wird. Etwas von der Weisheit des jüdischen Mittelalters mag in der That in die italienischen Traumbücher übergegangen sein. Die ganze Methode liesse sich auch allenfalls rechtfertigen, wenn überhaupt bloss den Zahlen nachgespürt würde, welche den Traumbildern entsprechen. Dass aber die Zahlen Glücksnummern sein und in der nächsten

Ziehung gewinnen sollen, das ist das Lächerliche und der Glaube daran ein Beweis für die grenzenlose Dummheit des Menschengeschlechts.

Wie der sterbende Laplace sagte, als die Umstehenden seiner grossen Entdeckungen gedachten: *Ce que nous connaissons, est peu de chose; mais ce que nous ignorons, est immense.*

V. Schottisch.

Die Sprache der Hochschotten — das Zweite Gesicht — dasselbe eine allgemein menschliche Offenbarung und eine Sprache Gottes wie der Traum — Hans von Einsiedel und Apollonius von Tyana — Unterschied zwischen Träumen und Visionen — letztere erinnern an mythologische Schöpfungen — dämonische Kräfte, die hinter der Natur geahnt werden — die Schuld des Baron von Neuhof — die wahre Schuld — das weibliche Geschlecht das Leibgeschlecht ominöser Erscheinungen — Dion und Brutus — dämonische Weiber — nichts ist so dämonisch als das Weib — Flüche, Sünden, Krankheiten als Frauen angesehen — der Tod und die Weisse Frau — die vier Apokalyptischen Reiter — der Apostel Petrus als Todesbote — der Dämon in eigener Gestalt — Schutzengel und Genien — göttliche Stimmen im Leben religiöser Personen — der Dämon kann unsere eigene Gestalt annehmen und zum Doppelgänger werden — es sind entscheidende Momente, die den inneren Gott veranlassen zu sprechen — *siete soddisfatto?*

Die Sprache der Hochschotten, das sogenannte *Erse,* ist bekanntlich im Untergang begriffen. Das *Irische* weicht zusehends vor dem Englischen zurück, die jungen Hochländer vollenden ihre Erziehung jenseits des Tweed und verstehen die Gesänge Ossians, die Hirtenspiele Allan Ramsays und die romantischen Lieder, welche Robert Burns hinter seinem Pfluge in der Mundart des Volkes gedichtet hat, ohne Wörterbuch nicht mehr. Nur auf den Hebriden, den *westlichen Inseln,* bedienen sich die Bewohner noch jetzt des alten irischen Idioms; und hier ist es auch, wo der englische Schriftsteller Samuel Johnson bei seiner schottischen Reise im Jahre 1773 die Spuren einer andern, noch nicht erloschenen Nationalsprache aufgefunden hat. Derjenigen, die nach seinem Vorgange in ganz Europa das Zweite Gesicht,

the Scottish gift of second sight

genannt wird. Man nennt es wohl auch *Schattengesicht* und (in Norddeutschland) *Schichtgesicht;* und versteht darunter im allgemeinen Visionen im wachenden Zustande, wie sie die Hochschotten häufig haben. Klima, Lage, Vergangenheit mögen sie dazu vorzüglich befähigen — in der Fingalshöhle von Staffa oder auf den Ruinen der heiligen Insel Jona glaubt der Reisende selbst Geistergesänge und Totenglockengeläute zu vernehmen. Macbeths Enkel weiss es, wenn jemand sterben muss. Mitten in der Nacht steht er auf und tritt vor das Haus, da geht ein Leichenzug vorüber. Er kommt bei der Kirche vorbei und thut einen Blick hinein, da ist in derselben Mackenzie aufgebahrt. Er macht einen Spaziergang und will einen Felsen hinan, da sieht er sich selber mit verkehrtem Plaid oben stehen und bereitet sich zum Tode vor. Unser Macbeth sieht in die Nähe und in die Ferne und nicht bloss vorwärts, sondern auch rückwärts, was Schopenhauer *a retrospective second sight* genannt hat. Er sitzt am Ufer des Loch Lomond und hört den *Kelpy* wiehernd das Wasser stampfen: an der Stelle, wo das geisterhafte Ross erscheint, wird nächstens ein Mensch ertrinken. Er fährt über den Atlantischen Ozean nach Saint John in Kanada; während der Fahrt trifft er auf einmal in der Kajüte einen völlig fremden Mann, der die Worte auf den Tisch schreibt: *Steuert nach Nordwesten!* — Gleich St. Patrick, dem von einem Schiff geträumt hat, das ihn erwartet, ändert er den Kurs und siehe, wie sie nach Nordwesten steuern, stossen sie auf ein verunglücktes, nach Quebec bestimmtes Schiff, das mitten im Eise steckt — unter den Verunglückten ist der Mann, der heute Mittag zu Besuch auf Macbeth's Schiffe war, der die obigen Worte auf den Tisch schrieb und der um diese Zeit schlafend in seiner Koje lag — es ist auch ein Schotte — —

Johnson, der gerne der Schotten spottet und sich darüber lustig macht, dass den Hafer in England die Pferde, in Schottland die Menschen essen, meinte einst auf die

Frage, ob der Mensch seine Existenz frei wählen könne, oder ob ihn Gott dazu zwingen müsse: *soll's ein Engländer werden, so wird er sich die Existenz wählen, soll's aber ein Schotte oder ein Irländer werden, so wird ihn Gott zwingen müssen!* — Aber Gott zwingt die Schotten nicht allein zu existieren, er zwingt sie auch wie Kassandra zu sehen und zu hören, ihr Urteil in rollenden Wolken zu vernehmen, ihr unabwendbares Schicksal in feurigen Lettern an der Felsenwand zu lesen. Schweres hast du ihnen beschieden, Pythischer, du arger Gott, der du leise in ihnen sprichst! — Es ist in der That für unsere Auffassung der Sache völlig gleichgültig, ob wir diese wundersame Sprache einem äusseren oder einem inneren Gott zuschreiben, der dem Seher gleichsam seine Allwissenheit zeitweilig leiht und den wir vielleicht nur der Bequemlichkeit halber statuieren, wenn wir nur überhaupt darüber einig sind, die Verleihung der prophetischen Vision abermals als eine Sprache zu betrachten, durch welche etwas offenbart und mitgeteilt werden soll. Um diesen Gesichtspunkt nicht aus dem Auge zu verlieren, müssen wir uns immer wieder das über die Augurien und die Träume Gesagte vergegenwärtigen. Gott sendet dem Menschen einen wirklichen Vogel und zeigt ihm in demselben bildlich sein zukünftiges Schicksal an. Hier spricht Gott im Sinne der Alten durch ein Augurium. Dann sendet er ihm zu demselben Zwecke ein Traumbild; hier spricht er die Sprache des Traumes, die wir eben erörtert haben. Jetzt endlich sendet er ihm ein Gesicht, und das ist die letzte göttliche Sprache, auf die wir in Schottland aufmerksam geworden sind — ich wiederhole, wer sie eigentlich spricht, ob Gott, ob ein prophetischer Geist in unserer Brust, ist gleichgültig; es genügt, dass die Sprache besteht, geredet, gehört, gefürchtet wird.

Und nicht in den schottischen Hochlanden allein; diese neue geheimnisvolle Sprache, die aus einer anderen Welt zu uns herübertönt, gehört nicht zum Keltischen. Sie gehört vielmehr zu einer Offenbarung, die Menschen aller

Zeiten und aller Rassen empfangen haben. Ein rätselhaftes Ereignis wird aus dem Jahre 1670 von dem Besitzer von Lobstädt und Grosszössen, Hans von Einsiedel, erzählt, der wegen Geistesstörung unter Kuratel gestellt und zur genaueren Beaufsichtigung und besseren Pflege von seiner Familie auf dem Schlosse Hohenstein untergebracht worden war. Am 20. April genannten Jahres liess er den dasigen Amtmann Hanitzsch zu sich rufen, mit dem Bedeuten, dass er ihm etwas mitzuteilen habe. Als der alte Hanitzsch eintrat, fragte ihn Hans von Einsiedel, ob nichts Neues passiert sei. Auf die Antwort des Amtmanns, dass er nichts wisse, wies der Patient auf seinen Tisch, worauf mit Kreide geschrieben folgende Verse standen:

Curt Löser dauert mich, was aber kann ich machen?
Gott habe seine Seel — doch muss ich drüber lachen,
Er sass auf meinem Dache
Und girrte wie ein Drache.
Er hat mich so bethöret,
Curt hat nun ausgezehret.

Curt Löser war damals kursächsischer Erbmarschall und ein sehr mächtiger Mann. Merkwürdiger Weise war er an demselben Tage und in derselben Stunde, wo dies auf Schloss Hohenstein geschah, gestorben. Noch merkwürdiger aber war es, dass es sich von dieser Zeit an mit Hans von Einsiedel dergestalt besserte, dass er die Verwaltung seiner Güter Lobstädt und Grosszössen wieder selbst übernehmen konnte. Er starb zu Lobstädt im Jahre 1695.

Nun, waren jene Verse etwa weniger merkwürdig, als die obigen Worte: *Steuert nach Nordwesten!* auf dem Tisch in der Kajüte? — Oder um ein anderes berühmtes Gesicht aus dem klassischen Altertum anzuführen: am 18. September des Jahres 96 wurde der Kaiser Domitian von dem Freigelassenen Stephanus ermordet. In der Stunde, wo er fiel, soll Apollonius von Tyana, der bekannte Zeitgenosse von Christus, der damals in Ephesus war, über den Marktplatz gelaufen sein und ausgerufen haben: *So ist's recht,*

Stephanus, erschlage den Mörder! — Nun, das war abermals eine echt schottische Vision. Ja, die Sprache des Zweiten Gesichts entwickelt anderwärts eine noch höhere Poesie — die tiefsinnige Poesie des Traumes und die überraschende Symbolik, die Joseph in Ägypten gedeutet hat; gleich dem Traume versteckt sie die Thatsachen in wunderbare Bilder. Aber die Sinnbilder, die der Weissagegott im Zweiten Gesichte wählt, sind andere als im Traume: seine Ausdrucksweise ist eine ganz eigene, ausserordentliche.

Ein bemerkenswerter Unterschied besteht zwischen Träumen und Visionen, wie wir sie bereits im Altertume finden. Nicht sowohl der, dass jene im Schlaf, diese im Wachen zu erfolgen pflegen: dieser Unterschied trifft durchaus nicht das Wesentliche, ja, man könnte versucht sein, einzelne Traumbilder geradezu für Visionen des Zweiten Gesichtes zu erklären und umgekehrt. Es kommt auf die Art und den Wert der Bilder an. Der Traum ist ein Poet, der in Märchen und Gedichten erkennt die ew'gen Weltgeschichten. Er ist gleichsam ein guter Übersetzer: er übersetzt die Dinge in Symbole, indem er aus Thränen Perlen, aus den Hausbewohnern Zähne, aus Verlobungen Hochzeitsfackeln macht. Die Gebilde des Zweiten Gesichtes erinnern dagegen an mythologische Schöpfungen oder an die *Ariel* und die *Caliban* in Shakespeares *Sturm:* es sind neue persönliche Wesen und übernatürliche Gestalten. Hinter der Natur wird eine dämonische Kraft geahnt, sozusagen aus ihr herausgebildet und leibhaftig angeschaut. Die Halligen werden von Sturmfluten überwogt — *der Blanke Hans klopft ans Fenster,* sagt man. In dem Wasser wohnt der Nix, im Feuer der Salamander, in der Luft der Elf, im Erdinnern der Zwerg, auf dem Czernebog der Schwarzgott, auf dem Triglav der *Zlatorog* — genau so, wie in dem schottischen See der *Kelpy* oder nach dem Glauben der Irländer auf Felsvorsprüngen in Adlergestalt der *Phooka* wohnt. Diese elementaren Wesen sind es, die den Menschen zu holen scheinen, wenn einer in ihrem Be-

reich verunglückt; sie sind es, die dem Auge des Visionärs erscheinen, wenn ein Mensch verunglücken soll — sie resümieren gewissermassen das bevorstehende Ungeheure und rufen das Opfer ab, das ihnen verfallen ist. Ja, dergleichen Mächte werden vom Volksgeist nicht bloss in den Elementen, sondern in der Natur und im Leben überhaupt empfunden. Hinter allem, was ihn umgibt und zu seinem Schickal in Beziehung steht, ja, in seinem eigenen Hause und Schiffe erblickt der Heide eine Art von Gottheit, ein Phantom, das ihm ähnlich ist; je nach Umständen und je nach der besonderen Richtung der Phantasie entstehen Geister, Alben, Walküren, Riesen, Kobolde, Klabautermänner, Wichtelmännchen und russische Domowojs, die bald vor Gefahren warnen, bald Unglück bringen, bald wichtige Geheimnisse erschliessen; sie werden im Zweiten Gesichte unbewusst und unwillkürlich eingeschoben, gleichsam mit Vollmacht ausgerüstet und zu Herolden bestellt, daher erscheinen sie unerwartet, unvorhergesehen, wie Himmelsboten oder wie Ungeheuer, die von der Hölle ausgespieen sind. In diesem Falle, Engel und Boten Gottes, steht uns bei! — Furchtbar ist das Zweite Gesicht des Schuldbeladenen: und ich meine hier nicht etwa bloss eine Schuld, wie sie jeden Ehrenmann einmal belästigt, obwohl auch eine solche fürchterlich werden kann. Dem Baron von Neuhof, der als Theodor I. König von Korsika bekannt ist, erschien 1743 zu Venedig ein dürres, blasses Gespenst, Ketten und Stricke umgaben seine Glieder, und seine Kleider waren zusammengesetzt aus Rechnungen, Schuldscheinen, Vorladungen und Mahnbriefen mit *Laus Deo;* es zerbrach ihm Scepter und Krone und verschwand mit den schrecklichen Worten: *Ich bin die Schuld! Je suis la Dette!* — König Theodor war bekanntlich tief verschuldet. Nun, diese Art Schuld dürfte wohl eher wie ein Alp drücken, als wie eine Furie verfolgen, aber wohl eine andere Schuld. Das böse Gewissen spricht eine Sprache, wie sie der höchste Richter am Tage des Weltgerichtes spricht — es trifft wie

ein Donnerschlag aus heitrem Himmel und stösst in eine schreckliche Posaune — seine Gestalten haben die niederschmetternde Gewalt des finstern Verhängnisses — während der gerechte Mann sein Ende gelassen kommen sieht und auch wenn er durch eine prophetische Stimme plötzlich daran gemahnt wird, nicht erzittert, sondern den Tod betrachtet wie der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg: er träumte, auf seiner Gruft in der Kirche zu Heilbronn sei ein Engel umgefallen. Zwei typische Gegensätze sind in dieser Beziehung Dion und Brutus. Aber ihre beiderseitigen Gesichte haben auch an sich etwas Charakteristisches, zunächst das Geschlecht.

Der Kaiser Severus begegnete einem Negersklaven, der einen Cypressenkranz trug; er erschrak als über ein böses Vorzeichen und liess den Menschen entfernen. Er wäre vielleicht noch mehr über eine Negerin erschrocken, denn das weibliche Geschlecht ist gleichsam das Leibgeschlecht ominöser Erscheinungen, auf dem Gefühl für diesen ominösen Charakter des Geschlechts mag es beruhen, wenn man sich nicht nur im allgemeinen vor alten Weibern fürchtet, sondern in Italien auch einer Jungfrau beim ersten Ausgang nicht gern begegnen mag, nur ein lüderliches Frauenzimmer bringt Gewinn; ja, wenn, wie wir gesehen haben, in Amerika zu Anfang einer Jagd nicht einmal ein weibliches Tier geschossen werden darf. Die Frauen mit ihrer Nervosität, mit ihrer leidenschaftlichen Energie, mit ihrer blinden Abhängigkeit von einem höheren Willen, man kann dazu setzen, mit ihren langen Haaren und mit ihrer Schönheit selbst — haben für den schlichteren Mann etwas Berückendes, Zauberhaftes, Hexenartiges; und nicht selten etwas von einem bösen Geiste. Sie sind unzähligemal in Wirklichkeit die bösen Genien des Mannes gewesen, ich will nur zum Beispiel an Antonius und Kleopatra erinnern: so nehmen die bösen Genien der Menschheit umgekehrt unzähligemal die Gestalt von Frauen an; denn nichts ist so dämonisch wie das Weib. Von jeher hat das Volk den

unheimlichen Wesen, die es als Ursachen von Verderben und Krankheit betrachtete, gleichsam als ihren spezifischen Charakter, den Charakter der Weiblichkeit verliehen. Die hässlichen *Harpyien,* Personifikationen der Sturmwinde, die gespenstischen *Lamien,* die in den Ammenmärchen der Griechen bis zur Gegenwart fortleben, die blutsaugenden *Strigae,* gleich der hebräischen *Lilith,* vermenschlichte Eulen: werden alle in Frauengestalt gedacht, so allgemein, dass sich aus dem letzteren Wort in Italien und Griechenland geradezu der Begriff *Hexe* entwickelt hat. Und wiederholt müssen wir hervorheben, dass es nicht bloss alte Frauen, sondern überhaupt Frauen, oft sogar Jungfrauen sind, welche als Unholdinnen Menschen und Götter schrecken. Die *Gorgonen,* die *Eumeniden* sind Jungfrauen, was sage ich, schöne Jungfrauen, aber von grauenhafter Schönheit. Wer kennt nicht aus seinem Homer die *Ate,* die personifizierte *Verblendung,* die bethörend über den Häuptern der Götter und Menschen wandelt, die sie unbesonnen zu Schuld und Sünde fortreisst und hinter der dann langsam die *Litae,* die *reuigen Bitten* kommen, um wieder gut zu machen, was die *Ate* geschadet hat? Bei den tragischen Dichtern, zumal bei Äschylus, erscheint sie in einem anderen Lichte: sie rächt wie eine *Nemesis* oder eine *Erinys* das Verbrechen und verhängt die gerechte Strafe. *Erinyen,* furchtbares Wort! Die *Erinyen* sind die *Flüche,* die *Flüche* von Vater und Mutter, die dem Herzen die Ruhe nehmen, das Familienglück zerstören, der Nachkommenschaft berauben; die *Flüche,* die, mit Shakespeare zu reden, *himmelan steigen und Gottes sanft entschlafnen Frieden wecken.* Auch sie werden also von den Griechen als Jungfrauen vorgestellt. Hesiod nennt sie die Töchter der Erde, aus den herabfallenden Blutstropfen des Uranos empfangen. Keine Bitte, kein Opfer, keine Thräne vermag sie zu erweichen oder den Verfluchten vor ihrer Verfolgung zu schützen: sie jagen ihn wie Hunde, und wenn sie fürchten, er könne ihnen entschlüpfen, so rufen sie die *Dike* oder die *Gerechtigkeit* zu Hilfe. In ihrem

Äussern gleichen sie den *Gorgonen* — schwarze Kleidung, das Haar mit Schlangen durchflochten, bluttriefende Augen; spätere Dichter beschreiben sie als geflügelt. Auf der Bühne erschienen sie in milderem Charakter, als ernste, feierliche Jungfrauen in reichem Jagdkostüm, mit einem Schlangenband um den Kopf und Schlangen oder Fackeln in der Hand.

Wir dürfen uns nun nicht wundern, wenn das Zweite Gesicht bei den Alten gelegentlich die Gestalt der *Erinyen* entlehnte. Dion, der berühmte Syrakusaner und Freund des Plato, hatte kurz vor seinem Ende und noch bevor er es erleben musste, dass sich sein junger Sohn aus einer geringfügigen und kindischen Veranlassung vom oberen Stock hinunterstürzte und tot blieb, eine wunderbare Erscheinung (353 v. Chr.). Der Mann, dessen Charakter über Gebühr gepriesen worden ist, sass gegen Abend in der Galerie seines Palastes allein und in ein stilles, wehmütiges Nachdenken versunken, als es plötzlich am Ende der Galerie rumorte und er in der Dämmerung ein grosses Weib erblickte, nach Art der Erinyen gebildet und gekleidet. Die Frau kehrte mit einem Besen das Haus aus. Zu Tode erschrocken und an allen Gliedern zitternd, liess Dion seine Freunde rufen, erzählte ihnen das Gesicht und bat sie, bei ihm zu bleiben und die Nacht bei ihm zu verbringen. Er war ganz ausser sich vor Angst, dass ihm, wenn er allein wäre, das schreckliche Phantom noch einmal vor Augen kommen könnte. Dieses Erlebnis ist um so merkwürdiger, als es mit einer noch heute in Griechenland kursierenden Vorstellung zusammentrifft. Nach dieser besteht die *Pest* aus drei Frauen, die gemeinsam durch die Städte rennen, diese zu veröden. Die eine trägt eine Rolle, die andere führt eine Schere, die dritte aber einen Besen, wie Dions *Erinys*. So treten sie in die Häuser ein, aus denen sie ihre Opfer holen wollen, die erste schreibt den Namen des Verfallenen in die Rolle ein, die zweite schneidet ihm mit der Schere eine Haarlocke ab, die dritte fegt ihn aus —

eine Umbildung des Mythus nicht sowohl von den *Erinyen,* sondern von den *Parzen.*

Denn auch die Krankheiten werden vom Volke häufig unter dem Bilde schrecklicher Frauen angeschaut, die den Menschen abfordern und wegnehmen — liegt doch in unsern eignen Ausdrücken eine gewisse Personifikation, wenn wir sagen, dass das Fieber jemand *ergreife,* jemand *wegraffe,* oder dass es von ihm *überwunden* werde; eine Personifikation, wie wenn ein Bildhauer den *Amor* nach Menschenherzen schiessen oder ihn die Fackel Hymens ausblasen lässt. Nach dem russischen Volksglauben befällt das Kalte Fieber, die Schüttlerin oder die *Trjassowitza,* den Menschen in Gestalt von neun leiblichen Schwestern, die wie Teufelinnen nacheinander ausgetrieben werden müssen; die Italiener vergleichen das Fieber mit einer *Hydra,* der man mit dem Chinin einen Kopf nach dem andern abhauen und ausbrennen solle; die alten Römer bauten der *Febris* Tempel. Aber es sind namentlich die verheerenden epidemischen Krankheiten, die Cholera und die Pest, welche die Phantasie des Volkes aufregen und zu schauerlichen Visionen reizen. Durch die Lüfte fliegen sie, auf den Dächern sitzen sie, durch die Gassen der Städte schreiten sie, unter den Masken einer Redoute tauchen sie plötzlich auf. *Kennst du die Pest? Ich bins! Nimm mich auf deine Schultern und trage mich auf der Erde herum; übergehe keinen Ort, denn ich muss alle besuchen. Du erzittere vor nichts, denn gesund wirst du bleiben unter den Sterbenden* — mit diesen Worten erschien die Pestjungfrau, eingehüllt in weisses Linnen, im Jahre 590 bei verzehrender Sonnenglut einem alten Manne, der zu Konstantinopel unter einem Lärchenbaume sass. Vor Schrecken wollte er entfliehen, aber sie ergriff den Geängstigten mit ihrer langen Hand und klammerte sich an ihn; so musste er sie durch ganz Europa tragen, bis er in Verzweiflung mit ihr ins Wasser sprang. Bekannt ist die hübsche Sage, derzufolge auf dem Wege nach Smyrna einem Griechen die *Cholera* erscheint, ihm verspricht, nur

zehntausend Opfer zu fordern, und ihm, da sie ihm nach einiger Zeit wiederbegegnet und er ihr vorwirft, sie habe nicht Wort gehalten und nicht zehntausend, sondern doppelt so viel getötet, zur Antwort gibt: *Ich habe nur zehntausend getötet, aber andere zehntausend hat die Furcht vor mir getötet.*

Wer kennt nicht die *vier Apokalyptischen Reiter,* die schon so oft der Vorwurf für schauerlich grossartige Kompositionen gewesen sind? — Aus der Hand dessen, der auf dem Stuhle sitzt, nimmt das Lamm in der *Offenbarung Johannis* das Buch mit sieben Siegeln und bricht die Siegel. Da gehen aus den ersten vier Siegeln vier Reiter auf einem weissen, einem roten, einem schwarzen und einem fahlen Ross hervor. Die vier Reiter sind die *Pest,* der *Krieg,* die *Hungersnot* und der *Tod.* Mit wildflatterndem, rotem Haupthaar, die Brandfackel in der linken, in der rechten Hand das gezückte Schwert, sprengt der *Krieg* auf einem grossköpfigen Fuchs durch die stiebenden Wolken — ihn gleichsam überholen wollend biegt von links herum, einen dürren Kranz in dem zerzausten Haare, die *Pest* auf dem gespenstig weissen Rosse und schiesst einen Pfeil von dem gespannten Bogen — hinter ihr jagt auf einem abgezehrten Rappen die *Hungersnot,* eine Wage in der Hand, darauf gewogen wird *ein Mass Weizen um einen Groschen und drei Mass Gerste um einen Groschen* — den Schluss macht der *Tod,* der sich mit seinem fahlen Rosse aus düstrem Gewölke vordrängt und seine Knochenarme gierig nach der Erde ausstreckt. *Das ist der böse Thanatos, er kommt auf einem fahlen Ross,* wie Heinrich Heine sagt; denn bei den Griechen ist der Tod wie bei uns Deutschen männlich, und noch heute führt in den Liedern der Neugriechen der dunkle Reiter als *Charos* die Scharen der Verstorbenen durch die Lüfte zum Totenreich. Bei den alten Römern und bei allen romanischen Nationen ist der Tod ein Femininum. *Pallida Mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres.* Das macht nun allerdings solange nicht viel aus, als der Tod ein blosses Gerippe ist, das eine Sense führt, obgleich auch dieses Ge-

rippe, wo es bei den romanischen Völkern vorkommt, sichtlich einem Weibe angehört. Aber dass die romanischen Nationen, wenn sie den Tod vor Augen sehen, überhaupt keinen *Sensenmann,* sondern eine *Sensenfrau* vor sich zu haben glauben, geht aus der Darstellung des *Todes* in der italienischen Renaissance hervor, welche die Sense von einer schreckhaften, aus Himmelshöhen herabfliegenden Megäre jäh geschwungen werden lässt: die dämonisch ergreifende Ausgestaltung dieser Idee ist das berühmte Bild des *Trionfo della Morte* im Camposanto zu Pisa, das in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt und früher Orgagna zugeschrieben wurde. Und ursprünglich haben auch wir in Deutschland statt des *Sensenmanns* eine *Todesgöttin* gehabt, die bleiche, gierige, unbarmherzige *Hel* oder, was dasselbe ist, die *Hölle,* die zwar gegenwärtig wie der griechische *Hades* die Unterwelt, das Haus und Reich der Hel bezeichnet, aber deren persönliches Andenken im Volke noch nicht erloschen ist; im Schleswigschen reitet zu Pestzeiten die *Hel* auf dreibeinigem Pferde; wenn dann nachts die Hunde heulen, so heisst es: *die Hel ist bei den Hunden.* Die *Hel* mag das furchtbare Weib in alter Tracht mit einem Menschenherzen in den Händen gewesen sein, welches der Seherin von Prevorst in ihrem Todesjahre (1829) wiederholt erschien. Auch die *Weisse Frau,* eigentlich *Berchta,* und die slawische *Smert,* beides Feminina, lassen sich vergleichen. Man hat gesagt, im Mittelalter sei die Trauerfarbe einer Fürstin die weisse Farbe gewesen und so habe der Ausdruck: *die Weisse Frau ist erschienen,* weiter nichts heissen sollen als: *unser Fürst wird bald fortmüssen.* Aber abgesehen davon, dass meines Wissens nicht in Deutschland, sondern in China weiss getrauert wird, so ist die weisse Farbe nicht einmal obligatorisch, sintemal zum Beispiel im neuen Residenzschlosse zu Baireuth die *Weisse Frau* vielmehr eine *Schwarze Frau* sein und sich wie eine Dame tragen soll, deren Porträt im Schlosse hängt: dunkles, mit Pelz verbrämtes Kleid und Kapuze mit weissem Schleier.

So ist sie angeblich Napoleon I. in der Nacht vom 14. zum 15. Mai 1812 und dem General d'Espagne erschienen, der sie für die Botschaft seines baldigen Todes nahm (1809). Und das ist offenbar die richtige Anschauung: die *Weisse Frau* nur eine Form, welche die Todesahnung im Zweiten Gesichte annimmt. So oft im ehemaligen Poitou den Grafen von Lusignan Unglück bevorstand, wurde ihre Stammmutter Melusine drei Tage vorher auf dem Turme des Schlosses von Lusignan in Trauer gesehen, Wehe schreiend. Nun, ähnlich die *Weisse Frau*, deren Vorstellung wahrscheinlich mit der altheidnischen, leuchtenden, glänzenden, weissen Göttin Berchta, der sagenhaften Ahnfrau so vieler berühmter Geschlechter, zusammenhängt. Sie ist die Gestalt des Todes, einer *Pestjungfrau* oder einer *Erinys* zu vergleichen; nur, ihrem Charakter gemäss, nicht sowohl des Todes im allgemeinen als vielmehr des Todes in einem Fürstenhause.

Dem Cid erscheint vor seinem Tode der Apostel Petrus (in dessen Kloster *San Pedro de Cardeña* er begraben sein wollte) und verkündigt ihm, dass ihn Gott in dreissig Tagen rufen werde; bei gewöhnlichen Sterblichen übernimmt der Dämon die Rolle des Todesboten. Es ist eine ziemlich verbürgte Sage, dass dem Brutus vor der Schlacht bei Philippi sein böser Dämon erschienen sei. Als er im Herbst des Jahres 42 v. Chr. im Begriffe stand, nach Europa zurückzugehen, um den Triumvirn die Spitze zu bieten, sass er nachdenkend und in tiefes Sinnen verloren in seinem Zelte. Es war Nacht, das ganze Lager still, der Raum schwach beleuchtet. Da war es Brutus, als ob jemand einträte. Er sah nach der Thür und erblickte ein ungeheures und furchtbares Wesen, das schweigend vor ihm stand. Er fasste sich ein Herz und fragte: *Wer bist Du und was willst Du?* — Die Erscheinung antwortete: *Dein böser Dämon, Brutus; Du wirst mich bei Philippi wiedersehen.* Worauf Brutus unerschrocken sagte: *Ich werde Dich wiedersehen.* Und in der That sah er zwanzig Tage später, in der Nacht vor der

zweiten Schlacht, den bösen Dämon wieder, aber diesmal, ohne mit ihm zu sprechen. Shakespeare, dessen *Julius Cäsar* auf den Plutarch in der Übersetzung von North gegründet ist, hat aus dem bösen Dämon den Geist Cäsars gemacht.

Was heisst Dämon? — Es gibt leibhaftige Dämonen, gute und böse, Genien des Lichts und der Finsternis. Nicht bloss Frauen, auch gewisse Männer mögen uns in einzelnen Augenblicken wie unser Schicksal in Person erscheinen; den mysteriösen grauen Mann, der bei Mozart kurz vor des Komponisten Tode das Requiem bestellte, kann man nicht umhin, mit einem gewissen Schauder zu betrachten, wenn man auch zehnmal weiss, dass es Leutgeb, der Verwalter des Grafen Walsegg ist. Und anderemale lässt sich der Segen nicht verkennen, den höherbegabte Persönlichkeiten durch ihre Gegenwart ausgiessen; schon Xeniades verglich die Ankunft des Diogenes mit dem Eintritt eines guten Genius. Was aber die subjektiven Dämonen anbelangt, so sind sie offenbar gleichfalls Geschöpfe einer schwärmenden Phantasie, die das Zweite Gesicht in die Wirklichkeit projiziert, nur von einem rein persönlichen Charakter. Der *böse Dämon* erscheint wie eine Personifikation des bevorstehenden Unglücks, fürchterlich, unerbittlich; der *gute Dämon* ist dasselbe, aber indem er die drohende Gefahr anzeigt, warnt er vor der Gefahr. Bekanntlich schrieb sich Sokrates im Gegensatze zu äusseren Orakeln, zu Augurien und Auspicien eine Art göttlicher Warnungsstimme zu, die ihn, wenn sie ertöne, davon abhalte, was er zu thun gedenke, niemals antreibe, und die ihn demgemäss auch vom Staatsdienst zurückschrecke; er nannte sie *Dämon*, während wir sie *Schutzengel* nennen würden (*Apologie* 31 d.). Analog behauptete Cardanus, einer der seltsamsten Menschen, die je gelebt haben, er habe keinen Freund auf Erden, dafür aber einen familiären Luftgeist auf dem Saturn, der im Traum mit ihm verkehre, ihn fortwährend leite und an seine Pflichten erinnere. Auch Torquato Tasso hatte seinen *Genio*, den er, wie Leopardi sagt, auf dem

Boden eines Glases zu erblicken pflegte; und am Ende ist uns, wie schon die alten Römer glaubten, allen ein *Genius* zugeteilt, der uns wie ein zweites Ich begleitet und unser Schicksal zum Guten zu lenken sucht, wir überhören ihn nur leicht: im stillen Wink des Herzens redet er uns zu,

> ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
> ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
> was zu ergreifen ist und was zu fliehn.

Aus dem Leben religiöser Personen ist mehreres bekannt, was man für die Stimme eines guten Geistes halten möchte. Es heisst von der Äbtissin von Maubuisson, der sogenannten *Princesse Palatine*, sie habe sich im Hühnerstalle bekehrt: das gründet sich darauf, dass die Fürstin einst eine Henne im Hofe sprechen zu hören glaubte. Bossuet, der ihr die Leichenrede gehalten hat, erwähnt darin die Anekdote. So hörte schon Augustinus im August des Jahres 386 in Mailand, in seinem zweiunddreissigsten Lebensjahre, als er weinend und tiefbekümmert im Garten unter einem Feigenbaum lag, eine Stimme, wie die eines singenden Knaben oder Mädchens, die zu wiederholten Malen rief: *Nimm und lies, nimm und lies (tolle, lege, tolle, lege).* Da er sich nicht erinnern konnte, dass Kinder etwa in irgend einem Spiel etwas dergleichen sängen, so erkannte er in diesen Worten eine Mahnung des Himmels. Er griff zu den Briefen des Paulus und las die Stelle *Römer* XIII, 13: *Lasst uns ehrbarlich wandeln, als am Tage; nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum* — und das war der Grund seiner Bekehrung. Man darf freilich zweifeln, ob es nicht war wie bei dem Jütländer Steno, dem Bekannten von Leibniz und Bischof zu Hannover, der plötzlich zum katholischen Fanatiker wurde, weil eben, als er an einem Hause vorüberging, eine Dame einige gleichgültige Worte zum Fenster hinunterrief, die er für einen Befehl des Himmels hielt — oder wie bei Thümmel, der in sich ging, als bei einem lebhaften Selbst-

gespräch neben ihm die Worte erschallten: *das sind faule Fische!* — Genug, der Traum ging in Erfüllung, durch den einst die fromme Mutter des Augustinus, die heilige Monica, in Karthago getröstet ward: sie stand im Traum auf einem Richtscheit, womit das Richtscheit des Glaubens, die *Regula Fidei*, gemeint war. Da kam, während sie sich über ihren Sohn härmte, ein glänzender und heiter lächelnder Jüngling zu ihr. Er fragte, warum sie tagtäglich weinte und trauerte. Sie antwortete, sie weine über das Verderben ihres Sohnes. Da sagte der Jüngling, sie solle sich beruhigen und nur hinsehen: wo sie sei, sei auch ihr Sohn. Und Monica sah den Augustinus neben sich auf demselben Richtscheit stehen (*Confessiones* III, 19).

Es kann uns nun nicht wundern, wenn die Sprache des Zweiten Gesichts noch kühner, aber im Grunde nur noch konsequenter und nüchterner wird, indem sie gelegentlich den Genius unsere eigene Gestalt annehmen lässt, das Ich in die Aussenwelt projizierend. Jeder Mensch zerfällt, sobald er zweifelt und zwischen zwei Wegen schwankt, gleichsam in zwei Personen, wovon die eine zu-, die andere abredet; und spricht, wie Odysseus zu seinem eignen Herzen. Jener fromme Geistliche geht aus, um den nahen Milleschauer zu besteigen. Unterwegs fragt er sich: Was thust Du hier? Hat Dich höherer Beruf oder eitle Neugier hinausgeführt, ist es auch recht, dass Du hier gehst? — Er bleibt stehen, tritt unter, um besser zu überlegen, und während er überlegt, rutscht das Gestein, ein Felsblock löst sich ab und stürzt auf den schmalen Fusssteig, den der gute Mann zu seinem Glücke verlassen hatte. Wie ihm gerade sein Bedenken gekommen war, bleibe dahingestellt, man halte sich daran, dass er sich eben dadurch gewissermassen selber, wie eine leibhaftige Warnung, in den Weg trat — man verweile einen Augenblick bei dieser Phrase — und man ahnt, wie so ein De Wette in Basel seinen Doppelgänger sieht.

Der bekannte Theolog ist eines Abends in einem befreundeten Haus zu Gast gewesen. Aufbrechend tritt er

ans Fenster und sieht in seine Wohnung hinüber, die gerade gegenüber liegt. Er sieht sich selbst, wie er mit dem Lichte in der Hand in das anstossende Schlafgemach geht. Mittlerweile stürzt in dem Schlafzimmer die Decke ein und sein Bett wird durch einen schweren Stein zertrümmert. Aber indem der Professor ans Fenster tritt, thut er eben gar nichts anderes als der fromme Geistliche auf dem Berge, gleich ihm fragt er sich wohl: ist es auch recht, dass du das thust? Sollst du auch hinübergehen? Wäre es nicht besser, noch zu warten? — nur dass er sich mit einem ihm selber gar nicht zum Bewusstsein kommenden Akte der Phantasie leibhaftig vor sich hinstellt und nach dem obigen Ausdruck projiziert. Warum das in einem bestimmten und richtig berechneten Augenblick geschieht? — Weil der Gott, der diese Phantome in Lebenstiefen schafft, scharfsinniger ist, als der mit der Studierlampe arbeitende Verstand, und wie Allah die allerschwärzeste Ameise in der allerschwärzesten Nacht auf dem allerschwärzesten Marmor laufen sieht.

Denn es sind entscheidende Momente, die den inneren Gott veranlassen zu sprechen oder, in die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens übersetzt, die das Phantom veranlassen zu erscheinen: beim Zweiten Gesichte handelt es sich gewöhnlich um Leben oder Tod. So lange das Schiff stolz und sicher über die Nordsee fährt, haust der Klabautermann, der klopfende Kobold desselben, ruhig unter der Ankerwinde; droht aber dem Schiff ein Unglück, so klabautert er oder klopft er, und steht dem Schiff sein Untergang bevor, so setzt er sich auf das Steuer und zerbricht es. So pflegt das Schicksal, solange das Schiff unseres Lebens mit vollen Segeln geht, zu ruhen und zu schlummern; zieht sich ein Ungewitter über ihm zusammen, so klopft es, und sind die Würfel gefallen, so erscheint es. Wie Brunhilde zu Siegmund sagt:

Nur Todgeweihten
taugt mein Anblick:

wer mich erschaut,
der scheidet vom Lebenslicht.

Nun, es ist eine alte Sache, dass der Blick von Sterbenden geschärft ist: was werden sie besser erkennen, als eben dass sie sterben? — Sothane Erkenntnis wird eingekleidet in eine Selbsterscheinung, und darum heisst es: *wer sich im Traume im Wasser spiegelt, stirbt bald.*

Der englische Dichter Shelley ertrank bekanntlich auf der Fahrt von Livorno nach dem Golf von Spezia im Mittelmeer. Vor Antritt derselben hatte er, wird versichert, ein nacktes Kind aus der See auftauchen, vor Freude in die Hände klatschen und ihm lächelnd zuwinken gesehen, vielleicht sein Töchterchen Allegra; und zugleich hatte er sich selbst gesehen. Eine schwarze Maske erschien ihm um Mitternacht, gab sich ihm als sein Doppelgänger zu erkennen und fragte: *Sind Sie zufrieden? Siete soddisfatto?* — Ist es nicht, als ob ein Theaterdirektor gefragt hätte: *Sind Sie mit dem gegebenen Stück zufrieden? Es ist aus: Moriturus te salutas!* — Aber wir selber wenden uns hier an unser Publikum und fragen: *Sind Sie zufrieden? Haben wir eine letzte Offenbarung des Weltgeistes ausfindig gemacht? Sind Sie mit diesen fünf ewigen Dialekten einer Weltsprache zufrieden?* —

Zweites Kapitel.

Die Sprache des Angesichts.

> **Nec auguria novi nec mathematicorum caelum curare soleo, ex vultibus tamen hominum mores colligo, et cum spatiantem vidi, quid cogitet scio.**
>
> *Petronii Satirae* **126,** 12.

I. Allgemeines. Geschichte der Physiognomik.

Die Quidproquos der Physiognomiker — *Fronti nulla fides* — der Schädel Rafaels — das ehrliche Gesicht des Evangelisten Marcus — der kleine Talbot — Uhland ein Papiermachergesell oder ein Uhrmacher — die Phrenologie — Lavater und Gall, verspottet und widerlegt — die Physiognomik immerhin eine sehr nützliche Kunst — und eine alte Kunst — *Scriptores Physiognomoniae veteres* — Hippokrates und Aristoteles — wie Sokrates von einem Physiognomiker für einen alten Wollüstling erklärt wird und er dieses Urteil bestätigt — der Physiognom kann nur die natürlichen Anlagen bestimmen — Tierähnlichkeiten — Vogelgesichter, Hundeköpfe, Wildprettypen und Haustiertypen — die Volksphysiognomie hat Beziehungen zur Fauna des Landes — Giambattista della Porta, sein geheimes Wissen und seine Analogien — er begründet nach der Meinung der Italiener die Wissenschaft der Physiognomik — sie ist eine Sprachwissenschaft — *Animi imago vultus est* — die Symbolik der menschlichen Gestalt — innere und äussere Bedingungen der Physiognomie — die Physiognomik nicht mit der Mimik zu vermengen — der menschliche Körper ist wie eine Porträtstatue des Geistes, der Modell gestanden hat.

In der alten Düsseldorfer Gemäldegalerie hängt ein Porträt, das eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Christuskopfe hat. Es ist das Bild des unverschämten Pietro Are-

tino. Und in der Galerie Pitti hängt ein berühmter *Catilina* von Salvator Rosa. Eine Dame will wissen, wer es sei, und versteht statt *Catilina: Collatinus. Der Gemahl der Lucretia!* ruft die Fremde begeistert aus. *Ja, ich erkenne dich, edler Römer! Der Schmerz über den Verlust des geliebten Weibes ist so wahr! So ergreifend wiedergegeben!* — Quidproquos, die bei der Physiognomik unterlaufen.

Was wurde nicht alles aus dem Schädel Rafaels in der römischen Lukas-Akademie herausgelesen, bis man im August des Jahres 1833 entdeckte, dass er es gar nicht sei! — Und wie oft haben schon bedeutende Köpfe die physiognomische Prognose Lügen gestraft! — *Fronti nulla fides*, möchte man zehnmal für einmal sagen. Die Gräfin von Auvergne in Shakespeares *König Heinrich VI., erster Teil*, hält es für unmöglich, dass der Knirps, der vor ihr steht, der schreckliche Talbot sei, wie Ludwig XIV. aus gleichem Grunde gering vom Prinzen Eugen denkt. Karl V. sieht das Mönchlein, das sich Luther nennt und sagt: *der sollte mich gewiss nicht zum Ketzer machen!* — Hogarth will einen Dummkopf zeichnen und zeichnet, ohne es zu wissen, den berühmten Samuel Johnson — Musäus hält einen Nachtwächter, durch die Art und Weise, wie derselbe seine Pfeife raucht, verführt, für Klopstock — und Lavater, dem eine Reichsstadt die Bildnisse des Bürgermeisters und des hohen Rats zusendet, erklärt sie alle für Erzmalefikanten. Um noch einen modernen Dichter und Forscher anzuführen, dessen Physiognomie der Physiognomik mehrmals ein Schnippchen geschlagen hat: Uhland hatte nichts weniger als das Aussehen eines gelehrten Mannes, der er war, sondern etwa das eines Handwerkers oder eines Subalternbeamten. *Uhland*, schreibt Chamisso in einem Briefe von Paris aus dem Jahre 1810, *war unscheinbar, dickrindig und schier klötzig, und man möchte nicht diese goldene Ader hinter ihm suchen.* Als er einmal, der Universitätsprofessor und Abgeordnete, unweit Tübingen vor einer Papiermühle stand, sagte ein Vorübergehender zu ihm: *Sie sind gewiss auch so ein*

Papiermachergesell? — als worauf Uhland antwortete, Papier verderbt habe er schon viel, aber gemacht noch keins; und ein andermal hielt ihn auf einem Dampfschiff ein Phrenolog für einen Uhrmacher: *nicht jeder,* fügte er tröstend hinzu, *nicht jeder könne ein Dichter werden!* — Und umgekehrt sagt das spanische Sprichwort: *So vaina de oro, cuchillo de plomo,* in einer goldnen Scheide steckt wohl ein bleiern Messer.

Daher denn die Satire, welche die ganze Kunst bitter verspottet, nicht ausgeblieben ist. Vor hundert Jahren, wo Lavaters Weizen blühte und ein Chodowiecki die *Physiognomischen Fragmente* illustrierte, wurde die Geissel derselben von Musäus und Lichtenberg geschwungen, welcher letztere, um seinerseits *die Menschenliebe und die Menschenkenntnis zu befördern: über die Physiognomik wider die Physiognomen* schrieb und das humoristische Fragment von den *Sauschwänzen* herausgab. Heutzutage ist die Animosität, ich will nicht sagen der Satire, aber der ernsten Wissenschaft vielmehr gegen die Phrenologie gerichtet, die offenbar einen kleinen Zweig der Physiognomik darstellt und die ihrerseits die allgemeine Physiognomik in der Unterhaltung der Gesellschaft abgelöst hat; denn auf Lavater folgte Gall, der zu seinen Entdeckungen durch ein echt physiognomisches Aperçu geleitet wurde. Er hatte wahrgenommen, dass Menschen mit vorquellenden Augen, sogenannten *Kalbsaugen,* gewöhnlich ein vortreffliches Gedächtnis besitzen; daraus schloss er, dass auffallende Talente mit einer eigentümlichen Schädelbildung zusammentreffen möchten. Ferner entdeckte er, dass grosse Denker auch eine Denkerstirne haben; dass die Schläfe bei phantasiereichen Menschen, zum Beispiel bei einem Dichter wie Schiller, stark gewölbt, bei realistischen Naturen, zum Beispiel bei grossen Feldherrn, hohl zu sein pflegen; dass Leute von starkem Selbstgefühl, wie die Engländer, hohe und fast spitze Schädel besitzen — und so hatte er allmählich an seinen Köpfen alle Grundkräfte des Geistes, das Diebsorgan und das Organ der Gutmütigkeit, die Religiosität und die Kampfbegier, die

Kindesliebe und die musikalischen Stirnbuckel herausgefunden. Die Physiologie leugnet einen Zusammenhang zwischen Schädelkonturen und Hirnkonturen; und wenn sie auch die Lokalisation der einzelnen Hirnfähigkeiten nicht verwirft, so bekennt sie doch, dass ihr erst eine einzige wirklich gelungen ist, nämlich die des Sprachvermögens, welches seinen Sitz in der unteren Augenwindung des Stirnlappens auf der linken Seite, also in der linken Schläfengegend hat. Infolgedessen steht das grosse Publikum auch der Phrenologie jetzt ziemlich skeptisch gegenüber; auch für diesen Zweig der edlen Wissenschaft vom Äussern und für die musikalischen Stirnbuckel gilt es: *fronti nulla fides.*

Mag's sein; die Physiognomik bleibt doch eine Kunst, die vieles kennen lehrt, und wer sich ihrer befleissigt, der findet zum mindesten für die Beurteilung der Menschen kostbare Anhaltspunkte. Wir pflegen uns doch alle unsere Leute erst anzusehen, ob ihnen zu trauen ist, selbst die Herren Evangelisten; und wohl uns, wenn wir immer so gute Erfahrungen machen, wie Michelangelo mit dem Evangelisten Marcus: er meinte, *auf sein ehrliches Gesicht hin dürfe man ihm alles glauben, was er in seinem Evangelium berichtet habe.* Das ehrliche Gesicht hatte ihm freilich Donatello in einer Statue gegeben, die in Florenz an einem Pfeiler der Halle von Orsanmichele steht. Im XVII. Jahrhundert lebte am Hofe Ludwigs XIV. ein Arzt, der sich etwas auf seine Menschenkenntnis zu gute that, La Chambre; er verdankte dieselbe seinen physiognomischen Beobachtungen. Aus dem Gesichte wollte er erkennen nicht nur, was die Menschen für einen Charakter hätten, sondern auch, für welche Stellen und Ämter sie geeignet wären. Wirklich entschied sich Ludwig XIV. bei einer Wahl niemals weder zu Gunsten noch zu Ungunsten eines Kandidaten, ohne zuvor das Orakel des Doktor Physiognomon befragt zu haben. *Wenn ich vor Eurer Majestät sterbe,* sagte La Chambre, *so läuft Dieselbe grosse Gefahr, in Zukunft manche*

schlechte Wahl zu treffen! — La Chambre starb in der That vor dem Monarchen (1700), und seine Prophezeiung schien sich mehr als einmal zu erfüllen.

Und es ist eine alte Kunst — das beweisen die *Scriptores Physiognomoniae Veteres*, welche J. G. F. Franz (Altenburg 1780) herausgegeben hat. Einer derselben wird von dem bekannten syrischen Schriftsteller Abul-Faradsch oder Barhebräus in seiner *Historia Dynastiarum: Philemon* genannt und von demselben erzählt, er habe einst von den Schülern des Hippokrates das Porträt des grossen Arztes vorgelegt bekommen — Philemon sagte aus, es sei das Gesicht eines alten Wollüstlings, worüber sich die Verehrer des Hippokrates bass verwunderten; aber Hippokrates kam hinzu und gab dem Physiognomiker vollkommen recht, seine Natur sei so, doch er habe gelernt, seine sinnlichen Triebe zu bekämpfen. Eine ganz ähnliche Anekdote erzählt Cicero in den *Tusculanae Disputationes* von Sokrates: hier legt der Physiognomiker Zopyrus dem Sokrates in Gegenwart seiner Schüler eine Menge Laster bei, weshalb er samt seiner Wissenschaft verlacht wird; aber auch Sokrates bekennt sich zu den namhaft gemachten Fehlern, deren er nur durch Philosophie Herr geworden sei. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass der arabische Geschichtschreiber den Hippokrates (*Bokrat*) mit dem Sokrates (*Sokrat*) und Philemon mit Polemon verwechselt hat, welches wirklich der Autor eines kurzen griechischen erhaltenen Werkes über Physiognomik gewesen ist. Dass Sokrates zum Verwechseln einem Silen ähnlich sah, weiss man und wird von Alcibiades in Plato's *Symposion* bezeugt; Büsten des Sokrates sind ja keine Seltenheit. Jedenfalls ist die Anekdote geeignet, unsere eigenen Ansichten über die physiognomische Wissenschaft zu klären und den Grund zu beleuchten, warum die Zensuren des Physiognomikers so häufig scheinbar unzutreffend sind. Der Physiognom kann wohl die natürlichen Anlagen eines Menschen bestimmen, aber nicht, was wirklich aus dem Menschen

werden mag; denn derselbe kann bald seine Natur überwinden wie Sokrates, bald gewissermassen gegen seine Natur schlecht werden wie Tiberius und Domitian, die beide in ihrer Jugend schön gewesen sind. In London war neulich in allen Schaufenstern in etwa vierzig Blättern die *Entwickelung eines Trunkenboldes,* von den Temperanzgesellschaften ausgestellt, zu sehen — wie gut, wie hold, wie lieblich waren die Anfänge des Säufers, der nun durch den *Gin* und durch den *old Tom* unwiderruflich zu Grunde ging! — Das Eine hatten die Temperanzler nur vergessen, die Leber des Mannes, *the gin-drinkers liver,* zu malen, denn von dem kleinen Schäker Falstaff wissen wir, dass die Säuferleber schön rot, die Leber des Nichttrinkers dagegen bleich und damit zum gewissen Kennzeichen der Kleinmütigkeit und Feigheit wird. Und nach seiner Theorie müsste der Trunkenbold zum mindesten ein Oliver und Roland geworden sein, was ihm vielleicht wiederum nicht an der Wiege gesungen ward, sodass man wiederum sieht, wie der Physiognomiker ein Tropf ist und nichts von der Zukunft weiss. Indessen wäre es erstens schon viel, die natürlichen Anlagen zu erkennen; zweitens würde die Willenskraft und die moralische Energie selbst zu diesen Anlagen gehören, und einerseits in den Kalkul des Physiognomikers aufzunehmen, anderseits an ihren physiognomischen Wirkungen zu erkennen sein — wenn der Charakter ausgebildet ist, müssten sich dem Gesichte die sittlichen Triumphe oder Niederlagen ebenso gut absehen lassen, wie man einem Stand und Schicksal absieht. Alles in allem kommt man zu dem Schlusse, dass die Herren Polemon oder Zopyrus in der Kunst noch keine Meisterschaft besassen, so sehr auch die Kunst gerade in ihnen offenbar geworden war.

Hippokrates, der vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte, war selbst ein ausgezeichneter Physiognomiker, der namentlich bewunderungswürdige Krankheitsbilder zeichnete: bekanntlich nennt man nach ihm bis auf den heutigen Tag das Gesicht eines Sterbenden; wie denn die

Ärzte durch ihren Beruf vorzugsweise auf die Beobachtung der physiognomischen Merkmale angewiesen sind. Ja sogar der *summus Aristoteles*, wie Lavater der Sohn eines Arztes und sein Leben lang ein Liebhaber der Medizin, hat ein halbes Jahrhundert nach Hippokrates eine lose Abhandlung des Titels *Φυσιογνωμικά* geschrieben; sie ist in der Franzschen Sammlung mitabgedruckt. Von Aristoteles geht die Manier aus, Menschen mit Tieren zu vergleichen und aus der grösseren oder geringeren Ähnlichkeit eines Individuums mit der einen oder der anderen Tierklasse auf seine guten oder bösen Neigungen zu schliessen. Wenn zum Beispiel einer eine Adlernase, einen Stiernacken, eine Affenhand besitzt, so ist in seinem Charakter auf eine gewisse Verwandtschaft mit einem Adler, einem Stier, einem Affen zu prognostizieren. *Der Hirsch hat einen langen Hals*, sagt Aristoteles, *folglich ist ein Mensch mit einem langen Halse furchtsam wie ein Hirsch.* Der Gedanke ist fruchtbar, die Analogie zwischen Menschen und Tieren fällt jedem auf; ausserordentlich häufig sind Vogelgesichter, Hundeköpfe, Wildprettypen und Haustiertypen. Den Leibesbau der Windhunde findet man nicht bloss bei den Langarmaffen und bei den Geparden, sondern auch bei vielen Menschen wieder, und zwar immer als untrügliches Zeichen der Befähigung zu schneller und anhaltender Bewegung. Der Kopf des Herkules Farnese erinnert, was das geringe Volumen, den dicken Hals und die kurzen krausen Stirnlocken anbelangt, ganz auffällig an einen Stierkopf — der sieht wie ein kleiner fauchender Hamster, der wie ein weisser ältlicher Affe aus, der den Weltlauf verachtet und seinen Wärter in die Beine beisst. Bekannt, dass einst die Westfalen Voltaire, der, in eine Wildschur gehüllt, neben Friedrich dem Grossen im Wagen sass, für den Leibaffen des Königs hielten und neckten. Ja, Leibniz hat die interessante Beobachtung gemacht, dass die Physiognomie eines ganzen Volkes nicht ohne eine gewisse Beziehung zur ländlichen Fauna ist, dass die Lappen Renntieren, die Neger

Affen, die Malaien Tigern, die Araber Kamelen, die Hindu Elefanten, die peruanischen Indianer Lamas ähneln u. s. w.

Wie gesagt, derlei Vergleiche drängen sich jedem auf: es gibt Menschen, die eine wahre Sucht haben, ihre Bekannten bald auf den *Hund*, bald auf den *Fuchs*, bald auf *Karpfenmäuler* anzureden oder wie Tischbein in Neapel zu einem Fremden zu sagen: *Verzeihen Sie, ich habe Sie anfangs für einen Esel gehalten, eigentlich aber sind Sie ein Ochse* — wie ausgezeichnet sich die höheren Tiere dazu eignen, menschliche Eigenschaften und Zustände darzustellen, sieht man an den vier Löwen, die den Eingang des Krystallpalastes in Sydenham bewachen und die: *Determination*, *Vigilance*, *Peace* und *War* genannt sind. Wer aber den Gedanken des Aristoteles mit besonderer Liebe aufgenommen hat, war Giambattista della Porta, ein naturkundiger Neapolitaner des XVI. Jahrhunderts, ein Mann von vielem geheimen Wissen, Erfinder der *Camera obscura* und der Vorläufer Lavaters und Galls mit seinem Buch: *De Humana Physiognomia* (Neapel 1595). Schon zwischen Pflanzen und Tieren hatte Porta mehrfache Analogien und vieles herausgefunden, was zu der frühererwähnten *Signatur der Pflanzen* zu rechnen wäre: die versteckte Meinung der Zwiebeln und der Knollen, die Ähnlichkeit der Birnen und der Feigen mit einer Gebärmutter, die Schamlosigkeit der *Nackten Hure* oder der Herbstzeitlose und der *Venusmuscheln* waren ihm geläufig; dass das Basilikum Skorpione trage und der Stechginster oder die *Skorpionpfrieme* Skorpionsstacheln habe, dass in Asien das *scythische Lamm* aus einer Melone krieche, wusste er genau. Diese Analogien bahnten ihm nun den Weg zu den physiognomischen Analogien zwischen Tier und Mensch. Er verfolgte sie bis ins Einzelne. Sokrates hatte für ihn die Züge eines Hirsches, Plato eines Hühnerhundes, Sulla eines Tigers, Vitellius eines Uhu — wie nach ihm Tischbein in dem Correggio ein Schaf und in dem Michelangelo einen Löwen erkannt hat. Es war die Zeit, wo Tycho de Brahe den geheimnisvollen Zusammenhang

zwischen den sieben Planeten, den sieben Metallen und den Hauptgliedern des Menschen entdeckte und die dessen unkunden Aristoteliker verlachte. Giambettista della Porta selbst war kahlköpfig wie ein Fuchs, er hatte eine Adlernase, Augen wie ein Reh, Läufe wie ein Hirsch, nicht mehr Bart als eine Auster und eine heisere, rauhe Stimme wie ein Rabe. So war der Mann beschaffen, der nach der Meinung der Italiener die Wissenschaft der Physiognomik begründet hat; denn als Wissenschaft wurde sie seitdem betrachtet und von Baco dem *Organon scientiarum* ausdrücklich einverleibt.

Aber noch hat sie Baco nicht den Sprachwissenschaften eingereiht, was wir hiermit thun. Denn die Züge des menschlichen Angesichts, die allerdings bald mehr, bald weniger *sprechend* sind, aus denen bald ein Herz *spricht*, bald, Maria Stuart bezeugt mirs, keins*): sind neue und bereits recht hübsch menschliche Proben der Sprache ohne Worte, wie dies schon Karl Gustav Carus ausgesprochen hat, einer persönlichen Symbolik zu vergleichen. *Animi imago vultus est, indices oculi*, sagt Cicero; diese Worte verdienen erwogen zu werden, denn sie enthalten einen goldenen Fingerzeig. Das Gesicht ist ein Bild der Seele — ein Sinnbild für etwas, das nicht in die Sinne fällt. Der menschliche Körper erscheint wie die Statue eines unbekannten Wesens — wessen ist sie? Welcher Geist ist hier abgeformt? Was hat der erhabene Künstler ausdrücken wollen, da er dies Menschenbild erschuf? — Gleichgültig, ob der Geist selbst dieser Künstler ist, der sich sozusagen von innen heraus im Fleische wie in weichem Wachse ausdrückt, oder ob ein übermenschlicher Bildhauer, nennen wir ihn Naturtrieb oder Gott, den Menschenleib nach dem Modell des darin steckenden Geistes wie eine Art von Futteral gestaltet; wenn nur eine Ähnlichkeit, eine Ana-

*) *O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!* — ruft sie aus, wie sie die Königin Elisabeth sieht. Ciceros Worte gehen auf Aristoteles zurück.

logie, ein Verhältnis existiert, wenn es nur wahr ist, was der Dichter sagt, *dass die Gesichter all wie ihre Seelen werden* und dass dies *Eine Gerechtigkeit schon hier auf Erden* sei. In diesem Falle geht der Physiognom in der volkreichen Stadt umher wie der Archäolog im Pio-Clementinischen Museum. Er kennt die Figuren alle — alle reden sie zu ihm und geben sich ihm zu erkennen: *ich bin ein Joviskopf . . . ich heisse Dionysos . . . ich habe das feuchte Haar Neptuns . . . ich ziehe wie die Venus das untere Augenlid wollüstig herauf . . . ich bin ein Satyr . . . ich bin ein Gott* — alle, alle nennen ihre Namen und sprechen eine Sprache ohne es zu wollen, ja oft gegen ihren Willen, aber ohne es hindern zu können, sie müssten sich denn maskieren.

Animi imago vultus est. Es gibt viele Dinge, die ihre Spur im menschlichen Angesichte hinterlassen und die auf den Körper und auf den Geist zugleich einwirken, sodass man sie als äussere Bedingungen der Physiognomie den innerlichen gegenüberstellen muss. Vaterland und Nationalität, Geschlecht und Rasse, Stand und Profession, Schicksal und Lebensstellung, alle unsere äusseren Verhältnisse haben ebenfalls ihr Recht auf die Gestaltung und damit auf die Ausdrucksfähigkeit und *Sprache* unseres Wesens; es steht uns frei, auch hier die Wirkungen gleichsam als Bilder der Ursachen aufzufassen und uns vorzustellen, dass diese Ursachen an der Statue unseres Körpers beständig mitarbeiten. Nur müssen wir dergleichen ständige Mitarbeiter und die Gehilfen, die der Tag bringt, streng auseinanderhalten. Statuen bewegen sich nicht, sie ruhen; noch geht uns das pulsierende Leben und das Mienenspiel des Menschenleibes nichts an, diese Sprache kommt erst, wenn die des Bildes selber gehört worden ist; höchstens insofern einzelne Reflexbewegungen öfters wiederholt, dadurch stabil gemacht und in das feste Gepräge des Organismus aufgenommen werden, fallen sie in den Rahmen einer strikten Physiognomik. In der Heiterkeit gehen die Mundwinkel in die Höhe, in der Traurigkeit abwärts; der Zufriedene lächelt, der Unzufriedene

mault oder hängt das Maul, das heisst, er lässt die Unterlippe herabhängen, wie der Karpfen sein Karpfenmaul: jenachdem also einer vorherrschend heiter oder melancholisch ist, werden sich die Mundwinkel in der betreffenden Stellung fixieren. Der jähzornige Mann ist leicht an seiner Röte, an seiner Kolleradèr zu erkennen; der weibliche Zornnickel pflegt eine Leibfarbe und eine Mundfalte zu haben, die selten täuscht. Das wären ein paar stabil gewordene Mienen; aber es beweist eine bedauerliche Unreife des Gedankens, wenn Leute, die à la Aristoteles *Physiognomica* auskramen, aus der Physiognomik fortwährend in die Mimik kommen, ja nicht übel Lust haben, die ganze Physiognomik in die Mimik aufzulösen. Das heisst ewige und vorübergehende Zustände, stehende Ausdrücke und gelegentliche Lebensäusserungen und das eherne Gebilde der Natur von der Wirkung eines flüchtigen Reizes nicht unterscheiden können. Ferne sei das von uns: was sich von Charakter und Geist und von unwiderruflichen Lebensbedingungen im menschlichen Körper dauernd spiegelt, wollen wir rein auffangen und einige von den tiefsinnigen Bildern zu erhaschen suchen, die dieser zerbrechliche Leib während seines kurzen Lebens wie ein ambulanter Guckkasten dem hineinschauenden Kenner zeigt.

II. Die leiblichen Analogien.

Verhältnisse der einzelnen Körperteile zu einander — die ärztliche Semiotik — populäre Kennzeichen: der Harn, die Zunge, die Fingernägel — Bleichsucht, Gelbsucht, Blausucht — die Korpulenz, bedingt durch das Darniederliegen der Geschlechtsthätigkeit — einzelne Naturfehler und ihre psychologischen Effekte — die Buckligen, die Schwerhörigen — Zeichen der Gesundheit: das Auge — die Temperamente, Formen der Gesundheit — stehende Korrelationen — die Symmetrie des Skelettes — Nase, Mund und Fuss haben am Körper ihre Korrespondenzen — männliche und weibliche Geschlechtseigentümlichkeiten — Vorderbacken und Hinterbacken — sogar die Muttermale und Leberflecken sollen sich wiederholen — Gibbon und die Marquise Du Deffand, die sein Gesicht befühlt.

Bevor wir die Statue fragen, welchem Geiste sie angehört, prüfen wir erst das Verhältnis, in welchem ihre einzelnen Teile untereinander stehen. Sie scheinen eine gewisse Analogie zu haben, sie scheinen Schlüsse vom einen auf den andern zu gestatten, sie scheinen von einander zu sprechen.

Die Mediziner haben eine Wissenschaft, die sie *Semiotik* nennen, die Lehre von den *Kennzeichen* der Krankheiten oder, wie wir gewöhnlich sagen, den Symptomen: sie sind wie die Glieder einer Kette, die der Arzt in die Hand bekommt, sie sind wie Grubenlichter, die ihn durch die finstern Stollen und Gänge der Leibeshöhle leiten. Eins der populärsten und ältesten Kennzeichen ist der Harn, der im Fieber eine rotgelbe, selbst braunrote, bei der Gelbsucht eine schwarzbraune oder schwarzgrüne, bei Gelenkrheumatismus eine hochrote Färbung annimmt und ziegelmehlartige Niederschläge bildet, überhaupt in Bezug auf Qualität wie Quantität die grössten Verschiedenheiten darbietet und schon bei den vier Temperamenten wechselt. Daher haben sich seit Hippokrates, der Vater und Meister aller Semiotik ist und bleibt, Ärzte und Laien gewöhnt, bei jeder Krankheit den Harn des Patienten zu betrachten, und das zu dieser Betrachtung dienende Uringlas bildete im Mittelalter geradezu ein stehendes Attribut der Ärzte, das die *Nürnberger Chronik* sogar den heiligen Ärzten Cosmas

und Damianus in die Hand gibt (Cahier, *Caractéristiques des Saints dans l'art populaire.* Paris 1867. Seite 137). Ein anderes, ebenfalls sehr populäres Kennzeichen liefert die Zunge: eine gesunde Zunge besitzt einen reinen, blassroten Rücken, bei Verdauungsstörungen erscheint ihre Oberfläche weisslich, sie ist, wie man sich auszudrücken pflegt, *belegt;* daher sich auch wieder Ärzte wie Laien gleich, wenn einer klagt, die Zunge zeigen lassen. Ein drittes bekanntes Kennzeichen endlich bieten die Fingernägel dar, in denen sich der Ernährungszustand des ganzen Körpers wiederspiegelt: bei fieberhaften Krankheiten bleiben sie im Wachstum zurück, eine querverlaufende, flache Rinne pflegt nach der Genesung diese Wachstumshemmung zu bezeichnen; und bei Schwindsüchtigen sind sie stark gewölbt, was daher kommt, dass das letzte Fingerglied mit dem Schwunde des Fettes dünner und schmäler wird. Was ist es anderes als eine Anwendung der ärztlichen Zeichenlehre, wenn wir, wie das täglich vorkommt, aus dem gelblichen, blassgrünlichen Kolorit der Haut auf Bleichsucht, aus der gelben Färbung auf Krankheiten der Leber, aus blassen Lippen auf Blutarmut und aus bläulichen Lippen auf einen Herzfehler schliessen? Wenn wir an der eigentümlichen Unsicherheit des Ganges, namentlich dem charakteristischen Schleudern der Beine den Rückenmarksschwindsüchtigen, an dem Liegen auf dem Bauch den Unterleibskranken, an den angezogenen Schenkeln die Bauchfellentzündung erkennen? — Andere Symptome entziehen sich der Beobachtung des Laien und wollen vom Arzte aufgesucht sein, der dem Patienten den Puls fühlt, der die Milz des Wechselfieberkranken untersucht, der eine bösartige Zerstörung der Herzklappen im Augenhintergrunde wahrnimmt, der misst und wägt, behorcht und beklopft und auf diese Weise seine tiefen Blicke thut. Er sieht die fettleibige Frau — ihre Geschlechtsthätigkeit liegt darnieder; er weiss, dass nicht bloss bei älteren Frauen mit dem Aufhören der Geschlechtsfunktionen eine grössere Fettentwickelung eintritt, sondern auch

bei jüngeren, wenn sie des Beischlafs entbehren; er weiss, dass auch beim Manne die Kastration eine Fettanhäufung begünstigt. Er sieht den Kastraten — er hört die Kastratenstimme; er hört eine Gurgelstimme — er sieht den fetten quabbeligen jüdischen Bankier.

Auch bei Zuständen, die man nicht gerade als Krankheiten, zum wenigsten nicht als akute Krankheiten bezeichnen kann, pflegen sich solche Analogien, die dann zu *Zeichen* werden, nicht selten einzustellen. Buckelige sind gewöhnlich kurzatmig und haben meist lange Finger, gleichwie Spinnen; sie spielen daher häufig gut Klavier. Ich kann mich nicht enthalten, gleich hier noch eine weitere Eigentümlichkeit des *verdriesslichen* Vereines zu erwähnen und damit an dieser Stelle eine Thatsache vorwegzunehmen, die eigentlich erst zum Folgenden gehört. Verwachsene Menschen sind gewöhnlich witzig, wenigstens nicht auf den Kopf gefallen. Nichts ist seltener als ein *kleiner Verdruss* und dabei grosse Dummheit; ich möchte den Fall wissen. Der Geist macht nicht buckelig, das fehlte gerade noch; aber der Buckel macht geistreich, es ist ein allgemeiner Erfahrungssatz. Äsop, Moses Mendelssohn, Schleiermacher, Lichtenberg, Richard III., unzählige bedeutende Männer waren buckelig; auch der berühmte Diplomat Talleyrand soll es gewesen sein, jedenfalls war er lahm. Man kann beobachten, dass die Hohe Schulter der Geschlechtsthätigkeit keinen Eintrag thut, so wenig, wie es die Schwäche, ja Lähmung der untern Gliedmassen thut; eine Frau, welche hinkt, *Mujer coja*, entwickelt nach dem spanischen Sprichwort sogar eine besondere sexuelle Virtuosität. Analog scheint die Schiefheit dem geistigen Leben förderlich zu sein. Ausnahmen bestätigen die Regel. Eine solche Ausnahme war D'Alençon, Sohn eines Pedells im pariser Parlament und sein Nachfolger in diesem Amt; er wollte für geistreich gelten, es glückte ihm aber nicht, daher der gleichfalls buckelige Abbé de Pons verächtlich von ihm sagte: *Cet animal-là déshonore le corps des bossus.* Es

war derselbe Pons, der jeden Buckeligen, falls derselbe nicht leugnete, *mon cher confrère* anredete.

Gewisse Naturfehler bewirken oft bestimmte psychologische Effekte. Schwerhörige sperren nicht bloss unwillkürlich den Mund auf, sondern werden auch leicht misstrauisch; Le Sage, der Autor des *Gil Blas,* machte in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Le Sage war halb taub, aber doch heiteren Gemüts, er lachte über seinen Fehler, lustig bis zum Kaustischen. Er konnte nur mit Hülfe eines Hörrohrs hören: *das ist mein Wohlthäter*, meinte er. *Ich gehe in ein Haus; ich finde neue Gesichter; ich hoffe, es werden geistreiche Leute darunter sein; ich nehme mein liebes Hörrohr. Ich sehe, es sind Dummköpfe; augenblicklich stecke ichs wieder ein und sage: jetzt kommt und langweilt mich!* —

Doch wir kommen zurück auf die leiblichen Analogien. Das Wort *Symptom* bedeutet eigentlich eine Erscheinung, die mit einer Krankheit *zusammentrifft* oder *zusammenfällt* (*συμπίπτει*) und die eben dadurch zur Verräterin der Krankheit wird. Es wäre nun wohl schön, wenn es solche *Zusammenfälle* auch im normalen Zustande gäbe und auch die Gesundheit ihre *Semiotik* hätte. Unzweifelhaft hat sie die; wie würden wir sonst von *roten Wangen* und überhaupt von *gesundem Aussehen* reden? — Nur dass fast jeder Mensch seine eigene Gesundheit hat und daher auch die Zeichen der Gesundheit von Individuum zu Individuum merklich wechseln. In einem sehr weiten Sinne könnte man ja sogar die sogenannten vier Temperamente, sofern das Vorherrschen eines bestimmten Saftes in der *Mischung* doch immer etwas Abnormes hat, als eine Art konstitutioneller Krankheiten betrachten, die den ganzen Habitus bestimmen und in der Farbe des Haares und des Gesichtes, in der Kälte und Wärme des Blutes, in der grösseren oder geringeren Korpulenz, im Gang und in der Stimme zu Tage treten.*) Man wird sich nach näherer Prüfung gleich-

---

*) Berühmt ist der Kupferstich Chodowieckis: *Die vier Temperamente* vor

wohl sagen, dass die vier Temperamente am Ende nur vier verschiedene Formen der Gesundheit sind, die letztere demnach ihre ganz verschiedenen, unvereinbaren Zeichen hat, demnach an denselben nur ausnahmsweise und schwer zu erkennen ist. Überhaupt aber schliesst der Begriff der Gesundheit, da dieselbe ein Zustand des ganzen Organismus ist, streng genommen ein bloss lokales Auftreten derselben aus, wenngleich nicht geleugnet werden soll, dass sich das Allgemeinbefinden an einzelnen Stellen, zum Beispiel im Gesicht und in den Augen (beim Hund in der feuchten Nase) vorzugsweise spiegelt, sintemal schon Hippokrates gesagt hat, dass *sich der ganze Körper so verhalte wie das Auge.*

Dafür lassen sich unter der Voraussetzung der Gesundheit Vergleiche zwischen den einzelnen Körperteilen ziehen und Verhältnisse aufstellen, die noch mehr als blosse Hinweise enthalten. Bekanntlich zeigt das Skelett des Menschen eine vollkommene Symmetrie, indem alle Knochen, die nicht in der Mittellinie des Körpers liegen, paarig und auf beiden Seiten gleich gebildet sind; und die Gestalt der einzelnen Knochen hängt mit dem Bau des ganzen Körpers so innig zusammen, dass ein Bein dem Anatomen die wichtigsten *Aufschlüsse* über seinen einstigen Träger zu geben und von vorweltlichen Faunen zu *erzählen* vermag, denn aus der Form des Knochens erkennt er, welcher Klasse das Tier angehört und wie es im übrigen beschaffen ist. Und wenn es wahr ist, dass die besten Schützen blaue Augen haben — dass das linke Auge schärfer als das rechte sieht und die Natur den linken Hoden grösser als den rechten bildete, wenigstens bilden ihn die alten Bildhauer regelmässig so — dass das Herz (dessen krankhafte Erweiterung man als *Ochsenherz* bezeichnet) an Grösse der geballten Faust gleichkommt, indem das Volumen desselben weniger nach

einem Gemälde, welches den *Abschied des Calas* darstellt. Der Choloriker ballt die Faust und stampft mit dem Fusse; der Sanguiniker weint; der Melancholiker starrt traurig vor sich hin; der Phlegmatiker sitzt gelassen auf einem Stuhl. Calas, das bekannte Opfer des religiösen Fanatismus.

dem Mute als nach dem Blutgehalte wechselt — dass die Nase, wie die Rabbinen behaupten, die Länge des kleinen Fingers hat — dass der menschliche Körper nach dem Goldenen Schnitte eingeteilt ist, indem der Schnitt in die Taille fällt, und dass derselbe mit dem Kanon des Polyklet identisch ist: so liesse sich auch an gewisse andere Proportionen glauben, die Neugierde und Lüsternheit in Klostermauern ausgeheckt haben mögen. Es heisst, dass für das männliche Glied die Nase und für die weibliche Scham einerseits der Mund, anderseits der Fuss charakteristisch sei:

Ad formam nasi dinoscitur hasta baiardi *)

und mit Wiederholung dieser Analogie:

Noscitur ex labiis, quantum sit virginis antrum;
Noscitur ex naso, quanta sit hasta viri.

Die nahe Beziehung der Lippen zu dem Geschlechtsleben wird durch den Kuss und das Schnäbeln der Vögel bewiesen; und mit der Semiotik des weiblichen Fusses könnte es zusammenhängen, dass die Männer bei den Frauen überall soviel auf hübsche und kleine Füsse geben. Wohlbekannt ist die Erzählung des Altertums, dass die schöne Rhodopis einst in Naukratis badete und ein Adler eine ihrer Sandalen aufhob, damit wegflog und den Schuh dem König von Ägypten in den Schooss fallen liess, als derselbe eben in Memphis Recht sprach. Überrascht von der Seltsamkeit des Vorfalls und von der besonderen Nied-

*) Baiardus eigentlich ein (rotbraunes) Pferd, so (*Bayard*) hiess das Ross Rainalds von Montalban, eines der vier Haimonskinder; *hasta*, der Spiess, ein bekanntes phallisches Symbol, mit dessen Spitze der römische Bräutigam das Haar der Braut am Tage der Hochzeit scheitelte (*hasta caelibaris*, vergleiche Seite 28). Zur Sache vergleiche das Epigramm von Martial: VI, 36. Charakteristisch für die Stärke des Geschlechtstriebes ist nach Lavater die Habichts- oder die Adlernase, wie sie zum Beispiel der Apostel Paulus (nebenbei auch Dante und Schiller, beides äusserst sinnliche Naturen) hatte, daher derselbe denn auch (2. Korinther XII, 7) über den *Pfahl im Fleische* klagt (σκόλοψ τῇ σαρκί). Dass der Apostel mit diesem bildlichen Ausdruck seinen starken Geschlechtstrieb bekenne, ist wenigstens die Meinung der römisch-katholischen Exegeten. Sie scheint die natürlichste.

lichkeit der Sandale, ruhte der König nicht, bis er die Eigentümerin derselben ausfindig gemacht hatte, und sobald dies geglückt war, machte er Rhodopis zu seiner Königin (Strabo und Älian).

An die geheimen Analogien, welche unser ehrwürdiger Pater oben in lateinische Verse gebracht hat, lässt sich um so eher glauben, als das Geschlecht selbst in einem offenbaren Zusammenhange mit der ganzen Körperbildung steht. Der Physiolog spricht von *Geschlechtscharakteren*, und sie sind bei Menschen und Tieren massenhaft vorhanden. Ein auffälliger Geschlechtscharakter ist der Bart, den auch der Affe und der Ziegenbock besitzt; bei manchen Tieren sind die Männchen ausserdem durch Hörner, lebhaftere Farben und eine stärker entwickelte Stimme ausgezeichnet. Die Frauen haben statt des Bartes längere Kopfhaare. Der Mann ist in der Regel grösser als das Weib; seine Formen sind eckiger, während die des Weibes, bei dem das Unterhautfettgewebe reichlicher vorkommt, grössere Rundung haben. Das Weib hat verhältnismässig einen längeren Rumpf, breitere Hüften und ein weiteres Becken als der Mann; der Mann hat verhältnismässig längere Extremitäten, einen stärkeren Unterkiefer, einen umfangreicheren Kehlkopf und einen breiteren und tieferen Brustkasten als das Weib. Nicht bloss, dass der kleine Fuss der Frau die ebenerwähnte sexuelle Semiotik besitzt, das weibliche Geschlecht bringt überhaupt kleinere Füsse hervor als das männliche. Aus dem grösseren Umfange des Beckens ergibt sich eine grössere Entfernung der Hüftpfannen und die eigentümliche Stellung der Oberschenkel nach innen, der Unterschenkel nach aussen hin, eine leichte Art von *Bäckerbein;* im Anschluss daran ist der Gang des Weibes schwankender, sein Stand unsicherer als der des Mannes. Die Geschlechter haben ihre eigentümlichen Zustände, ihre eigentümlichen Krankheiten — es liesse sich noch viel anführen, das Vorstehende mag genügen, die aufgestellte Behauptung zu erhärten und zu zeigen, dass der ganze Organismus mehr

oder minder deutlich von den Geschlechtswerkzeugen und deren Hilfsapparaten, die alle diese Unterschiede nach sich gezogen haben, spricht.

Ja, es heisst, dass die gesamte hintere, die Schamglieder enthaltende Körperpartie der edlen vorderen, die *Posteriora* den *Anterioribus* und das Gesäss dem Gesicht auf das genaueste entsprechen, eine Auffassung, die das Volk offenbar selber teilt, indem es den Backen die *Hinterbacken*, der Brust eine *Hinterbrust* und dem Mund ein *Hintermaul* entgegensetzt; der letztere Ausdruck ist von Luther. Diese Korrespondenz erstreckt sich bis auf die anhaftenden Male und Leberflecken. Dulcinea hat ein Muttermal auf der rechten Seite der Oberlippe, wie ein Schnurrbärtchen. *Vermöge der Übereinstimmung, welche zwischen den Malen im Gesicht und denen am Körper obzuwalten pflegt*, sagt Don Quixote, *muss Dulcinea ein ähnliches Mal oben am Schenkel haben, an derselben Seite, wo es ihr am Gesicht sitzt* (Don Quixote II, Kapitel 10). Ich glaube, der edle Ritter ist nicht ganz genau berichtet, denn der Mund entspricht der Mitte, die rechte Wange aber würde dem linken, die linke Wange dem rechten Hinterbacken entsprechen. Wenigstens ist das die Theorie, die Casanova Esther auseinandersetzte (Mémoires Tome IV, Chapitre 1) und auf Grund deren er der schönen Holländerin ein wichtiges Geheimnis verraten hatte (Mémoires, Tome III, Chapitre 19). Unsere Frauen pflegen wohl die sogenannten *Temperamentsblätter* um dergleichen Kleinigkeiten zu befragen, danach bekommt zum Beispiel ein Kind, das vom Januar zum Februar geboren ist, ein Mal am linken Arm. Wenn sie erst wüssten, dass sich alle Male, die sich im Gesicht, am Kinn, am Nacken, auf den Armen und an den Händen finden, an andern, korrespondierenden Teilen wiederholen! —

Wir werden hiernach ein Missverständnis begreifen, dessen Opfer einst Gibbon, der berühmte Verfasser der *History of the decline and fall of the Roman empire* geworden ist. Der ausgezeichnete Mann, dessen Name eine Affenart

bezeichnet, hatte keine starke Konstitution, aber einen ungeheuren Kopf wie Hugo Capet und ein Gesicht wie einen Globus, fast ohne Nase, Augen und Mund — die beiden vorderen Hemisphären verschlangen sozusagen alles; sie waren über alle Massen breit und pausig und ausser Verhältnis, dass man es kaum für möglich halten sollte. So ward er einst in Paris der bekannten Madame Du Deffand vorgestellt, die, vollständig erblindet, um sich von ihnen eine Idee zu machen, die Leute im Gesicht zu befühlen pflegte. Als sie dieses Monstrum zwischen die Finger bekam, stiess sie den Gast zurück und rief empört: *Voilà une infâme plaisanterie!* — Die blinde Marquise glaubte, man habe sich einen Spass mit ihr gemacht.

III. Leib und Seele.

Die Enthüllung der Mumie des Königs Ramses II. — seine mächtige Habichtsnase — die königliche Nase — die Nase das Aushängeschild des Charakters und immer vielsagend — Nasen, die bedeutende Männer gehabt haben — die Ohren und das Ohrläppchen — die Augen, ein Spiegel der Seele, ein Prüfstein der Gesundheit, ein Massstab für das Alter — Taubstumme und Blinde — die Accessorien an den Augen: die Angenbrauen und der Hoffartsmuskel — die verschiedenen Formen der Hand: die sensible und die motorische, die weibliche und die männliche Hand — die psychische und die elementare Hand — die Handfläche — *ex ungue leonem* — die Handschriftendeutung — der Mund und die Lippen — hiermit sind die Sinnesorgane erledigt und wir sehen uns den ganzen Menschen an — die Statur — *Homo longus raro sapiens, sed si sapiens sapientissimus* — Vorliebe grosser und dicker Männer für kleine und zarte Frauen — *Vir pilosus aut libidinosus aut fortis* — der *Herakles Melampygos* — das Haar — alles ist in seiner Art charakteristisch: der Gang, das Lachen — die Hässlichen — sie haben häufig Glück in der Liebe — Krates und Hipparchia, der Herzog von Lauzun, Rizzio — Don Quixote und Matthias Claudius über die Schönheit.

Wir sind (1. Juni 1886) in Bulak, der bekannten Vorstadt von Kairo, in der *Salle des Momies Royales* des Ägyptischen Museums, und wohnen der Enthüllung einer Mumie bei, die der Direktor der ägyptischen Ausgrabungen Gaston Maspero in Gegenwart des Vizekönigs vornimmt.

Es ist der Leichnam des grossen Königs Ramses II., der hier nach drei Jahrtausenden in ganz wunderbarer Erhaltung wieder an das Licht des Tages kommt — kein Wunder, wenn wir der Aufwickelung der Leinen- und Musselinbandagen mit Spannung entgegensehen.

Ein Greis: die schlichten weissen Haare über dem Ohre, die in einer aufstrebenden Locke vereinigt sind, zeigen den alten Mann an, der siebenundsechzig Jahre lang regierte. Aber ein schöner, kraftvoller, im Vergleich mit anderen beinahe jugendlicher Greis. Auf einem hohen Körper (die Mumie misst an 1,80 Meter) sitzt ein grosser, äusserst charakteristischer Kopf, an welchem vor allem die mächtige Habichtsnase auffällt. Hochgesattelt steigt das Nasenbein im Bogen zu den schmalen, feinen Nasenflügeln herab. Grosse Augen mit sehr nahe gestellten Augenwinkeln, ein selbst heute noch schwulstiger Mund mit langen Lippen, aber vollkommen geschlossen, nicht eingefallen, mit wahrscheinlich noch gut erhaltenen Zähnen, und ein breites, hohes, vom Munde senkrecht abfallendes Kinn geben dem Gesichte ebenso wie die zurückliegende schmale Stirn ein höchst bestimmtes, unverkennbar ägyptisches Gepräge, wie man es heute noch bei einzelnen Kopten findet. Merkwürdig lang ist der noch von Leinenhüllen verdeckte Hals, die Schultern wie bei den heutigen Ägyptern wagrecht ausladend, breite Brust, lange starkknochige Hand, deren einzelne Phalangen sechs und fünf Centimenter messen. Wie? Nach zweiunddreissig Jahrhunderten wird man noch gestört? Nach Jahrtausenden muss noch die verschlafene Physiognomie dem Physiognomiker Rede und Antwort stehen? — Sie thut's — leise, aber vernehmlich und feierlich spricht sie zu einem Geschlechte, das ihr fremd ist, wie sie vor grauen Jahrtausenden zu ihren Freunden und zu ihren Feinden, den Cheta, gesprochen hat; denn schon vor Jahrtausenden, in der XIX. Dynastie des altägyptischen Reiches, *animi imago vultus erat.*

Was sagte wohl die stolze, verachtende, kühngeschwun-

gene Nase des alten Königs, der den Nachkommen als ein Herrscher ohnegleichen erscheinen sollte? — Es heisst, die **Nase** sei an der gesamten Physiognomie das Allerwichtigste — in mehr als einer Redensart wird die Nase (vermöge einer *Synekdoche*) für das ganze Gesicht genommen — eine grosse oder kleine, eine lange oder kurze, eine bedeutende oder unbedeutende Nase ist fast gleichbedeutend mit einer bedeutenden oder unbedeutenden Person. Die Nase ist wie das Organ, mit welchem der Verstand durch Nacht und Nebel durchdringt; sie ist das Aushängeschild des Charakters und der äusserliche Massstab, der an das Ingenium angelegt werden kann; der erste Napoleon (der selbst eine schmale und spitze Nase hatte) ging, wenn es sich um die Besetzung einer Stelle handelte, immer nach der Nase des Kandidaten und nach seiner *Naseweisheit: naseweis sein* heisst eigentlich eine weise, mit feinem Geruche begabte Nase haben, wie sie die wirklich naseweisen Jagdhunde besitzen; und hat erst allmählich einen tadelnden Sinn und die Bedeutung des *Alles-wissen-und-verstehen-wollens* angenommen. Zwar haben Sokrates und Boerhave Stumpfnasen gehabt, und die Nase Michelangelos war geplätscht und eingedrückt wie eine Heringsnase, so auffällig breit gequetscht, dass man seinerzeit ein Monument, welches in dem Kloster bei der römischen Apostelkirche stand, deshalb irrtümlich für das Grabmal des berühmten Künstlers hielt, weil die Figur des Verstorbenen die Michelangelosche Quetschung der Nase zeigte, während dieselbe doch von einer Beschädigung herrührte. Und diese drei Männer sind doch gewiss nicht beschränkt gewesen oder sinnlich und träge. Indessen wir wollen hier an die Anekdote erinnern, die oben von Sokrates erzählt ward; und nebenbei konstatieren, dass Dante eine Habichtsnase, der Apostel Paulus eine Adlernase, Schiller eine römische, Erasmus eine griechische, die Königin Elisabeth von England überhaupt eine grosse Nase hatte und uns mit diesen Beispielen trösten, denen wir, um die Regel zu bestätigen, noch sehr viele

hinzufügen könnten. Eine charakteristische Nase ist immer *vielsagend* und gibt viel zu denken — ***spitze Näse un spitzen Kinn, daar sitt der levendige Düvel in*** — und eine krumme Nase ist allein ein beissender Spott, auch wenn sie der Inhaber noch nicht rümpft und uns nach der Anweisung des Horaz

naso suspendit adunco.

So mans haben kann, ist es in der That hübsch, wenn jeder König wie Ramses II. eine Adlernase hat, die wie der Schnabel des Adlers von der Mitte an gebogen ist und die Plato des stolzen Wurfes wegen ausdrücklich die *königliche* nennt — wenn der kleinere Edelmann, der arme Landjunker, den die Franzosen *Baumfalk* (*hobereau*) und die Spanier *Lerchenstosser* (*tagarote*) nennen, auch einen Geierschnabel führt — und wenn die Kammerjungfer ein ***artiges Stumpfnäschen*** bekommt. Kleine, kurze, aufgeworfene Nasen, welche von den Tataren als Schönheit betrachtet werden, schicken sich gut zu den neugierigen, naiven, naseweisen Kammerkätzchen. *Ist es möglich,* rief Soliman II. aus, *dass so ein vertracktes Näschen die Gesetze eines Reiches umwerfe!* — Er meinte das Näschen der schönen Roxelane, seiner Favoritin, einer geborenen Russin, die vielleicht einmal keine Kartoffelnase hatte.

Der Nationalökonom Wilhelm von Hermann in München hielt dagegen die Ohren für besonders charakteristisch. Er sagte: sie sind das Erste, was sich beim Embryo bildet, das Letzte, was im Tode seinen Dienst versagt; Sterbende sollen noch hören, wenn sie sich schon nicht mehr regen. Es ist also nicht mehr als billig, dass sie an der Gestaltung des ganzen Organismus einen hervorragenden Anteil nehmen. In der That haben nicht nur niedrige Rassen, wie z. B. die Neger, Ohren von erschreckender Hässlichkeit; man wird auch bei bedeutenden Männern nicht selten bedeutende, eigentümlich gespannte Ohren finden. Ciceros und Liebigs Ohren sind höchst bemerkenswert. Ja, man hat beobachtet, dass allein die Genies eigentliche Ohr-

läppchen besitzen, die bekanntlich den Tieren fehlen und bei Dummköpfen angewachsen sind. Die Ohrmuschel ist an sich eine Art von Auszeichnung, kein im Wasser lebendes Säugetier besitzt sie, ausser den Ohrenrobben: der Seehund, dessen Augen einen so klugen, menschenähnlichen Ausdruck haben, entbehrt eines äusseren Ohres, sein Gehörgang ist nur durch eine Hautfalte verschliessbar. Lange Ohren nennen wir zwar *Eselsohren;* aber wer weiss, ob der Esel nicht mit seinen langen Ohren mehr und besser als die übrigen Tiere hört und deshalb so eigensinnig ist? — Vor hundert Jahren hatten gutgeschulte Leute meist härtere Schädel und längere Ohren; der ausgezeichnete Johann George Scheffner liebte es, sein rechtes Ohr zu zeigen, das durch anhaltendes Zupfen um sieben Centimeter länger als das linke geworden war. Man könnte demnach lange Ohren als einen Vorzug ansehen, so gut wie grosse Augen.

Die Augen — ja freilich, die Augen! Warum haben wir nicht gleich an sie gedacht? In den Augen liegt ja der Mensch, selbst die Tiere gucken ihm darnach; Porta widmete ihnen das ganze dritte Buch. Die Augen sind ein Spiegel der Seele und ein Prüfstein der Gesundheit, ja sogar ein Massstab für das Alter; denn nicht nur, dass der Blick mit den Jahren ein anderer wird, indem das Kind gedankenlos umherblickt, der Mann den Gegenstand fixiert, der Greis in die Ferne sieht: auch die Farbe des Auges, die Farbe der Iris oder der Regenbogenhaut und das sogenannte Weisse im Auge erleiden um das vierzigste Jahr herum eine merkliche Veränderung, beziehungsweise Trübung; nur wenige bevorzugte Naturen erhalten sich die eigentümliche Frische und Klarheit des jugendlichen Auges bis zum Tode, so z. B. Friedrich der Grosse und Goethe. Geboren werden wir alle mit blauer Regenbogenhaut, wie wirs mit blonden Haaren werden, aber nach der Geburt ändert sich die Färbung. Indessen um bei dem stehenden Ausdruck dieses edlen Organs zu verweilen — jedermann kennt

die sanften blauen Augen, die bald schwärmerisch erglühen, bald in ruhiger Kälte leuchten, jedermann die feurigen schwarzen Augen, die bald leidenschaftlich lodern und gleichsam Funken sprühen, bald unergründlich wie tiefe Brunnen sind, jedermann die schönen, klaren Augen des überlegenen Philosophen und die geröteten, begehrlichen Augen roher Sinnesmenschen. Es kommt Vieles zusammen, was dem Auge seinen Ausdruck und seine Beredsamkeit verleiht; seine Bedeutung liegt durchaus nicht bloss in der Farbe, in der Grösse und in dem Glanze des Organs, sondern auch, ja sogar hauptsächlich im Blick, das heisst, in der eigentümlichen Art, die Augen zu bewegen. Es gibt listige Blicke, durchdringende Blicke, verliebte Blicke, strafende Blicke, traurige Blicke, heitere Blicke — die letzteren sogar an hübschen Punkten auf der Mutter Erde. In den Augenwinkeln sitzen die Falten, welche die Lust am Lachen und am Spott anzeigen.

Der Anblick der Taubstummen hat nichts so trauriges wie der der Blinden, denen gerade das fehlt, wodurch das Innere des Gemüts sich am lebhaftesten offenbart, das Licht des Auges; den Taubstummen ist das Auge das Werkzeug, welches den Mangel des Gehörs ersetzen muss, daher ist es äusserst lebhaft, beweglich, fixierend, und dies gibt ihnen ein geistreiches, ja oft pfiffiges Ansehen und einen Anflug von *Espièglerie.*

Und die Accessorien an den Augen sind nicht ausser acht zu lassen. Die Beschattung durch die Wimpern, welche der Wirkung eines vor dem Auge ausgebreiteten schwarzen Flores gleicht — die Form und Stellung der Augenlider — die Augenbrauen, welche die Alten als Sitz des Hochmuts ansahen, wie bei uns einer der sechs Augenmuskeln, der den Augapfel hebt, der *Hoffartsmuskel* heisst. Horaz verlacht die pedantischen Maximen der Philosophen und das *supercilium stoicum.* Zusammengewachsene Augenbrauen, wo der haarlose Raum zwischen den beiden Bogen, und das, was die Franzosen *la glabelle* nennen, fehlt, hielt

Aristoteles für Anzeichen von Grämlichkeit und Melancholie. Gewöhnlich aber galten sie im Altertum für eine Schönheit, namentlich bei Frauen: Anakreon bewundert diese Spezialität an seinem Mädchen, und zur Zeit Ovids malte man sie sich künstlich, die kahle Stelle ausfüllend:

arte supercilii confinia nuda replebant.

Artis Amatoriae liber III, 201.

Wir nennen Menschen, deren Augenbrauen über der Nase zusammenstossen, *Räzel,* und halten sie nicht sowohl für rätselhaft als vielmehr für bösartig und grausam, aber eher für heiter und sinnlich, als für melancholisch. Es scheint, dass Aristoteles die zusammengewachsenen Augenbrauen für solche genommen hat, die gleichsam von Natur zusammengezogen sind, wie das geschieht, wenn wir die Stirne runzeln.

Porta riet seinem Sohne: *Wenn du mit einem Lump oder mit einem Verbrecher sprichst, so sieh ihm mehr auf die Hände als auf das Gesicht.* Vielleicht meinte er damit nur, dass es bei Menschen, die lange Finger machen, nicht angebracht sei, physiognomische Studien zu treiben; möglich aber auch, dass er die Hände von Verbrechern für vorzugsweise charakteristisch ansah. Gewisse Physiognomiker geben überhaupt alles auf die Hand, z. B. Karl Gustav Carus, der *über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand bei verschiedenen Personen* ein eigenes Buch geschrieben hat (Stuttgart 1846). Sie unterscheiden zwei Sorten Hände: diejenige Hand, bei welcher der Charakter als Sinnesorgan, und diejenige Hand, bei welcher der Charakter als Greiforgan vorwaltet. Dieser Unterschied ist dem der Empfindungs- und Bewegungsnerven analog; die eine Hand wird daher auch die *sensible* oder *sensitive,* die andere die *motorische* Hand genannt. Jene ist zart und feingegliedert, mässig gross, sehr weich; sie lässt auf ein Überwiegen des Gefühlslebens, auf ideale Neigungen, zugleich auf Schwachheit schliessen. Diese ist stark und kräftig, gross, sehnig und muskulös, wie die Hand des russischen Trompeters in

Castans Panoptikum; sie lässt auf Energie und Mut, auf Brauchbarkeit im praktischen Leben schliessen. Man könnte die sensible Hand auch die *weibliche*, die motorische Hand auch die *männliche* Hand nennen. Eine sensible Hand hat z. B. Frau Pauline Lucca oder die Königin Victoria von England, Correggio trifft sie bei seinen Madonnen bewunderungswürdig; eine motorische hatte z. B. der römische Kaiser Maximinus I., dieses historische Vorbild des Königs Gargantua, dabei doch kein unschöner Mann: auf seine Hand kann man einen Schluss ziehen, wenn man liest, dass sein Daumen so stark war, wie das Handgelenk einer Frau, und dass er das Armband seiner Gemahlin als Ring brauchte.

Don Quixote zeigt der Wirtstochter und Maritornes seine Hand: *Ich gebe sie euch nicht zum Küssen*, sagt der Held, *sondern damit ihr seht, wie fest das Gewebe ihrer Nerven, wie kraftvoll der Bau ihrer Muskeln und wie breit und strotzend ihre Adern sind, woraus ihr entnehmen könnt, wie mächtig der Arm sein muss, welchem sie gehört.*

Daneben unterscheidet Carus noch die *elementare* und die *psychische* Hand, erstere die unvollkommenste, letztere die vollkommenste von allen; sie wird von den Künstlern gewöhnlich Christus gegeben, z. B. auf dem *Zinsgroschen* von Tizian. Eine ähnliche Hand hat unter Anderen der Generalfeldmarschall Moltke. Die psychische Hand vereinigt die höchste Kraft mit der höchsten Feinheit, ihre Finger sind lang und schmal, aber elastisch wie stählerne Sprungfedern; sie ist beinahe ein untrügliches Zeichen von Genialität. Porta junior wird dagegen bei den empfohlenen Subjekten selten andere als viereckige und breite Hände mit kurzen und dicken Fingern gefunden haben, das heisst elementare Hände. Aber auch abgesehen von diesen Grundformen ist an der Hand noch mancherlei zu beachten.

Zunächst die Handfläche, welche der Gegenstand einer wissenschaftlichen Chirognomie, keiner willkürlichen Chiromantie sein soll. Desbarolles behauptet, dass die

an der linken Seite, will sagen an der Kleinfingerseite, stark entwickelte Handfläche auf Mordlust hindeute, während die Länge des Daumens auf einen unbeugsamen Willen schliessen lasse. Ist die um den Ansatz des Daumens laufende Lebenslinie tief und breit, so verrät das nach demselben Beobachter gleichfalls verbrecherische Instinkte. Ferner die Wärme und Feuchtigkeit der Hand. *Heiss, heiss und feucht,* ruft Othello bedenklich aus; *dies deutet Fruchtbarkeit, freigebigen Sinn. Kalte Hände, warme Liebe,* sagt dagegen ein Sprichwort, das in vielfachen Modifikationen durch ganz Europa geht. Endlich auch die Beschaffenheit der Fingernägel. *Ex ungue leonem.* Sind die Nägel länglich und schmal, so darf man auf Phantasie, poetische Anlage und Trägheit schliessen. Sind sie lang, breit und flach, so verraten sie Klugheit und gesunden Menschenverstand. Breite und kurze Nägel deuten auf Jähzorn, Streitsucht und Eigensinn. Rötliche auf Gesundheit und Heiterkeit; vielleicht färben deshalb die orientalischen Frauen die Nägel der Finger und Zehen mit Alhenna orangerot. Harte und spröde auf Grausamkeit und Mordlust. Weiche und biegsame auf Schwäche. Klauenförmig gebogene auf Bosheit und Heuchelei. Kurze, bis aufs Fleisch abgebissene auf Sinnlichkeit und Dummheit. Cardanus wollte gar die Zukunft aus den Flecken erkennen, die sich auf seinen Nägeln bildeten; zum Beispiel behauptete er, die Einkerkerung seines Sohnes aus einem roten Flecken auf dem Nagel des Mittelfingers erraten zu haben, der nach der Hinrichtung verschwand. Er hat weitläufig über diese Fleckchen gehandelt in seinem Werke: *De rerum varietate,* und namentlich in dem anderen: *De subtilitate.* Cardanus hätte vielleicht auch erklärt, warum man keine Zahnschmerzen bekommt, wenn man seine Nägel Freitags schneidet. Notabene, man soll sie rite kreuzweise schneiden, das heisst, an Händen und Füssen übers Kreuz schneiden, erst die linke Hand nehmen, dann den rechten Fuss, hierauf die rechte Hand und endlich den linken Fuss.

Nach dem Vorhergehenden scheint es, dass vor allem den Sinnesorganen eine physiognomische Bedeutung innewohne; es ist dies auch ganz natürlich, massen diese Organe gleichsam die Extremitäten und die vorgestreckten Fangarme des Geistes selber bilden. Wir werden demnach auch den fünften Sinn, den Geschmack und sein Hauptwerkzeug, die Zunge, und ihren Wohnsitz, den Mund, nicht übergehen, obgleich wir uns in diesem Falle hüten müssen, Beobachtungen aufzugreifen, die sich nur auf das Sprechwerkzeug beziehen; wenn zum Beispiel gesagt wird: *je länger Zunge je kürzer Hand*, oder *je stärker die Zunge, je schwächer die Arme*, so leuchtet ein, dass das Volk keine leibliche Analogie, sondern das häufige Missverhältnis zwischen Worten und Thaten, Versprechungen und Leistungen im Auge hat. Nur die grössere oder geringere Geläufigkeit der Zunge, ihre Lösung oder ihre Schwere würde für die physiognomische Diagnose eben so wichtig sein, als es anerkanntermassen der Klang der Stimme, die Art des Lachens oder die Handschrift ist, deren Deutung ja eine eigne Wissenschaft, die *Graphologie* oder die *Chirogrammatomantie* beschäftigt — schon Goethe hat sich für die letztere interessiert, und in der That wird kein Menschenkenner leugnen, dass das geistige Wesen eines Menschen auch in seiner Schrift bis zu einem gewissen Grade seinen Ausdruck findet; dass die Handschrift sowohl den männlichen als auch den weiblichen Charakter, die rasche Jugend und das bedächtige Alter wiederspiegelt, dass bunte Kritzeleien wohl Launenhaftigkeit, scharfe, spitzige Buchstaben wohl Spottsucht, hintereinander versteckte wohl Argwohn, karge und vorsichtig ausgegebene wohl Sparsamkeit verraten mögen u. s. w.; und dass eine recht zierliche, überall gleiche Handschrift, die *wie gestochen* aussieht, gleich einer allzu sorgfältigen Toilette nicht gerade auf einen grossen Geist und eine tüchtige Gesinnung, die Ecken hat, schliessen lässt. Charakteristisch ist ja doch der ganz verschiedene Ductus, den sogar unter den Nationen zum Beispiel die

Franzosen und die Engländer in ihren Briefen haben. Doch liegen uns dergleichen sekundäre Charaktermerkmale einstweilen noch fern, wir wollen zunächst unsere fünf Sinne zusammennehmen und mit den Taubstummen die Kunst lernen, vom Munde abzulesen.

Der Mund, das heisst die Mundspalte, deren Ränder die Lippen sind. Sie, die ein so feines Gefühl für Druck und Temperatur besitzen, deren Färbung so charakteristisch ist, die den Liebeskuss ermöglichen, und deren reflektorische Bewegungen bereits (am Ende von Abschnitt I des laufenden Kapitels) hervorgehoben wurden: haben ihre eigentümlichen Laute unter den Konsonanten des Angesichts. Dünne Lippen deuten auf Geiz und ein gewisses abstraktes Wesen; fest geschlossene, im Grunde auch wieder mehr ein mimisches als ein physiognomisches Merkmal, auf Charakterfestigkeit, auf Hartnäckigkeit und Energie. Der Generalfeldmarschall Moltke hat zum Beispiel solche Lippen. Gutschmecker sind kenntlich an einer eigenen Mundfalte, sie machen den Eindruck, als ob ihnen der Mund beständig wässere. Dicke, wulstige Lippen, wie sie eine Eigentümlichkeit der äthiopischen Menschenrasse sind, verraten Trägheit und Sinnlichkeit: ein *Labeo* oder *Dickmaul* mag nicht gern reden, aber gern küssen. Namentlich wollüstige Frauen kennzeichnen sich durch ihre dicke Unterlippe; eine solche wurde zum Beispiel von den Journalisten bei der in letzter Zeit vielgenannten Madame Limousin konstatiert. Dagegen kenne ich auch ein volles, rundes Gesicht, dem kleine, geschwollene, kirschrote Lippen und kleine Muttermale auf den Wangen und über den Brauen einen Ausdruck grosser Gutmütigkeit verleihen.

Indessen, so wichtig auch die hauptsächlichen Sinnesorgane für einzelne Charakterzüge sein mögen, das eigentliche Bild der Seele gewährt doch nur der ganze Leib, das Meisterwerk der Schöpfung. Wer den Menschen beurteilen will, muss den ganzen Menschen nehmen. Was hat er für eine Statur? Ist er klein, ist er gross; ist er schmächtig, ist er vierschrötig, ist es eine *lange Latte?* — *Homo longus,*

raro sapiens, sagt ein bewährtes Axiom, und Baco bestätigt es, indem er lange Lottiche mit hohen Häusern vergleicht, deren oberster Stock leer steht; *sed si sapiens, sapientissimus,* fährt es fort. Der Herr Professor Hans Georg Konon von der Gabelentz in Leipzig ist ein solcher *Vir sapientissimus,* und auch Schiller ist's gewesen. Der Schriftsteller Bode, der Humorist Saphir, der Komponist Spohr waren bekannt als grosse Menschen, während der grosse Napoleon wie Talbot eine recht kleine Figur abgab, die im Kaisermantel in der Mitte der schönsten Männer von der Armee komisch gelassen haben soll. Ist er hübsch dick, oder wie sich die romanischen Völker realistisch ausdrücken, fett? — *Es war ein dicker Mann, folglich ein guter Mann,* sagt Cervantes, wobei man sich indessen zu erinnern belieben möge, dass Nero dick und ein feister Nacken *(cervix obesa)* sein charakteristisches Merkmal gewesen ist; man könnte wohl mit demselben Rechte sagen: *es war ein dicker Mann, folglich ein fauler Mann;* und wieder ein andermal: *es war ein dicker Mann, folglich ein witziger Mann.* Eine bemerkenswerte Thatsache ist die, dass grosse Männer, wie z. B. der berühmte Bayle, eine ausgesprochene Vorliebe für zarte und schlanke; kleine Männer dagegen, wie z. B. Makart, eine solche für grosse, starke und volle Weiber haben. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass sich die Frauen in Marokko nudeln, um dick zu werden und so ihren (mageren) Männern zu gefallen. Ist er an Brust, Bauch, Armen und Schenkeln stark behaart und ganz rauch wie ein Haarmensch? — Ei, ei; *vir pilosus aut libidinosus aut fortis,* starke Behaarung verrät entweder physische Kraft oder Geilheit, die Geilheit des Bockes, der sich auch eines zottigen Felles rühmt. Der grosse Condé teilte einst der Ninon de Lenclos vielbegehrtes Bett, aber ohne sie zu berühren. Verwundert betrachtete sie ihn: er war rauch wie Esau. Da meinte die kluge Person mit Anspielung auf den bekannten Erfahrungssatz und logisch denkend: *Ah, Monseigneur! Que vous devez être fort!* —

Wir sagen von einem ganzen Manne, er habe *Haare auf den Zähnen;* die alten Griechen hielten die starke Behaarung der Steissgegend für ein Zeichen besonderer Mannhaftigkeit. Hercules hatte davon den Beinamen *Μελάμπυγος*, wörtlich *Schwarzarsch*, und auch andere tapfere und starke Leute nannte man so; vielleicht hängt es damit zusammen, dass man bei uns dem Adel diese lokale Hypertrichiasis zuschreibt. Aber interessant ist es, dass man die abnorme Behaarung des unteren Endes der Wirbelsäule in neuerer Zeit in Griechenland bei Militäraushebungen von neuem häufig beobachtet hat. Man bezieht sie auf Atavismus — hei, was Nachkommen des Hercules! —

Die Länge des Haupthaars an sich ist kein gutes Prognostikon, wenigstens nicht für den Verstand, sintemal es von den Frauen heisst, dass sie dessen wenig hätten: *lange Haare, kurze Gedanken.* Auch trägt Hercules, trotz seiner Melampygie, keineswegs langes, sondern krauses Haupt- und Barthaar, wie die Italiener sagen *a mallo*, nach Art eines Lammfells, wollähnlich wie es die Neger haben, wobei er sich allerdings wieder das Sprichwort gefallen lassen muss: *krauses Haar*, *krauser Sinn.* Ob Hercules auch ein Schwarzkopf gewesen ist? — Zu einem solchen pflegt sich Prinzessin Omphale ja schon allein grösserer Kraft und eines feurigeren Temperamentes zu versehen; jedenfalls sind wir überzeugt, dass sein Haar nicht rot gewesen sei, denn von einem *Fuchse* und von einem *Judas* hat der Held wahrlich nichts gehabt; es weiss es ja jedermann: *rotes Haar, kein gutes Haar.*

Schliesslich ist alles in seiner Art charakteristisch — wie der Mensch geht und steht, wie er spricht und wie er schreibt, wie er weint und wie er lacht, wie er sich räuspert und wie er spuckt, ja, sogar wie er riecht*) — ob er die

*) Der heilige Josephus a Cupertino, der merkwürdige *fliegende Heilige*, wusste das längst vor Professor Jäger. Er erkannte namentlich böse Menschen am Geruche.

Hände in den Hosentaschen hat oder ob er sie wie Napoleon in die Brusttasche zu stecken pflegt; ob er seine lange Pfeife in der Hand hält wie der Dichter Klopstock, ob er Zigarren oder Zigaretten raucht, ist dem Physiognomiker nicht gleichgültig — nur durch die Zusammenfassung der verschiedensten Merkmale entsteht in seinem Kopfe das intuitive Bild, worin sich das Wesen malt. Papst Innocenz III. meinte, die Kinder, wenn sie geboren würden, weinten alle über die Erbsünde, aber je nach dem Geschlecht verschieden: die Knaben wimmerten *A*, die Mädchen wimmerten *E*, jene über *Adam*, diese über *Eva*. Analog behauptete der gelehrte Damascenus, jedes Temperament habe sein eigenes Lachen: der eine lache *Haha*, der andere lache *Hehe*, der dritte lache *Hoho*, der vierte lache *Hihi* — man könnte vielleicht auch hier wieder ein männliches und ein weibliches Lachen unterscheiden und das volle herzliche Lachen den Männern, das feine Kichern den Frauen überlassen. Dergleichen Nuancen, wie sie von Geschlecht zu Geschlecht und von Temperament zu Temperament obwalten, bestehen natürlich erst recht von Individuum zu Individuum. Es gibt ein so albernes Gelächter, ein so dummes Lächeln; und es gibt ein so feines Lächeln; ein Lächeln, das nur denjenigen eigen ist, die über den Anderen stehen, ohne es selbst zu wissen. Schon dass ein Mensch überhaupt lacht, ist ja charakteristisch: M. Licinius Crassus, der Grossvater des Triumvirs, lachte nur einmal in seinem Leben und bekam davon den Beinamen *Agelastus* — Wallenstein lachte nie — Demokrit lachte immer, während Heraklit weinte, und er hiess danach der *lachende Philosoph*.

Wer den Menschen beurteilen will, muss den ganzen Menschen nehmen. Er muss in dem Bilde der Seele, das der Leib darstellt, wenn es für hässlich gilt, den schönen Zug entdecken; er muss auch das nicht vergessen, dass wahre Schönheit und wahre Hässlichkeit vor einem höheren Richterstuhle nicht immer da gefunden werden, wo der Pöbel diese Eigenschaften sucht. Nicht selten über-

nehmen Frauen dieses höhere Richteramt. Es gibt wohl wenig arme, unglückliche Stiefkinder der Natur, die nicht zu Zeiten einen Monolog wie Glocester, nachmals Richard III. in Shakespeares *König Heinrich der Sechste. Dritter Teil* (III, 2) gehalten und an aller Lust der Erde verzweifelt hätten.

Und bin ich also wohl ein Mann zum Lieben?

Aber sie haben deshalb nicht nötig, mit Richard *ein Bösewicht zu werden.* Sie mögen nur wissen, dass Hässliche gar nicht so selten Glück in der Liebe haben, ja, dass es, wenn sie einmal geliebt werden, eine tolle Liebe ist — ohne dass man deshalb mit Labruyère anzunehmen brauchte, es müsste hier noch ein versteckterer und stärkerer Zauber als der der Schönheit vorhanden sein. Es ist auch Schönheit, aber eine höhere und ungemeine Schönheit. Krates von Theben, ein ausgezeichneter cynischer Philosoph und eine der originellsten Erscheinungen in einer Zeit, die an sonderbaren Charakteren Überfluss hatte; eine hässliche und misgestaltete Figur, freiwillig arm, noch dazu ein strenger Sittenrichter, der in die Häuser ging, um Kapuzinerpredigten zu halten, und dabei namentlich das schöne Geschlecht unbarmherzig mitnahm — flösste Hipparchia, der Tochter eines der besten athenischen Häuser, eine so glühende Liebe ein, dass sie die reichsten Partien ausschlug und ihren Eltern drohte, sich ein Leids anzuthun, wenn sie ihr nicht erlauben wollten, den Philosophen zu heiraten. Die Eltern wandten sich an Krates selbst, dem Mädchen das auszureden, und wirklich that er sein Bestes; er wies Hipparchia seinen Höcker und seinen Quersack mit den Worten: *Hier ist der Bräutigam und das ist sein Vermögen.* Umsonst; Hipparchia blieb dabei, sie könne keinen schöneren und keinen reicheren Gatten finden. Sie wurden wirklich ein Paar, und die Philosophenbraut nahm die Tracht und die Manieren der Cyniker an und stürzte sich in alle möglichen Excentrizitäten. Diogenes Laertius erzählt aus der Ehe die interessantesten Anekdoten.

Dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da. Der Musikus David Rizzio, der Vertraute der schottischen Kö-

nigin Maria Stuart, der von ihrem Gemahl in Holyroodhouse vor ihren Augen ermordet wurde, war unschön, grämlich und geradezu abstossend; und wenn sich hier an einem eigentlichen Liebesverhältnis zweifeln lässt, so ist ein solcher Zweifel andere Male vollständig ausgeschlossen. Der Herzog von Lauzun, Günstling Ludwigs XIV., war ein hässlicher Zwerg, und doch machte niemand bei den Frauen glänzendere Eroberungen. Die Königin von Portugal und ihre Schwester, Mademoiselle d'Aumale, waren leidenschaftlich in ihn verliebt und losten, welche von beiden ihn heiraten sollte. Um ihm ein Vermögen zu sichern, kamen sie überein, dass diejenige, welche verlöre, ins Kloster gehen und ihre Güter der anderen abtreten sollte. Gibt es in den Annalen der Galanterie etwas Schmeichelhafteres für einen Mann? — Gerade bei den Frauen, welche mehr ihren Instinkten folgen, pflegt die eigene, unberechenbare, launische Natur der Liebe hervorzutreten; sie setzen sich leichter als Männer über Gebrechen hinweg, wenn dieselben durch andere gute Eigenschaften kompensiert werden. Und das ist bei hässlichen Individuen oft der Fall, sie haben oft persönlichen Mut, Tapferkeit und Kühnheit, wie eben Lauzun, oder wie der unscheinbare Turenne; sie besitzen nicht minder häufig Geist, Bildung, Gelehrsamkeit, so der verwachsene, vielfältig geplagte Pope, der Sänger des Optimismus. Und dergleichen Vorzüge werden von den mitleidigen Frauen nun gerade recht hoch angeschlagen.

Merke dir, Sancho, sagt Don Quixote (II. 58), *dass es zweierlei Arten von Schönheit gibt, die Schönheit des Körpers und die Schönheit des Geistes. Diese letztere wohnt und offenbart sich in dem Verstande, in der Wohlanständigkeit, im guten Betragen, in der Freigebigkeit, in den feinen Sitten. Alle diese guten Eigenschaften können sich auch bei einem hässlichen Manne finden, und wenn man sein Augenmerk auf diese Schönheit richtet und nicht auf die des Körpers, so pflegt die Liebe dadurch um so heftiger und unwiderstehlicher zu wirken.* Er hätte dazusetzen sollen, dass sich diese geistige Schönheit trotzalledem auch in

dem verächtlichen Körper, *in queste misere carni,* spiegelt und zum Beispiel den Blick der Augen, die Bewegungen der Hände wunderbar verschönt.

Und von Matthias Claudius, dem gemütvollen *Wandsbecker Boten,* sind uns die rührenden Worte aufbewahrt, die jeder gute Sohn und jedes deutsche Mädchen beherzigen sollte: *Was ist äussere Schönheit? Es ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüt grossen Wert setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben, und du magst sie dir nicht erhalten, ein paar Jahre weiter, und sie ist dahin.*

Auch schafft und nützt sie im Hause nicht viel. Auch ist Schönheit nicht einmal das, was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre, herzliche Liebe ist nicht an sie gebunden. Sieh deine Mutter an: sie ist nicht mehr schön und doch liebt sie dein Vater herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also ein Ding, das in sich keinen Wert hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht — so ein Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müsst mir nicht böse sein, Ihr schönen Mädchen, dass sie nicht mehr ist! —

IV. Nationalität und Rasse.

Zur Beförderung der Menschenkenntnis — die Physiognomie nicht bloss ein Protokoll des Charakters, sondern auch ein Geburtsschein — die ethnographischen Kenntnisse unserer Zeit, namentlich der Grossstädter — woran die Florentinerin den Engländer erkennt — russische, römische, griechische, jüdische, deutsche Nasen — Familiennasen, die Kaisernase — *il Labbro Austriaco* — der Nacken des Polen, der Rücken des Friesen, die Steatopygie der Hottentottinnen — Rassenmerkmale: die Hottentottenschürze — Geschöpfe der Wüste und Geschöpfe des platten Landes — die Sitten und Gewohnheiten der Völker: Orient und Occident — die Sitten sind nicht bloss an sich charakteristisch, sie hinterlassen auch dauernde Spuren in der leiblichen Erscheinung — wie an der Nase, am Kopfe, an den Geschlechtsteilen, am ganzen Körper herumgebastelt wird — einseitige Thätigkeit und abnorme Lebensweise bei den Grossen: Lappen und Tataren — sonstige Verunstaltungen durch unvernünftige Zierraten — Natur und Erziehung — das Bild des Volkes.

Es ist etwas Schönes um die Menschenkenntnis, zu der die Physiognomik ihren Anhängern verhelfen will. Je we-

niger mitunter in der falschen Welt auf Mienen und Worte zu geben ist, um so eifriger muss man eine Sprache studieren, die nicht in der Gewalt der Menschen ist und die sie nicht verstellen und unterdrücken können. Indessen zu der Summe von Merkmalen, in denen sich der Charakter und das geistige Wesen ausspricht, kommt noch ein Addend hinzu, der erst in unserer Zeit, infolge der lebhafteren Reisebewegung, allgemeine Beachtung gefunden hat: die lange Reihe der Rassenmerkmale, der Nationaleigentümlichkeiten und, wenn der Kreis enger gezogen wird, der Familienzüge oder der Kennzeichen eines besonderen Geschlechts. Die Physiognomie (und natürlich nicht bloss das Gesicht, sondern die Gesamtphysiognomie) ist das Protokoll des Charakters — sie ist auch wie ein Geburtsschein: der Organismus verrät in Bau und Entwickelung, in Vorzügen und Gebrechen Vaterland und Geschlecht, Nationalität und Rasse; in Ländern, die viel bereist werden, in grossen Städten, wo viel Fremde zusammenkommen, in Residenzen und an Höfen bekommen die Bewohner in der Entzifferung dieses offenen, unveräusserlichen Dokumentes eine merkwürdige Übung.

Tag für Tag, auf der Strasse, im Hôtel, in der Gemäldegalerie, im Empfangszimmer stellen sie ihre Diagnose. Ehe er noch in *Her Majesty's best English* debutiert, hat die Florentinerin, die in den Uffizien malt, den Engländer unterschieden: sie erkennt ihn an seiner Haltung, am Gange, an den Lippen, an dem eisernen Kinne, an dem ledernen Gesichte, an der tödlichen Langenweile. Allenfalls könnte einmal ein Norddeutscher oder ein Holländer englisch aussehen, nur dass dieser noch etwas mehr Phlegma, jener noch etwas mehr Rasse hat; aber niemals wird unsere Malerin den Engländer und den Franzosen verwechseln, den die beweglichen, aber geistreichen Züge, die kleinen Schweinsaugen und die affenartigen Komplimente charakterisieren. Und obgleich die russischen Geheimpolizisten, von denen es beim Zarenbesuche wimmelt, verkleidet sind,

erkennt sie doch der Berliner an ihrer fremdartigen Erscheinung, an dem stechenden Blicke und an ihrer russischen Nase, die man nicht mit Unrecht eine *Kartoffelnase* nennt. Namentlich die russischen Frauen haben diese Nase und runde Nasenlöcher, die eine ungezügelte Sinnlichkeit verraten: wie sticht dagegen die regelmässige Schönheit des griechischen Profils, die römische Adlernase, die jüdische Ramsnase, die geschwippte böhmische Nase und die derbe, fast grobe, aber gerade und schroffe deutsche Nase ab, die Nase Martin Luthers! — Diese Nase fällt den heutigen Römern so auf, dass sie die armen Deutschen *Froge*, wörtlich *Nasenlöcher* oder *Nüstern* nennen; während der Franzosenhasser Alfieri die Franzosen als *Halbnasen (Seminasi)* bezeichnete. In Frankreich unterscheiden sich die Schönheiten von Arles und Avignon, die noch von griechischem Blut abstammen, von den Lyonneserinnen und den Pariserinnen namentlich durch die Nase. Es gibt Nationalnasen, wie es Familiennasen gibt; vor andern bekannt ist von den letzteren die Orleansnase, die dem regierenden Fürsten von Bulgarien zugeschrieben wird, und die grosse Habichtsnase der Habsburger, die sogenannte *Kaisernase*, die sie von ihrem Stammsitze, der alten Habsburg oder Habichtsburg, mitgebracht zu haben scheinen. *Schon vor Eurer Nase kann ich nicht ausweichen!* — schrie ein Fuhrmann in einer engen Gasse dem Grafen Rudolf von Habsburg zu, welcher seine Nase gefällig zur Seite bog. Diese Szene ist im *Ehrenspiegel des Hauses Österreich* abgebildet worden.

Eine hangende Unterlippe nennen die Italiener: *Labbro Austriaco*, nach einem andern Distinctivum des Hauses Österreich; noch Marie Antoinette hatte diese dicke, vorstehende, zuweilen herabhängende Unterlippe, die ihr nur im Zorne stand. Auch die Familienähnlichkeit der Bourbonen und der Bonaparte liegt im Munde.

Sprichwörtlich ist der starke und kurze Nacken des Polen, sowie seine kurze stumpfe Kosciuszkonase — der hohle Rücken der Friesen, der ein Zeichen ihres edlen und

festen Charakters sein soll — und der Kropf der Savoyarden und anderer Alpenvölker, namentlich der Kretinen. Gewisse Nationalitäten, wie die Orientalen, Ungarn und Walachen, zeichnen sich namentlich im weiblichen Geschlecht durch eine Neigung zu übermässiger Korpulenz aus — eine Eigentümlichkeit der Hottentottenfrauen und Buschweiber ist ihre *Steatopygie*, die in einer grandiosen Fettanhäufung am Gesäss besteht, so dass die Fettpolster des naiven Teiles treppenartig vorzuspringen scheinen — die Japaner und die Koreaner haben bei der Geburt einen dunklen Fleck, ein sogenanntes *Melasma* am Allerwertesten, das mit dem Wachstum schwindet; und die Brustwarzen der Samojedinnen sind tiefschwarz.

Je ungleicher die Rassen, um so schärfer die Kennzeichen, um so leichter die Diagnose. Zwar so schlimm ist es nicht, wie sich's der Unerfahrene denkt: Mensch bleibt Mensch, und zu dem fremden Aussehn trägt oft am meisten die Kleidung bei. Immerhin sind wir völkerkundig. Dicke, wulstige Lippen sind eine Eigentümlichkeit der Äthiopischen Menschenrasse — mandelförmig geschlitzte Augen charakterisieren den Ägypter, Ziegenaugen den Perser — bei den Negern Afrikas und bei den Australiern fällt der Mangel der Waden auf. Lepsius hielt aus anatomischen Gründen, namentlich der vorgebeugten Haltung des Oberkörpers wegen, alle einheimischen afrikanischen Rassen für verwandt. Haut, Fett und Fleisch, Blick, Haltung und Ausdruck, das sind die Dinge, die in der Ethnographie entscheiden; eine gute Abbildung sagt oft mehr als ganze Bände von Messungen. Und wir lernen heutzutage in Deutschland die Menschenrassen nicht mehr bloss aus Abbildungen im Konversationslexikon und in der Naturgeschichte kennen: wir haben unsere Kolonien in Afrika, unsere Zoologischen Gärten, in denen es von Samojeden und Singhalesen wimmelt, und unsere Salons, in denen wir uns mit schwarzen Königen und den hoffnungsvollen Söhnen der gelben Rasse befreunden können. Ist das etwa in

Leipzig oder in Berlin etwas Seltenes, ein Student aus Japan oder ein chinesischer Gesandter? — Wir kennen die kleinen intelligenten schmetterlingsartigen Mikados mit den zarten Händen und den kleinen Füssen und die Herren Mandarinen mit ihren Zöpfen, ihren langen Nägeln, ihren kolossalen Visitenkarten auswendig und inwendig; die Söhne des Himmlischen Reiches sind ja in Berlin schon beinahe so gemein wie in San Francisco, und in Hamburg und in London laufen sie haufenweis herum. Aber es erfordert ein geübtes Auge, um die Mandschu von den Chinesen zu unterscheiden! Sie sind etwas schwerer gebaut und haben mehr Bart. Das ist eine spanische Kreolin, das ist ein Mulatte; durch das wollige Haupthaar zeigt er deutlich die Negerabkunft an. Das ist Fatima, die sich der Fürst Pückler aus dem Orient mitgebracht hat. Das ist ein Negerkind, das hier in die Schule geht. Das ist die Prinzessin von Zanzibar.

Es gibt auch Eigenschaften, die mehr am Boden und am Klima, als am Blute zu hängen scheinen, obgleich sich diese Ursachen schwer von einander trennen lassen. Die Geschöpfe der Wüste sind dürrhalsig, schlank und hager; die des platten Landes schwerfällig und dick. Die blauen Augen, die blonden Locken und die heldenhaften Leiber der Germanen fielen bereits den alten Römern auf; der Süden erzeugt dunkle Augen und schwarzes Haar. Die Küstengegenden, die Hochgebirge haben ihre eigenen, unverkennbaren Typen, wie die Elemente. Das alles wird der Beobachter notieren: es wird ihm als ein Handweiser den Weg nach der Heimat des Unbekannten zeigen.

Ich bleibe dabei, wir sind in dieser Beziehung weiter, als man es vor hundert Jahren war: das Jahrhundert hat in der Naturgeschichte des Menschen gehörige Fortschritte gemacht. Mit einem gewissen Lächeln wird man heute lesen, was Lavater, der Physiognom, über die Hauptnationen Europas sagt: einzelne Züge sind richtig hervorgehoben, aber man merkt dem Herrn Pastor durchaus den Mangel an Erfahrung und ausgebreiteter Weltkenntnis an.

Die Franzosen, sagt Lavater, *haben nicht so kühne Züge wie die Engländer, noch so kleine als die Deutschen. Ich erkenne sie hauptsächlich an ihren Zähnen und an ihrem Lachen. Die Italiener erkenne ich an ihrer Nase, den kleinen Augen und dem hervorstehenden Kinn. Die Engländer an ihren Stirnen und der Schwäche ihres Haares. Die Deutschen an den Winkeln und Runzeln um die Augen und den Backen. Die Russen an den Stumpfnasen und dem lichten oder schwarzen Haar.* Wenn er noch gesagt hätte, dass die Franzosen und die Italiener einen ganz andern Penis haben als die Schweizer, was schon junge Mädchen wissen! — Wenden wir uns nun zu den Sitten der Völker, die in einem weiteren Sinne ebenfalls zu ihrer Physiognomie gehören, die der Einzelne samt seinen körperlichen Rassenmerkmalen aus der Heimat in die Fremde mitbringt, durch die er abermals von seiner Heimat ohne Worte fortwährend erzählt.

Der berühmte Tänzer Marcel machte sich anheischig, bei jedem Fremden die Landsmannschaft aus der Art seiner Bewegungen zu erraten. Aber nicht bloss wie einer geht und steht, springt und tanzt, ist dem Physiognomiker bedeutsam: alle seine Gewohnheiten und Manieren gewähren ihm einen Anhalt. Nehmen wir nur einmal Morgen- und Abendland: in dem einen wird immer alles umgekehrt gemacht, als es in dem anderen gemacht wird. Im Orient empfängt der Ankömmling den ersten Besuch, im Abendland stattet er ihn ab. Der Orientale zieht seine Schuhe aus, wenn er die Moschee oder das Haus eines vornehmen Mannes betritt, und behält den Turban auf dem Kopfe; wenn wir in die Kirche gehn oder dem Herrn Baron aufwarten, so behalten wir die Schuhe an und nehmen den Hut ab. Die Orientalin weint darüber, dass sie noch Jungfer ist, zum Beispiel die Tochter Jephtha's; die Occidentalin weint darüber, dass sie keine mehr ist. Der Orientale schläft in seinen Kleidern; der Europäer zieht sich aus. Wenn der Grieche sich wäscht, so speit er dazu ins Wasser; in Europa serviert man nach dem Dessert den Mundausspüler *(le rince-*

bouche). Der Orientale lässt sich den Kopf rasieren; der Amerikaner schampuieren. Der Jude isst kein Schweinefleisch und schmatzt beim Essen; wir essen Schweinefleisch und halten das Schmatzen für unmanierlich, ebenso wie den Rülps, der bei Türken und Arabern das Zeichen der Sättigung am Ende des Mahles ist. Der Deutsche raucht Zigarren; der Italiener Zigaretten; der Türke seinen Tschibuk oder sein Nargileh. Der Russe trinkt Thee, der Spanier Chokolade. Es hilft alles. Die Nihilistin Thekla Maschurin, die unter dem Namen einer italienischen Gräfin reist, beisst beim Thee ihren Zucker ab — eine russische Gepflogenheit. *Gräfin Rocco di Santo Fiume, und sie beisst Zucker zum Thee!* — ruft Paklin aus; *das ist äusserst unwahrscheinlich. Ein Glück, dass die Polizei nicht hier ist, sie würde sofort Verdacht schöpfen!* —

Die Polizei könnte etwa auch Verdacht schöpfen, wenn sich eine Dame für eine Norddeutsche ausgäbe und nicht rechts strickte, sondern links; denn nur die mitteldeutschen Damen stricken links, die norddeutschen und ebenso die Norwegerinnen und die Französinnen stricken rechts.

Alle Sitten sind wieder von Einfluss auf die leibliche Physiognomie des Volkes; Leben und Gewohnheiten bilden und formen die Gesichtszüge des Menschen mit unsichtbarem Meissel und drücken ihnen unbemerkbar ihr Siegel auf. Woher die stumpfen Nasenspitzen der Fidschiinsulaner? — Weil sie sich mit den Nasenspitzen grüssen. Woher die mangelhafte Entwickelung der Büste bei den Dachauer Frauen? — Weil sie enge und plattanliegende Schnürmieder tragen. Die Hauptsache ist natürlich, wie ein Volk die Pflege und die Ernährung des Körpers regelt. Zunächst die Kindererziehung: die harmonische Ausbildung, wie sie in unsern Schulen angestrebt wird, ergibt einen andern Typus als die Abrichtung in einer Zigeunerhütte, oder im Wigwam eines Indianers, ja die gelegentliche Misshandlung der Kinder. Förmliche Rassenmerkmale sind auf barbarische Prozeduren zurückzuführen, welche die

Eltern mit den Kindern vorgenommen haben. Jedermann kennt die sogenannte *Hottentottenschürze*, vielleicht sogar aus eigner Anschauung in Natura oder in einem Anatomischen Museum, obgleich nicht jeder wissen wird, wie gerade die Hottentottenfrauen zu dieser Bekleidung kommen. Einzig und allein durch eine mechanische Einwirkung von Seiten der Mütter und Hebammen. Wenn die Mädchen etwa drei Jahre alt sind, wird ihnen durch die Vorhaut des Kitzlers, das *Praeputium Clitoridis* ein Loch gestochen, ein Faden hindurchgezogen und daran ein schwerer Gegenstand gehängt, wie ein Ohrgehänge. Dadurch verlängert sich die gedachte Vorhaut samt den kleinen Schamlippen, sodass sie die ganze äussere Scham bedeckt. Damit die Jungen auch etwas haben, wird ihnen im Alter von acht Jahren der eine Hoden ausgeschnitten, daher die Hottentotten halbe Eunuchen sind. Die sogenannten Kolarier oder Kol in Vorderindien, die Veranlassung zu dem Weltwort *Kuli* gegeben haben, pressen und schrauben die Schädel ihrer armen Kinder, dass sie eine ganz falsche Phrenologie bekommen; und die Maschukulumbwe-Neger, die durch Emil Holub bekannt geworden sind, brechen ihren Jungen die Vorderzähne aus, dass die Lippen einsinken und die Männer die Physiognomie von alten Weibern haben.

Bekanntlich ersticken die Chinesen bei den Mädchen das Wachstum des Fusses durch gewaltsame Einzwängung, so dass nun die Frauen ganz verkrüppelte, hufartige Füsse haben. Die Schönheit der Frauen von Cumaná in der südamerikanischen Föderativrepublik Venezuela beruht auf der Magerkeit der Wangen, der Länge des Gesichts und der ausserordentlichen Dicke der Hüften. Zu dem Ende presst man ihnen in der Kindheit den Kopf mit Kissen zusammen und unterbindet ihnen die Schenkel in der Gegend des Kniees. Am meisten wird an der Nase (und in Neapel am Penis, auf den man Salz streut) herumgebastelt. *In Persien*, erzählt Olympiodorus, der letzte namhafte Philosoph der Neuplatonischen Schule von Alexandria, *wendeten die Eunuchen*

bei den jungen Prinzen ausser anderen Schönheitsmitteln auch dieses an, dass sie die Nase in eine gekrümmte Form zu bringen und einer Adlernase nachzubilden versuchten, um anzudeuten, dass der Knabe zum Herrschen bestimmt sei. Die hässliche Nase der Neger erklären einige Ethnographen daher, dass sie sich die Kinder, die von den Negerinnen bei der Arbeit auf dem Rücken getragen werden, selber plattgestossen haben; aber die Neger sollen den Kindern auch die Nase ausdrücklich breitquetschen und die Lippen dickdrücken, um das hervorzubringen oder wenigstens zu befördern, was in ihren Augen Schönheit ist. Bei uns selbst verbessern die Hebammen gern heimlich die Nase, wenn sie ihnen zu kurz scheint, und ziehen und richten sie, dass es eine Art hat. Man kann damit vergleichen, dass, weil man sich mit der rechten Hand schneuzt, die Nase bei vielen Individuen eine Neigung nach rechts hat; die meisten Nasen stehen etwas schief wie der Turm zu Pisa.

Aber der Physiognomiker hätte danach nicht allein die Rasse und die spontane Entwickelung der Spezies, sondern auch eine künstliche Verbildung durch gewaltthätige Eingriffe in den Gang der Natur zu konstatieren — derjenigen analog, welche eine einseitige Thätigkeit oder eine abnorme Lebensweise bei den Grossen nach sich zu ziehen pflegt. Bei den Lappen an den Küsten, welche nur von der Fischerei oder als Lotsen leben, soll sich durch das beständige Sitzen in äusserst engen Kähnen eine eigentümliche, von Generation zu Generation zunehmende Schwächung und Verkürzung der Beine, dagegen kräftige Muskulatur und Grösse der Arme herausgebildet haben; die Tataren, die immer zu Pferde leben, bekommen Trainbeine wie unsere Kavalleristen. Wie sehr die Kost den Habitus ganzer Stämme modifiziere, ist bekannt, man denke nur an die Hindu und an die Eskimo und an die obenerwähnten Frauen von Marokko, die durch systematisches Brot- und Reisessen Fettleibigkeit erlangen. Soll ich etwa noch an das Tätowieren und an die Holzpflöcke, Ringe und Steine

erinnern, die in der Unterlippe, der Nase und den Ohren in Amerika, Asien, Afrika und — Europa getragen werden? Gewiss ist, dass die Sitten eines Volkes nicht bloss an sich charakteristisch sind, sondern dass sie auch jezuweilen dauernde Spuren in der nationalen Erscheinung hinterlassen, sei es, dass die Eltern die Kinder, sei es, dass sie sich selber drillen; nur lässt sich nicht immer ausmachen, was auf Rechnung der Natur, was auf Erziehung und Lebensart zu setzen sei. Die Kunst hilft der Natur nach: wo fängt sie dies an zu thun? Alte Gewohnheiten, die in Fleisch und Blut übergegangen sind, werden selbst Natur. Übrigens ändert die Beantwortung dieser Frage an dem Bilde des Volkes nichts, zu dem sich das Individuum bekennt.

V. Stand und Profession.

Die Hand steckt in einem Handschuh, den ihr das Leben übergezogen hat — der ganze Körper steckt im Mantel des Berufs, wie der Glaukos des Plato — durch einseitige Beschäftigung wird die Harmonie gestört, bei Individuen wie bei ganzen Völkern — jedes Handwerk hat seine besondere Misbildung — die krankhaften Beine, die sich die Menschen anstehn und ansitzen — Gewerbekrankheiten — das Bäckerbein — Habitus der Schneider, Schuster, Tischler, Leineweber — die letzteren meist gedrückt und furchtsam — der grosse Kopf des Gelehrten, der kleine Kopf des Maurers — Gastwirte und Kellner, Soldaten und Seeleute — die protestantischen Geistlichen und die katholischen Pfaffen — die Bewegungen des Handwerks werden zur Gewohnheit: Schneider, Schuster, Musikanten, Studenten — Kennzeichen der Erziehung — *quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu.*

Die Bemerkungen, die wir am Ende des vorigen Abschnitts über fremde Völker machten, drängen sich mit noch grösserer Evidenz im Umkreis des Vaterlandes auf. Wir haben oben den Bauplan der Hand betrachtet und vier Grundformen derselben herausgefunden. Das waren die natürlichen Formen der Hand; aber sie werden selten und nur unter den glücklichsten Verhältnissen rein erhalten, bei der Menge durch abnorme Arbeit und die Schädlich-

keiten des Berufes alteriert. Wer Pech angreift, besudelt sich. Der hat vielleicht ein Wunder von einer psychischen Hand, der sie in der Werkstätte verschimpfieren, beschmutzen, abstumpfen, versengen, verstauchen muss. Die Hand ist überaus empfindlich, sie gleicht dem Thee und den Zigarren: sie nimmt alles an. Auch die Linien, welche die innere Fläche der menschlichen Hand durchfurchen, bekommen je nach der Hantierung eine besondere Zeichnung, da sie durch den Druck der Fleischmuskeln entstehen. Kurz, die Hand liegt gewöhnlich nicht rein vor, sie steckt gleichsam in einem Handschuh, den ihr das Leben übergezogen hat und den der Physiognomiker erst wieder abzustreifen hat. Und deshalb ist die Hand, und zwar bis auf die Fingernägel, deren grössere oder geringere Pflege ein Streiflicht auf die Erziehung und Bildung des Menschen wirft, nicht bloss für den Charakter und die Anlagen, sondern auch für die soziale Stellung, die Beschäftigung, den Umgang des Individuums bezeichnend.

Das ist freilich beim ganzen Körper der Fall: wir alle gleichen dem Glaukos des Plato, dem Sinnbild der menschlichen Seele, der vom Wogenschwall gemisshandelt und verhunzt und mit einer dicken Kruste von Schlamm, Seetang und Muscheln bedeckt worden ist. Oder um bei unserem Bilde zu bleiben: der Beruf wirft jedem Berufenen einen neuen, unveräusserlichen, oft recht hässlichen Mantel um. Der Beruf? Ja, weil er fast immer ein ungesunder ist. Der Normalmensch bleibt normal bei normaler Beschäftigung; eine normale Beschäftigung ist eine allseitige Gymnastik, bei welcher alle Kräfte des Leibes und der Seele abwechselnd und in einem richtig abgewogenen Verhältnis bethätigt werden. Wer treibt nun diese Art Gymnastik? Man möchte sagen: niemand, denn wir alle üben einzelne Organe, der Reiche noch eher gar keins, als sämtliche Organe. Aber sobald ein einzelnes Organ überwiegend angestrengt wird, ist die Harmonie gestört, denn das gebrauchte Organ entwickelt sich auf Kosten der anderen,

nicht benutzten und träge verbliebenen. Käme es nun bloss zu einer starken Entwicklung des betreffenden Gliedes ohne Schaden für die Konstitution, wie zum Beispiel bei den gewaltigen Händen der Klavierspieler, deren Finger sich auffallend verlängern, so möchte es noch hingehen; meist aber ist eine eigentümliche Verbildung damit verbunden — eine Verbildung, wie man sie eben bei ganzen Völkern beobachten kann, wenn sie auf eine einseitige, naturwidrige Thätigkeit angewiesen sind.

Die Lappen bekommen durch das ewige Kahnsitzen kurze Beine und lange Arme: bei uns sind die einzelnen Stände und Professionen in dem Fall der Lappen, unsere Einseitigkeit ist nur sozusagen vielseitiger, denn wir sitzen nicht alle in einem und demselben Kahne. Auch bei uns sind die Fischer und die Seeleute an ihren gespreizten Beinen, an ihrem gebückten und stets balancierenden Gange zu erkennen; aber wir haben auch Droschkenkutscher, die immer auf dem Bocke, Gelehrte, die immer auf dem Schreibbock, Buchhalter, die immer auf dem Kontorbock sitzen — sie werden alle bockbeinig, sie sitzen sich alle steife Kniee und nebenbei unter den Lenden eine Haut wie Sohlenleder an, während bei alten Kavalleristen oder *Schwagern* das gewohnheitsmässige Anschmiegen der Beine an den rundlichen Pferdeleib das *Genu varum*, die Säbelbein- oder O-beinform begünstigt; ihre krummen *Trainbeine, zwischen denen ein Pudel durchspringt*, sind ja geradezu sprichwörtlich. Der familiäre Titel *Schwager*, den wir dem Postillon zu geben pflegen und der durch Goethes *Schwager Kronos* klassisch geworden ist, bedeutet eigentlich einen Reiter, nämlich den *Postreuter* oder den reitenden Boten, welcher die Briefschaften beförderte, respektive den Vorreiter bei einem vierspännigen Postwagen, französisch *Chevalier* (verdeutscht *Schwaljer, Schwager*).

Aber die Menschen sitzen sich nicht bloss, sie stehen sich auch krankhafte Beine an; zum Beispiel *Bäckerbeine*. Die Bäcker, die in gebückter Stellung ihre schweren Schieber

halten müssen, pressen die Kniee zusammen, während die Füsse zum festeren Stehen soweit wie möglich von einander entfernt gestellt werden; dadurch entsteht das habituelle *Genu valgum*, wobei namentlich das linke Bein nach innen einknickt, und die Figur eines Sägebockes oder des Buchstabens X. Auch die Tischler haben gewöhnlich nach innen gekrümmte Beine, dabei schieben sie die linke Schulter etwas vor, eine Reminiscenz an die Hobelbank, die man zum Beispiel unlängst bei dem jüngst in Leipzig verurteilten Sozialdemokraten Neve beobachten konnte; und überhaupt neigen Leute, die viel stehen und einmal über das andere das Gleichgewicht verlegen müssen, Schlosser, Kellner, Schneider zu dieser Difformität. Häufig sind die Krümmungen und Knickungen der Beine, Säbelbeine wie Bäckerbeine, nicht erworben, sondern, gleich dem krummen Rücken und der Hühnerbrust, hinterlassene Spuren der Englischen Krankheit, die schon Äsop gehabt hat, wie eine antike, entschieden rhachitische Büste des Fabeldichters in der Villa Albani zu Rom bezeugt; und bereits früher haben wir bemerkt, dass sich die untern Extremitäten aller Frauen der Form des X nähern.

Von hier ist es offenbar nur noch ein Schritt bis zu wirklichen Krankheiten, den sogenannten *Gewerbekrankheiten* — zu der Lungenschwindsucht der Steinmetzen, zu den Lungenemphysem der Trompeter und Posaunenbläser, zu der hohen Schulter der Schreiber, zu den Krampfadern, an welchen die Schriftsetzer leiden, weil sie bei ihrer Arbeit anhaltend zu stehen genötigt sind, zu dem *Ekzema marginatum* der Schuhmacher, zu dem *Exerzierknochen* der Soldaten, zu der sogenannten *Malerkolik* u. s. w. Spuren finden sich bereits im klassischen Altertum. Der verstorbene Doktor von Gudden schrieb über eine eigentümliche Ohrblutgeschwulst, die zuerst bei Gladiatoren wahrgenommen ward; die Ohren der Ringer, welche man *Pankratiasten* nannte und die mit dem Ringen den Faustkampf verbanden, aber nicht mit der geballten Faust, sondern nur mit

gekrümmten Fingern schlugen, hatten regelmässig eine plattgedrückte Form: weil einer Statue im *grossen Saal* des Capitolinischen Museums dieses Charakteristikum fehlte, erklärte sich Winckelmann gegen die ihr gegebene Benennung eines *Pankratiasten*. Die Krankheiten, von denen fast jeder Beruf seine besondere erzeugt, sind die auffälligsten und traurigsten Abzeichen des Berufes, bis herab zu der Puerperalphysiognomie.

Denn es sind nicht bloss die Extremitäten, Beine, Arme und Hände, die durch das Gewerbe verändert werden: der ganze Habitus erleidet eine dauernde Modifikation. Ausser dem krummen Bein charakterisiert den Tischler die Erhöhung zwischen den Schultern; den Schuster der krumme Rücken und das kräftig abstehende Daumengelenk. Wer hätte nicht die dicken Bäuche der Bierbrauer, die Koteletten der Kellner und die weingrünen, vollen Gesichter der Herren Wirte in gutem Angedenken? — Auch Fleischer und Köche werden in der Regel fett und rund, obgleich sie nur wenig essen; die ersteren, die häufig rohes Fleisch kosten, leiden, nebenbei gesagt, gern an Trichinen und Eingeweidewürmern; und endlich sind die Müller meist behäbige, dicke Leute, dabei höflich, weil der Bauer auf Höflichkeit sieht, und im Besitze schöner Müllerinnen. Fleischer und Soldaten tragen überall denselben *farouschen* Anstrich, der durch einen martialischen Schnauzbart und eine stramme Haltung noch mehr gehoben wird — der wettergebräunte Seemann geht, die kurze Seemannspfeife im Munde, vollbärtig bis auf die Lippen, die er rasiert, breitspurig über das Verdeck des schwankenden Lebensschiffs — fest und sicher treten sie alle auf, nur die armen gedrückten Weber müssen sich verstecken: Leineweber sind bescheiden und still, eher furchtsam, oft nachdenklich und Philosophen wie die Schuster.

Natürlich ist es, dass diejenigen, welche schwere Arbeit zu verrichten haben, eine herkulische Gestalt bekommen, während eine leichte Beschäftigung und eine sitzende

Lebensweise den Körper verkümmern lässt. Man kennt die riesigen Auflader in Freytags *Soll und Haben.* Alle Schmiede sind athletisch, wenn gleich ihr Ahnherr Vulkan ein schwächliches, lahmes Kerlchen gewesen ist; die Schneider in der ganzen Welt zeichnen sich aus durch Zartheit der Glieder und durch den abgeflachten Daumen. Es gehen ihrer neune auf einen Mann, und schön zeichnet sie die Schnurre:

Es waren einmal die Schneider,
Die hatten guten Mut;
Neunzig und neunmal neunzig
Tranken aus einem Fingerhut,
Sassen auf einem Kartenblatt,
Und da sie zu späte heimkamen
Mussten sie durchs Schlüsselloch schlüpfen;
Sie tanzten auf einem Bocksschwanz,
Ihr Braten war eine fette Maus,
Und da sie besoffen waren,
Krochen sie in eine Lichtputzschere,
Die der Wirt zum Fenster hinauswarf:
Da lagen die neunzig und neunmal neunzig Schneider
In der Rinne und endeten jämmerlich! —

Im Gegensatz zu den beschaulichen Schustern sind übrigens die Schneider Krakehler und die ersten bei Revolutionen, man denke an den Schneider Jetter in Goethes *Egmond.*

Demgegenüber pflegt wieder bei den arbeitenden Klassen der Kopf zurückzutreten, was um so mehr auffällt, als er gerade bei den höheren Ständen stark entwickelt ist. Alle Hutmacher wissen, dass die kleinsten Köpfe den Arbeitern und den Handlangern angehören; die Maurer insbesondere haben den Kopf so klein, dass man in Paris von einem kleinköpfigen Individuum sprichwörtlich sagt: *il a une tête de maçon.* Daher auch die Hutmacher in den Arbeiterquartieren, z. B. im Quartiere Mouffetard, nur kleine Hüte auf Lager haben (2,5 points = 52 cm bis 3 points = 53 cm). Umgekehrt die Huthändler im Schu-

lenquartier brauchen grosse Hüte, weil die Kunden grosse Köpfe haben (5,5 points = 58 cm bis 6,5 points = 60 cm).

Aber die grossköpfige Gelehrtenwelt weist selbst wieder die grösste Mannigfaltigkeit auf. Unschwer erkennt man den praktischen, meist blühend aussehenden Arzt, den vertrockneten Bureaukraten, den wildlockigen Konservatoristen, den armen Maler mit seinem Plaid — die pedantische Figur des Schulmeisters, das evangelische Gesicht des Kandidaten sind wie offene Visitenkarten. Die Familienähnlichkeit, welche die Priester aller Religionen unter einander haben, ist notorisch; und doch wie verschieden ein katholischer und ein protestantischer Geistlicher! Schon Heine sagt, der letztere habe etwas ungleich Rationalistischeres in seinem Wesen, eine protestantisch vernünftige Nase, dünne denkgläubige Beine, einen aufgeklärteren Bauch. Heine sagt auch, ein katholischer Pfaffe wandle einher, als wenn ihm der Himmel gehöre, ein Pastor gehe herum, als wenn er den Himmel gepachtet habe. Bei Lavater selbst sind diese Züge nicht zu verkennen.

Dazu werden dem Menschen die Bewegungen und die Griffe, welche sein Handwerk mit sich bringt, selber zur Gewohnheit. Wir gehen am Sonntag Nachmittag spazieren: wenn einer unterwegs den Faden langzieht, so wissen wir, es ist ein Schneider — wenn er mit beiden Händen den Draht auseinanderzieht, ein Schuster — wenn er mit dem Fusse wackelt, ein Töpfer — wenn er mit dem Stocke fidelt und im Takte geht, ein Geiger — wenn er mit dem Stocke Terzen und Quarten macht, ein Bruder Studio. Der alte Militär, der pensionierte Beamte, der verkleidete Polizist — meilenweit riecht man sie: *quo semel est imbuta recens, servabit odorem testa diu.*

Lange wird das Gefäss den Geruch bewahren, mit dem es eingeweiht worden ist — gilt dies nicht auch von der Erziehung, dem ersten Unterricht und den ersten Eindrücken der Kindheit überhaupt? — Denn Handwerk und Lebensberuf sind doch erst sekundäre Faktoren der Stan-

desphysiognomie. Und freilich, noch eher als man auf Schuster oder Schneider diagnostiziert, wird man dem Burschen ansehen, ob er überhaupt von guter Familie abstammt oder nicht; man hat dafür tausend Anhaltspunkte. Wenn wir einen jungen Menschen zur Tafel gezogen haben, so merken wir ihm gleich an, wes Hauses Kind er ist: er isst seinen Fisch mit dem Messer: pah! eine englische Erziehung hat er nicht erhalten — er nimmt seine Gabel in die rechte Hand, er führt sein Messer zum Munde, er schneidet sein Brot: das riecht nicht nach gutem Tone. *Der Anstand im Reiten macht den Unterschied zwischen dem Ritter und dem Reitknecht,* sagt Don Quixote. An solchen Kennzeichen pflegen in den Märchen die Fürstenkinder erkannt zu werden, wenn sie in zarter Jugend ausgewechselt worden sind; oder die verarmten Edelleute in der Fremde. Nur dass die bessere oder schlechtere Erziehung, die ja auch noch nachträglich durch den Umgang vervollständigt zu werden pflegt, bereits ein Teil des äusseren Glückes ist, das der Mensch in seinem Leben hat, respektive gehabt hat, wenn es inzwischen anders geworden wäre; denn wenn auch ein armer Mann seine Kinder in seiner Art gleichfalls erziehen mag, erst Reichtum und Rang bringen, wenigstens im Laufe der Zeit, unfehlbar Erziehung und Bildung mit sich, darin liegt sogar etwas sehr Trauriges. Und insofern wir hier vom physiognomischen Einfluss des Vermögens und der äusseren Lage als solcher noch nicht reden, sondern nur den Wirkungen der Arbeit und des speziellen bürgerlichen Standes nachspüren wollten, müssen wir vorläufig ein Punktum und erst eine neue Überschrift machen, unter welcher wir den angeregten Gedanken weiter ausführen können.

VI. Erfahrungen und Schicksal.

Vier Brüder — das Leben und das Schicksal zeichnet die Menschen ins Angesicht — die Abenteuer, die Gil Blas erlebt hat, sind auf seiner Stirne zu lesen — die wahre Chiromantie — man sieht es dem Menschen gleich an, was er für Tage gesehen hat, ob er reich oder arm ist, ob er tausend oder zweitausend Mark zu verzehren hat — wie der reiche Mann spuckt und wie der arme Mann spuckt: Lesefrucht aus Labruyère — Schicksale und Erfahrungen gelangen nur durch Vermittelung der Affekte zum Ausdruck im Gesicht — die Objektivität muss durch die Subjektivität hindurchgehen — nur das dauernde Bild der Seele, an dem Vaterland, Geschlecht und Stand ein für allemal mitgearbeitet haben, ist der Vorwurf des Physiognomikers.

Man denke sich einen Bauer, dem seine Frau Vierlinge gebiert. Es sind vier schöne und gesunde Knaben, die alle am Leben bleiben, und untereinander von grosser Ähnlichkeit. Aber jeder der vier Brüder hat seine eigene Laufbahn. Der älteste bleibt Bauer und bewirtschaftet das väterliche Gut. Der zweite wird Soldat und bleibt bei den Soldaten; er dient mit Auszeichnung und macht verschiedene Kriege mit. Der dritte wird auf dem Schlosse als Bedienter angenommen; der Herr Graf, der gewöhnlich in Paris lebt, macht ihn zu seinem Kammerdiener und nimmt ihn mit auf Reisen. Der jüngste erlernt das Schuhmacherhandwerk, geht erst auf die Wanderschaft und lässt sich dann in der Landeshauptstadt nieder, wo er sich verheiratet und ehrsamer Bürger wird. Vierzig Jahre sind seit ihrer Geburt vergangen, und zu ihrem vierzigsten Geburtstag kommen sie einmal wieder alle vier in ihrem Heimatsdorf zusammen. Aber wie haben sie sich verändert! Sind es noch die alten Vierlinge, die man hätte zeichnen mögen, um sie zu unterscheiden? Wie hat sie jetzt der Beruf und das verschiedenartige Schicksal ins Angesicht gezeichnet! —

Menschenangesicht, Spiegel des Lebens! Wie die Stürme das Meer aufwühlen und Wälder umbrechen, so ziehen die Leidenschaften über uns hinweg; wie das unterirdische

Feuer die Erdrinde sprengt und Krater aufreisst, so steht der Mann, ein ausgebrannter Vulkan, von heissen inneren Kämpfen zerspalten und zerklüftet; wie der fliehende Tiger, wenn die Kugel das Herz durchbohrt hat, beim Gehen gleichsam krampfhaft alle seine Klauen ausstreckt, und diese eine auch dem Unkundigen auffallende Fährte hinterlassen, so gräbt Gram und Sorge noch fliehend tiefe Furchen in die glatte Stirne; und wenn in dem arabischen Märchen der kluge Abu-Said aus den eingedrückten Fussstapfen und dem abgerupften Grase schloss — dass ein Kamel vorübergegangen sei, dass dieses Kamel auf dem linken Hinterbeine hinkte und ein Junges bei sich hatte: so las er auf dem Erdboden wie der Menschenkenner im Gesicht. Gil Blas, der spanische Zigeuner, kam eines Tages in ein Wirtshaus zu Granada und setzte sich an ein Tischchen in die Ecke, einem alten graugekleideten Manne gegenüber, anscheinend einem Mönche. Er grüsste und bestellte sich zu essen. Inzwischen begann ihn der Graue zu fixieren und unverwandt anzusehen. Gil Blas ward es unheimlich, er ergriff das Wort und fragte: *Sollten wir uns im Leben schon irgendwo begegnet sein, ehrwürdiger Vater? Ihr seht mich an, als ob Ihr nicht recht wüsstet, wo Ihr mich hinthun sollt?* Da antwortete der alte Mann ernsthaft: *Wenn ich meine Blicke auf Dich hefte, mein Sohn, so geschieht es nur, um das staunenswerte Durcheinander von Abenteuern zu entwirren, das Deine Stirne kräuselt!* — So meinte schon der Kaiser Marc Aurel zu einem Gesandten, der ihm einen Vortrag halten sollte: *Ich habe Deine Rede schon gehört; Deine Stirne sagt alles.*

Und Menschenhand, Spiegel des Lebens! Nicht das zukünftige, das vergangene Leben zeigt sie, nicht der Zigeunerin, sondern der Wissenschaft, dem Auge nicht des Chiromanten, sondern des Physiognomikers. Auch Erfahrung und Schicksal wirkt bestimmend auf dieses wunderbare Instrument. Junge Personen haben, so zu sagen, gedankenlose Hände; wenn sie gelebt und gelitten haben, bekommen ihre Hände etwas geschichtlich Reizendes. Es

ist nicht bloss das bläuliche Geäder und der vornehme Glanz der weissen Finger, was die Hand Torquato Tassos oder der Prinzessin Leonore von Este auszeichnet; es ist ein geistiger Ausdruck, ein Ausdruck von Seelengrösse, Krankheit und Entsagung, der wie ein undefinierbarer Hauch darüber ausgegossen ist. Es ist ein unsichtbares Wundmal, wie das an der Hand des Erlösers und der Hand des heiligen Franciscus, welche beiden Hände, unter einem Kreuze übereinandergeschlagen, das Wappen der Franciscaner bilden. Und auch hier gilt das Wort: *das Kreuz im Leben ist wie das Kreuz in der Musik; beides erhöht.*

Ja, Menschenleib, Spiegel des Lebens! Wie es einem Menschen ergangen ist; ob er gute oder böse Tage gesehen; ob er auf der Weltbühne den Herrn oder den Diener gegeben hat, das kann man ihm, wie das Volk sagt, an der Nase ansehen; jedes Tausend Mark Rente mehr oder weniger ist gleichsam an seiner Stirne aufnotiert. Wer gewohnt gewesen ist, zu befehlen, und wer sich immer hat bücken müssen; wer in einer goldnen Wiege gelegen hat und wer in Not und Entbehrungen aufgewachsen ist; wer in Ehren grau geworden ist und wer ein Leben voll Schande hinter sich hat: welche Gegensätze auch in der Haltung und in der äusseren Erscheinung! Zwischen der selbstbewussten, stolzen, freien Miene des Einen und dem gedrückten, unsicheren, ängstlichen Auftreten des Anderen! Wahrlich Glück und Reichtum und Unglück und Armut haben ihre eigenen, unverkennbaren Gesichter, als hätte man sie allegorisch abgemalt: *Incessu patuit Dea.*

Labruyère entwirft am Ende des Kapitels *des biens de fortune,* unter den Namen *Giton* und *Phédon* eine meisterhafte Charakteristik des Reichen und des Armen. Als Franzose, dem der Auswurf des Speichels sehr am Herzen liegt, vergisst er auch nicht, darauf aufmerksam zu machen, dass der Reiche weit von sich abspuckt, wie er laut niest und sich geräuschvoll schneuzt *(il crache fort loin)*; der Arme heimlich niest, seinen Hut darüber hält, wenn er sich schneuzt

und räuspert, und sich beinahe selber anspuckt (*il crache presque sur soi*). Schon vor Labruyère, dessen *Caractères* A. D. 1688 erschienen, hatte Molière in den *Femmes Savantes* (1672) die besondere Art des *tousser et cracher* als ein, bisweilen nachgemachtes, bedeutsames Charaktermerkmal angesehen, und danach lässt es bekanntlich wieder Schiller dem Wallenstein abgucken, *wie er räuspert und wie er spuckt.* Analog erzählt Lady Percy in Shakespeares *König Heinrich der Vierte. Zweiter Teil,* wie die englische Jugend ihrem Gemahl das Stottern, den Gang, die Lebensart und alle Launen und Neigungen abguckte (II, 3).

Indessen, auf das Leben und seine angeblichen Spiegel zurückzukommen: täuschen wir uns nicht, sondern erinnern wir uns an das, was wir am Ende des ersten Abschnitts über das Verhältnis der Physiognomik zur Mimik sagten. Schicksale und Erfahrungen gelangen nicht unmittelbar, sondern nur durch Vermittelung der Affekte zum Ausdruck im Gesicht. So gewiss die Verhältnisse ihre physiognomischen Spuren hinterlassen, so erscheinen sie doch auf der Bildfläche der Physiognomie nicht selbst, sondern nur sofern sie Gemütsbewegungen und mit ihnen Reflexwirkungen auslösen, die, wenn sie habituell werden, das Aussehen dauernd verändern. Die Abenteuer, welche dem Gil Blas an der Stirne geschrieben sind, kommen nur in Form von Eindrücken zutage; was er genossen oder gelitten hat, sieht man, nicht seine Reichtümer oder Schulden; um es gelehrt auszudrücken: die Objektivität muss, um sich bemerkbar machen zu können, durch die Subjektivität hindurchgehen. Das ist eigentlich so selbstverständlich, dass es kaum hervorgehoben zu werden braucht, aber es ist doch wesentlich, dass man sich dieses Verhältnis klar macht. Man darf nicht vergessen, dass unsere Physiognomie im Lauf des täglichen Lebens und eben durch die kleinen oder grossen Zufälle desselben eine Menge vorübergehender Modifikationen, beziehentlich Störungen erleidet, die bei öfterer Wiederholung stabil und in das Gepräge des Organismus

aufgenommen werden können. Aber diese gelegentlichen Lebensäusserungen, die erst später zur Gewohnheit werden, liegen ausserhalb des Rahmens der anziehenden Sprache, die uns nun schon so lange gefesselt hat und noch immer nicht ganz loslässt.

Nur das dauernde Bild, das Gott der Herr von jedem geistigen Individuum mit wunderbarer Freiheit hinwirft, und an dem Vaterland, Geschlecht und Stand ein für allemal mitgearbeitet haben, beschäftigt den Physiognomiker, wie irgend einen Liebhaber der Antike. Stört die Kälte, die tiefe Ruhe des Marmorbildes nicht! — Es fühlt nicht und erwarmt nicht, es ist keine Galatea — und seinem Betrachter mutet es nicht zu, die Qual des Lebens nachfühlend durchzukosten; gönnt ihm die Ruhe auch.

VII. Die Kleidung.

Die künstliche Haut des Menschen — weite Ausdehnung ihres Begriffs, die jedoch hier nur angedeutet wird — an der Kleidung nach Jesus Sirach der Geist des Mannes zu erkennen — zunächst erkennt man an ihr Stand und Nationalität — die Nationaltrachten vermischen sich, die Standesunterschiede verwischen sich — der nivellierenden Mode zum Trotz bleiben immer noch genug Nuancen übrig, die den Beobachter leiten können — auch bringt nicht selten der Beruf eine bestimmte Tracht mit sich — wie die römische Polizei mit Hilfe kupferner Stifte eine unbekannte männliche Leiche rekognosziert — innerhalb der durch Nationalität und Stand gezogenen Grenzen macht sich der Charakter des Individuums geltend — moralische Eigenschaften, die sich in der Kleidung spiegeln — die Eitelkeit, die aus den Löchern im Mantel des Antisthenes hervorguckt — wie sich der Weltmann kleidet — Vergleich zwischen der physiognomischen Prognose und der Bestimmung von antiken Marmorbildern, bei welchen ebenfalls auf die Kleidung zu achten ist — wie dort auf den dargestellten Gott, leitet sie hier auf den Geist, dessen Ebenbild der menschliche Körper ist.

Vestitus, risus, incessus, heisst es nach einer Stelle im *Ecclesiasticus* des Jesus Sirach (XIX, 27), *arguunt hominis ingenium.* Mit dem Menschen und seiner eignen Haut wären fertig; es bleibt uns noch die künstliche Haut zu

betrachten übrig, die er über die natürliche Haut wirft und die anschmiegend und formwiedergebend ist wie sie.

Sie hat das Eigentümliche, dass man thatsächtlich aus ihr und in sie fahren kann; und dass man sie unter gewissen Einschränkungen selbst bestimmt. Ja, von den Grossen der Erde wird sie gleichsam noch auf andere Personen, auf ganze Länder, wenigstens auf die nächste Umgebung, das Haus und das Gesinde übertragen: zum Beispiel kennt man in Sankt Petersburg die kaiserlichen Equipagen an den roten, goldstrotzenden Livreen der Kutscher und Diener, und die Wagen der fremden Diplomaten an den Federbüschen der Diener, welche stets die betreffenden Landesfarben haben. Überhaupt erweitert sich sozusagen bei diesen Grossen der Begriff der einfachen Bekleidung, indem er auch die Begleitung und alles was darum und daran hängt mitumfasst; daher kommt es, dass sie so leicht zu erkennen sind, sie haben, wie Falstaff, eine ganze *Schule von Zungen, die ihren Namen sagen.* Was das Gefährt des deutschen Kaisers in den Strassen Berlins unterscheidet, ist ein Jäger mit wallendem Federbusch neben dem Kutscher. Sothaner Federbusch war wie ein öffentlicher Ausrufer, der männiglich verkündete: der Kaiser kommt! — Nach der Krankheit Seiner Majestät im Juni des vorigen Jahres wurde, um dem Kaiser das viele Grüssen durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung zu ersparen, der Federbusch entfernt, der neben dem Kutscher sitzende Leibjäger trug fortan nur die Mütze. In der einfachen Mütze sass er dann auch in Gastein auf dem Bocke neben dem Postillon; und für den Kundigen bildete damals nur noch der Adler an dem hohen Kragen des Jägers das äussere Zeichen, dass der Herr, der im Wagen sass, der deutsche Kaiser war. Doch wir wollen uns mit unserer letzten physiognomischen Abhandlung nicht gar zu weit versteigen und unsere Beobachtungen innerhalb bescheidener Grenzen halten; schon die einfache Kleidung zur *Sprache des Angesichts* hinzuzunehmen, ist ja eine gewisse Libe-

ralität, obgleich sie schon die alten Römer als ein Hauptmoment des gesamten menschlichen *Habitus*, ja geradezu als den *Habitus* selber betrachteten; wohin sollte das führen, wenn wir unter dieser Rubrik die ganze Umgebung des deutschen Kaisers bringen wollten, so sehr auch diese ganze Umgebung abermals als ein grosser Leib betrachtet werden kann, in dem sich die Seele spiegelt.

An der Kleidung, dem Lachen und dem Gang sollt ihr den Geist des Mannes erkennen. Mit dem *Ingenium* ist es so eine Sache — es kann einer recht viel *Ingenium* haben und doch schlechter gekleidet sein, als der fadeste süsse Herr — es kann einer der scharfsinnigste Philosoph und der grösste Gelehrte sein und doch einen fadenscheinigen Rock und einen alten Hut aufhaben — es kann einer eine Fülle der herrlichsten Gedanken, aber nur einen Gott und nur einen Rock besitzen — — freilich, es liegt immer etwas *Geist* darin, ob der Rock dunkel oder hell, lang oder kurz, zugeknöpft ist oder nicht; und in gewissen Moden und Trachten kann man den Geist einer ganzen Zeit gleichsam verkörpert sehen, wie zum Beispiel die Allongeperücke die Signatur der Zeit Ludwigs XIV., ein charakteristischer Ausdruck der steifen Feierlichkeit ihres Ceremoniells und ihres gesellschaftlichen Lebens war; und das leinene Hemd, ja das Hemd überhaupt gleich dem Taschentuch eine Signatur der modernen Kultur darstellt.

Noch unlängst hat man in den Zeitungen tiefsinnige Betrachtungen darüber lesen können, wie es komme, dass die Männer ihr Gewand nach rechts, die Frauen nach links überzuknöpfen pflegen. Ein neuentdeckter Geschlechtscharakter, den wir oben vergessen haben.

Vestitus, risus, incessus arguunt hominis ingenium. Eigentlich erkennt man an der Kleidung zuallererst Stand und Nationalität. Lieber Leser, komm mit mir nach Wien, das ungleich farbenreicher als Paris und irgend eine Stadt in Mitteleuropa ist — welche Trachten! Welche sprechenden Kleidungsstücke! — Die Pumphose charakterisiert den

Türken; die Fustanella den Griechen; die Bunda den Ungar; die Tschamara den Tschechen; die Litewka den Polen und das lebhaft gefärbte Kopftuch die polnische Arbeiterin — so erkennen wir in London den Schotten an seinem Kilt; im Palais Royal den Araber, der Räucherkerzchen feilhält, an seinem Burnus; und in der ganzen Welt den Juden an seinem asiatischen Kaftan und den anmutigen Peies. Bekanntlich nennen wir bis auf den heutigen Tag die *Krawatte* nach den Kroaten, welche sie zuerst getragen und unter Ludwig XIV. in Frankreich Mode gemacht haben. Die Nationaltracht zu dem leiblichen Typus hinzugenommen, lässt uns über die Herkunft eines Menschen keinen Zweifel. Und ebenso gibt die Tracht ursprünglich einen Massstab für die soziale Stellung des Trägers ab: dass der Reiche prächtige und neue Stoffe, Samt und Seide, kostbares Pelzwerk trägt, der Arme in Lumpen gehüllt ist, macht sich ja von selbst; die sogenannten Kleiderordnungen sorgen dann dafür, dass an den natürlichen Verhältnissen nicht gerüttelt wird und dass jeder Stand den geziemenden Anzug beibehält. Bis in die neuere Zeit galt die Kleidung, in welcher man *erschien*, auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farben gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die Stickerei, die Wäsche verrieten gleich Perücke und Degen den Mann von Erziehung, der sich innerhalb seiner vier Pfähle den Schlafrock gestattete, aber ausser dem Hause auf seine Würde hielt. In der neuesten Zeit verwischen sich die Kleiderordnungen mehr und mehr, auch die Nationalkostüme, die bald aufgegeben, bald umgekehrt ganz oder teilweise von anderen Nationen angenommen werden. Um die Mitte des XVI. Jahrhunderts kleidete man sich allgemein nach spanischer Mode, ein Jahrhundert später allgemein nach französischer Mode, und wenn die letztere auch im ganzen und grossen bis heute tonangebend geblieben ist, so hält es doch nicht schwer, bei einem und demselben Individuum ein orientalisches

Fes, ein schottisches Plaid und ein paar russische Juchtenstiefel zusammen anzutreffen. So sind die gelben lederbesetzten Zeugstiefel, die in heissen Ländern getragen werden, neuerdings auch an Bord englischer und deutscher Schiffe üblich. Aber während die Trachten der Völker mehr die Tendenz haben, sich untereinander zu vermischen und zu ergänzen, zeigen die Trachten der Stände mehr die andere Tendenz, zu gunsten einer einzigen Durchschnittsform zurückzutreten und sich auf einem bestimmten, allgemeinen Niveau zu halten. In dieser Beziehung ist die französische Revolution epochemachend gewesen, die alle gesellschaftlichen Rangunterschiede aufgehoben und an die Stelle des Brokats das Linnen, an die Stelle der Seide und des Samts das Tuch gesetzt hat. Im Mittelalter waren die Adeligen adelig von der Spitze ihrer Hüte bis zu den Absätzen ihrer Stiefel und die Bauern Bauern von ihren Lederkappen bis zu ihren Filzsocken und Bundschuhen. Heutzutage kleidet ein und derselbe Tuchrock nicht bloss den Franzosen und den Deutschen, sondern auch den Arbeiter und den Grafen; und wenn der letztere nicht von seinen gotischen Ahnen her sein *Blaues Blut* und nach dem Vorgang des mannhaften Herkules noch etwas Schwarzes hätte, er wäre nicht zu erkennen.

Immerhin bleiben selbst innerhalb unserer Kreise genug Nuancen übrig, die den Beobachter leiten können: der nivellierenden Mode zum Trotz grenzen sich Nationen und Klassen nach wie vor gegeneinander ab, die beredte Sprache der Trachten ist zwar leiser geworden, aber nicht verstummt. Dazu kommt, dass doch der Beruf nicht selten eine bestimmte Tracht mit sich bringt und dass einzelne Klassen bis auf den heutigen Tag ihre natürlichen, durch die Verhältnisse gebotenen Farben und Arbeitskleider haben. Den Geistlichen erkennen wir an der schwarzen Soutane, den Jäger am grünen Rock, den Koch an der weissen Schürze, den Arbeiter an der blauen Blouse; *Causidicum*, sagt Juvenal, *vendit purpura*, den Rechtsanwalt em-

pfiehlt der Purpur. Die pariser Bäcker tragen in der Werkstatt eine Mütze oder eine Mitra von Papier, französisch *le mitron;* in Rom thuen es die Bildhauer und Gipser. Dergleichen natürliche Abzeichen werden im Laufe der Zeit konventionell und wie die Uniformen der Soldaten und Beamten zu indirekten Standesbekenntnissen — als solche gehen sie uns hier, wo es sich um die Sprache ohne Absicht der Mitteilung und ohne Gedankenaustausch handelt, noch nichts an. Aber schon wie sie sich aus der Art des Handwerks von selbst ergeben, ohne dass damit etwas bekannt oder angegeben werden sollte, sind sie verräterisch und ohne Worte sprechend.

Es kann sich fügen, dass ein Hemdkragen, ein englischer Vatermörder, eine absonderliche Schuhzwecke den Spürhunden der Polizei auf die richtige Spur hilft. In Rom ist in einem Brunnen eine männliche Leiche gefunden worden — niemand rekognosziert sie — guter Rat ist teuer. Da kommt die heilige Hermandad: noch am Toten müssen ihr die Kleider Rede stehen. Ei, ei, sagt sie zu den umstehenden Quiriten, habt Ihr die Stiefel des Ermordeten nicht beachtet? — Dieselben sind mit kupfernen Stiften beschlagen, wie sie in Italien nicht hergestellt zu werden pflegen: als woraus wir uns abnehmen, dass es ein Fremder gewesen ist. Und scheint Euch das etwa der Anzug eines Kuriers oder eines armen Malers? Der Kleidung nach zu urteilen muss er den höchsten Ständen angehören; die Wirte, die den Fremden nach seinem Kleid empfangen, haben ihm gewiss recht tiefe Bücklinge gemacht. Seht Euch die Tuberose in seinem Knopfloch an — es ist ein Engländer: seitdem der Prinz von Wales immer eine duftende Tuberose im Knopfloch trägt, lieben alle Gentlemen diese unschuldige Dekoration. Seht Ihr wohl? Nur Mut! Vielleicht kriegen wir noch heraus, wie er heisst und wo er wohnt.

Vestitus, risus, incessus arguunt hominis ingenium. Innerhalb der durch Nationalität und Stand gezogenen Grenzen kann

sich nun der Charakter des Individuums geltend machen, sofern die vorgeschriebene Toilette wiederum tausendfache kleine Modifikationen zulässt und den Liebhabereien und Eigenheiten des Einzelnen den weitesten Spielraum gewährt. *Die Kleidung,* sagt Polonius zu seinem nach Paris abgehenden Sohne,

> kostbar, wie's dein Beutel kann;
> doch nicht ins Grillenhafte; reich, nicht bunt;
> denn es verkündet oft die Tracht den Mann.

Sie verkündet den unpraktischen Stockgelehrten, wenn sie schlecht sitzt — den eitlen Gecken, wenn sie geschniegelt ist — geschmacklos, den Parvenu — liederlich, den Zerstreuten — ärmlich, den Geizhals — auffallend, den Sonderling — gesucht, das Original. Affektation, Pedanterie, Strenge, Ordnungsliebe, Sauberkeit, Herzensreinheit, Hochmut, Eitelkeit, alle diese Eigenschaften prägen sich deutlich im Anzug des Menschen aus, ohne dass er deshalb die allgemeine Norm sichtlich zu überschreiten braucht. Wie einer sich trägt, ja wie er den Hut aufsetzt, ob er ihn tief ins Gesicht drückt, oder ob er ihn nach Art der Juden hinten überfallen lässt; ob er ihn als glücklicher Bräutigam auf die rechte oder als alter Krakehler auf die linke Schläfe zieht; ob er ihn in schlechter Laune gar der Quere setzt *(met son bonnet de travers)* — sagt oft ebensoviel wie eine Falte des Angesichts und eine charakteristische Physiognomie, obwohl dergleichen Manieren bereits wieder vielfach in das Gebiet der Mimik hinüberspielen. Sie verkündet auch das Weib, das adrette Stubenmädchen wie die alte Schlumpe; die Hoffart bläht sich, die Demut verbirgt sich in ihren Kleidern, die irdische Liebe putzt sich und prunkt, die himmlische Liebe zieht gar nichts an, wenigstens nach Tizians Auffassung (auf seinem berühmten Gemälde *l'Amore sacro e profano* in der Galerie Borghese in Rom, siehe *Rom in Wort und Bild,* Band II, Seite 443 4). Man kann damit vergleichen, was jeder Städter weiss: dass die vornehme Dame für gewöhnlich solid, aber einfach gekleidet

ist, die Tochter der Halbwelt aber, gelegentlich auch die des kleinen Mittelstandes Staat macht, und meist nur mit Mannheimer Gold und Similidiamanten.

Die Toilette ist die Domäne der Eitelkeit. Und doch trachtet Frau Vanitas nicht immer nach Putz und Flitterstaat; eine höhere Eitelkeit mag auch aus der gröbsten Vernachlässigung des äusseren Menschen sprechen. Diogenes geht barfuss, unfrisiert, einen Stock in der Hand und einen Quersack auf der Schulter als Bettler in Athen einher und schläft in einer Tonne — er wickelt sich in seine Tugend ein und pfeift auf die Welt — er ist ein Weiser. Aber schon Sokrates bemerkte zu seinem Lehrer Antisthenes, dessen Gehrock gleichfalls nicht recht ganz war, *aus jedem Loche desselben gucke die Eitelkeit des Trägers hervor.* Die Kleidung ist das erste, womit man einem Menschen seine Hochachtung erweist, wenn man ihn ehren will; wer sie also geflissentlich vernachlässigt, deutet damit an, dass er sich um die andern Menschen nicht kümmere, und da sitzt der Hase im Pfeffer. Man nimmt es einem schon übel, wenn er sich aus Versehen oder Ungeschick nicht ordentlich anzieht; kommt er nun gar absichtlich in unbotmässiger Toilette, pocht er auf seine alten Sachen, nicht um sie rein zu machen, sondern um sich damit zu brüsten, so ist das gleich einer groben Beleidigung.

Der Philosoph gibt viel auf die Kleidung, ohne sie zu schätzen, namentlich auf die Wäsche, weil sie vieles sagt und auf die Meinung, welche sich die Menschen von uns bilden, von grösstem Einfluss ist. Er weiss, dass wer finanziell und moralisch herunterkommt, damit anfängt, dass er sich in der Kleidung gehen lässt. Er macht keine Mode, aber er macht die Mode mit; wenigstens widersetzt er sich derselben nicht, sondern lässt Gott und den Schneider walten. In diesem Sinne mag es heissen, dass ein guter Anzug Kennzeichen des Weltmanns sei: *Vir bene vestitus vir creditur esse peritus.*

Wie ein roter Faden zieht sich durch das vorstehende

Kapitel die Anschauung hindurch, dass der Mensch, wie er dem Physiognomiker erscheint, eine Art von Statue vorstelle; dass er wie eine Statue betrachtet und behandelt werden müsse; und dass die *Sprache des Angesichts* die Sprache eines Bildes sei, das seiner Natur nach von dem nachgebildeten Originale spricht. Dieses Original ist der Geist — ein unbekanntes Wesen wie ein Gott oder wie irgend eine mythologische Gestalt; von keinem sterblichen Auge gesehn wie Zeus oder Hercules, von denen uns der Bildhauer gleichwohl geniale Bilder macht, die wir für zutreffend halten, ohne sie mit dem Modelle selbst zusammenhalten zu können. Eine solche Anschauung liegt demjenigen nahe, der viel Kunstwerke gesehn und dem Studium derselben obgelegen hat; und sie bringt in das ganze Problem eine gewisse Klarheit, selbst wenn man den Vergleich nicht wörtlich nehmen wollte: sie gibt die Methode an die Hand. Die Kunst bildet nur die Vorschule der Natur, aber man kann in dieser Vorschule manches lernen, was dann der Natur zugutekommt, und wer sich in einem Antiken-Kabinett in der Bestimmung der Marmorbilder geübt hat, dem wird es auch gelingen, wenn es an die Bestimmung der Menschenbilder geht. Ist doch die Aufgabe ganz und gar dieselbe, selbst was den letzten Gegenstand, die Kleidung, anbelangt. Alle die göttlichen und halbgöttlichen Wesen, die in unserem Museum abgebildet sind, haben nicht nur ihre eigentümlichen Attribute, sondern auch ihre eigentümlichen Trachten und Kleidungsstücke. Athene trägt ihr Ziegenfell, die *Ägis,* Bacchus sein Rehfellchen, die *Nebris,* Vulkan sein Arbeitshemd, die *Excomis,* die kurzgeschürzte Diana ihre Jagdschuhe; Mercur hat einen Reisehut *(Petasus),* Odysseus eine Filzkappe *(Pileus),* Paris eine Phrygische Mütze auf dem Kopfe. Dass historische Personen noch im Marmor die Tracht ihrer Nation und ihres Standes nebst ihren persönlichen Eigenheiten nicht verleugnen: dass der Römer seine *Toga,* der Grieche sein *Pallium,* der Spartaner (und nach ihm der stoische und

cynische Philosoph) seinen alten Mantel *(Tribon)*, der Perser seine Beinkleider *(Braccae)*, der Gallier seinen Waffenrock *(Caracalla)*, der Germane ein Stück groben Wollzeugs oder ein Tierfell umhat; dass den römischen Soldaten das *Sagum*, den Feldherrn das *Paludamentum*, den Pontifex Maximus die Pelzmütze *(Galerus)* und die purpurverbrämte Toga *(Toga praetexta)*, die Matrone die *Stola*, die Ehebrecherin und das prostituierte Frauenzimmer die *Toga* charakterisiert, versteht ja sich von selbst.

Alle diese simplen Toilettegegenstände müssen im Museum dem Besucher nicht selten nebst der Haartour und den beigegebenen Symbolen zur Erkennung des Kunstwerks dienen. So leitet uns draussen im Leben, wenn andere Anzeichen fehlen, unzähligemal das Kleid zu dem Namen des Geistes, dessen Ebenbild der menschliche Körper darstellt. Wiederholen wir Ciceros Wort mit einer Modifikation: *Animi imago vultus est, indices vestitus et habitus.*

Drittes Kapitel.

Die Sprache der Mienen und Geberden.

I. Die gelegentlichen Äusserungen. Interjektionen.

Niemand badet zweimal in demselben Flusse — umsoweniger als sich der Badende selbst verändert — dennoch bleibt die Form des Organismus bis zu einem gewissen Grade stationär — dieselbe wird nur vorübergehend gestört, indem Reize an den Organismus herantreten und er auf die Reize reagiert — der Spiegel des menschlichen Angesichts zerbricht einmal über das andere und stellt sich dann von selber wieder her — zum Beispiel bei Aufregungen, im Zorne — der Kardinal Wolsey, der rasende Ajax, Othello, Hamlet — das Spiel der Mienen macht von der stehenden Physiognomie eine Diversion — die Reflexbewegungen sprechende Symptome, sie reden von den Affekten, die sie hervorgerufen haben, und mittelbar von den entsprechenden Reizen — alle Geheimnisse seines Haushalts schwatzt der Organismus aus — das Tier selbst hat diese Sprache — die Ohren der Pferde, der Schwanz des Hundes, das Erwachen der Harpyie — Theoderich, durch einen Fischkopf an das Gesicht des Symmachus erinnert — die Reaktionen teils sichtbar, teils hörbar — Begriff der Interjektionen — dieselben sind bei den verschiedensten Völkern gleich, gehen von Volk zu Volk — wie der polnische Jude macht, wenn man ihm auf den Fuss tritt — sie werden gern verdoppelt und untereinander verbunden — Ergänzungen des Naturlautes durch Pronomina und andere Worte — Gewohnheit, im Schmerz das höchste Wesen anzurufen — der Name Linos, ein semitischer Klageruf — es läuft vieles unter dem Namen *Interjektion*, was nichts damit zu thun hat — *O*, bald Ausruf, bald Zuruf — inwiefern Flüche und Schwüre die Funktion von Interjektionen erfüllen — sie werden oft absichtlich verstümmelt und verdunkelt — Missbrauch des Begriffes *Interjektion* — Lockrufe, Scheuchrufe und andere Weisungen, so man den Tieren angedeihen lässt, dürfen nicht mit Naturlauten in einen Topf zusammengeworfen werden — die Lockrufe bestehen in den Namen der Tiere — wie Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Schweine, Ziegen, Katzen gerufen werden —

in Interjektionen reden ist ein Widerspruch — auch die Wörtchen, die man Menschen zuruft, keine Interjektionen, sie haben vielmehr Beziehungen zu Sprachwurzeln — *Holla!* zu *holen*, *Hip!* zu *hüpfen*, *St!* zu *stehen* — Theorie, wonach die Sprache überhaupt aus Interjektionen hervorgegangen sein soll — uns genügt es zu konstatieren, dass einzelne Interjektionen zu Substantiven und umfangreichen Begriffen erhoben worden sind, denn wir können die Interjektionen in unserem Buch nur brauchen, nicht sofern sie Worte sind, sondern sofern sie keine Worte sind.

Der griechische Philosoph Heraklit hat bekanntlich gesagt, dass niemand zweimal in demselben Flusse gewesen sei; und dabei nicht nur die Bewegung des Flusses, sondern auch unsern eignen Wechsel, den Stoffwechsel, im Auge gehabt. In der That, so oft wir in einem Flusse baden, kreuzen sich gleichsam zwei Ströme, der Strom des Wassers und der Strom des Lebens; sie gleichen zwei Schnellzügen, die den Bahnhof zugleich, aber in verschiedenen Richtungen verlassen, oder um bei unserem Bilde zu bleiben, unser Körper ruht nicht wie eine Seerose auf dem Wasser, er durchschneidet es wie ein Schiff. Auch in einen Teich können wir nicht zweimal hinabsteigen. Es ist gewiss seltsam sich vorzustellen, dass man im nächsten Augenblicke schon nicht ganz mehr derselbe und nach einigen Wochen ganz ein anderer sein soll. Aber die Naturwissenschaft gibt dem Heraklit vollkommen recht, an ein zweimaliges Rheinbad ist gar nicht zu denken, im Gegenteil wird durch das kalte Wasser der Stoffwechsel noch beschleunigt.

Indessen bleibt doch bei allem Wechsel des Inhalts die Form unseres Organismus einigermassen stationär, und wenn auch das Alter eine gewisse Veränderung hervorbringt, so erhält sich doch der einmal geschaffene Typus, namentlich in den mittleren Jahren, mit ziemlicher Hartnäckigkeit. Wäre dem nicht so, so würden wir uns einander gar nicht wiedererkennen, und die Behauptung des griechischen Philosophen erschiene uns selbstverständlich. Wir sind keine Chamäleons, die unablässig Farbe wechseln; noch weniger Proteusse, die sich in tausend Gestalten ver-

wandeln können. Man kann von dem Charakter des Menschen sagen, dass er sich im Laufe des Lebens nicht ändere; dass er sich nur aus Politik nicht immer zeige, aber demaskiere, sobald als es die Verhältnisse erlauben; und dass sich einer ins Grab lege, wie er in der Wiege geartet gewesen sei. So ändert sich auch die Physiognomie des Menschen nicht wesentlich, was auch Alter, Lebensweise, Schicksal für Einfluss haben mögen, das Leben des Einzelnen ist zu kurz, als dass eine völlige Umbildung vor sich gehen könnte, eine solche bedarf ganzer Generationen. Mutter Natur hat uns in ihrer Weisheit eine bestimmte Nase, einen bestimmten Mund, eine bestimmte Statur gegeben, und dabei bleibt es.

Nur die kleinen Zufälle des Lebens und die Aufregungen des Tags bringen vorübergehende Störungen hervor: so oft an den Organismus ein Reiz herantritt, erfolgt eine Reflexbewegung, der Organismus erweist sein Leben, indem er auf den Reiz reagiert, und aus den physiologischen Veränderungen, die er bei dieser Gelegenheit erleidet, kann eben auf den Reiz zurückgeschlossen werden. *Ein Stein, den man in's Wasser wirft*, sagt der persische Dichter Saadi, *erregt kein Ungewitter, so wenig als eine Beleidigung in einer grossen Seele.* Und doch wird auch der Stein auf einen Moment die Klarheit des Spiegels trüben, um so gewisser, wenn es ein grosser Stein und ein kleines Wasser gewesen ist. Der Spiegel bekommt ein Loch, stiebend fliegen die Splitter in die Höhe, ein Kreis auf den anderen wird geschlagen wie ein Wundrand; dann ist die Wirkung vorüber und der Spiegel wieder glatt. So zerbricht der ebene Spiegel des menschlichen Angesichts den Tag über tausendmal, sei es, dass ein Steinchen hineingeworfen wird, sei es, dass ein Wind hineinbläst; dann stellt er sich von selber wieder her. Seht den Kardinal Wolsey, dessen Hirn, nach den Worten des Herzogs von Norfolk (Shakespeare, *König Heinrich der Achte*, III, 2) in seltsamem Aufruhr ist:

er beisst die Lippe, starrt;
hält plötzlich an den Schritt, blickt auf die Erde,
legt dann die Finger an die Schläfe; stracks,
springt wieder auf, läuft schnell, steht wieder still,
schlägt heftig seine Brust; und gleich drauf wirft er
die Augen auf zum Mond.

Seht den riesigen Ajax, den ein ungerechtes Urteil rasend gemacht hat: die Waffen, die er verdiente, sind dem Odysseus zugesprochen worden: so sucht er die Waffen zusammen, die ihm die Natur am eignen Leibe verliehen hat, seine Feinde zu vernichten, ja, sie gegen sich selbst zu kehren. Er stampft mit dem Fusse, er ballt die Fäuste, er fletscht die Zähne, er nagt grimmig die Unterlippe, seine Augen rollen und schiessen gleichsam Blitze; der ganze gewaltige Bau erbebt in blutiger Wut, das Blut kocht und schäumt in den Gefässen, wie der Vierwaldstättersee, wenn er ein Opfer haben will. Der Zornige ist schrecklich wie Othello, da er Desdemona mordet — wie Hamlet, da ihm der Geist seines Vaters erschienen ist — er wird auch wieder gut und entwaffnet sich wie Hamlet, von dem seine Mutter meldet, dass die Hitze bei ihm schnell verraucht sei:

So tobt der Anfall eine Weil' in ihm;
Doch gleich, geduldig wie das Taubenweibchen,
Wenn sie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet,
Senkt seine Ruh' die Flügel.

Da dieses Mienenspiel niemals von selbst erfolgt, sondern regelmässig in einem stärkeren oder schwächeren Affekte und mittelbar in einem entsprechenden Reize seine Ursache hat, so ergibt sich daraus eine physiognomische Bedeutung, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Diversion von der stehenden Physiognomik macht. Die Reflexbewegungen sind sprechende Symptome, sprechend wie die Züge des Angesichts, nur dass sie gelegentlich erscheinen und mit den Reizen vorübergehn — es redet der Mensch, so oft er weint und lacht, in Traurigkeit und Freude, bei jedem Ereignis seiner Brust. Die zwei kleinen Muskeln, welche die Haut, auf der die Augenbrauen stehen, bei

Verdruss nach innen bewegen; die komplizierten Muskeln, welche die Bewegungen der Lippen vermitteln und die Mundwinkel bald hinauf, bald hinabziehen, was man nebenbeigesagt bei runden Gesichtern kaum unterscheiden kann; die geballte Faust, die zuckende Hand, die aufgeblähten Nasenlöcher des Apollo von Belvedere — es sind ausgezeichnete Dolmetscher der Vorgänge in unserm Innern. Das Tier selbst hat diese Sprache — man achte z. B. auf die Ohren der Esel und der Pferde, wie fleissig und ausdrucksvoll sie mit ihnen spielen, auf den Schweif des Rosses und den Schwanz des Hundes; im Zorn legt das Pferd die Ohren hinter sich, die Katze krümmt den Rücken, der Löwe peitscht sich die Flanken mit dem Schwanze und die lebhaften Augen funkeln. Aufrecht und in steinerner Ruhe sitzt die Harpyie in ihrem Käfige, nur das drohende Auge glänzt von stillem Grimme. Plötzlich, durch den Anblick eines ihr überlassenen Tieres aufgestachelt, belebt sich die Statue, mit Wut stürzt sich der majestätische Vogel auf sein Opfer und tötet es mit zwei Schlägen. Alle lebendigen Wesen äussern ihre Empfindungen, ihre Leiden und Qualen in Lauten und Geberden, und es ist eine Sprache, die keines von ihnen misshört, denn alle aus gleichem Stoff geformt, verstehen wir einander, wie Thetis die Seufzer ihres Sohnes in den Tiefen des Meeres hört. Oder hat Homer den Schmerz des Achilles beim Tode des Patroklus nicht auch für uns geschildert? Ist uns die Niobe ein Rätsel? Brauchen wir einen Cicerone für den Laokoon? — Natur, unsere Mutter! Wer verkennte deine mächtigen Geberden! Und welcher Fremdling ist deiner heiligen Stimme taub? Du bist beredt, wenn die Zunge mühsam stammelt; du rührst und erschütterst, wenn Worte im Wind verhallen; du sprichst das uralte, bilderreiche Idiom, in dem sich Götter und Götterwesen unterhalten.

Es heisst, dass König Theoderich durch einen grossen Fischkopf, der vor ihm auf der Tafel stand, an das verzogene Antlitz des hingerichteten Symmachus erinnert

wurde; dass er sich darüber entsetzte, das Fieber bekam und starb. Täglich blicken wir in solche verzogene Gesichter, und sie melden uns, wenn nicht von Todesqualen, so doch von anderen Qualen; von den vielfachen Störungen, denen die Gesundheit und Ruhe des Organismus hienieden ausgesetzt ist. Und wir sehen ihn nicht nur das Gesicht verziehen, wir hören auch, wie er sich krampfhaft der Quälgeister erwehrt — wie er hustet, weil ihm ein Krümchen in die unrechte Kehle gekommen ist, wie er niest, weil ein Körnchen Tabak oder ein Lüftchen seine Nasenschleimhaut reizt, wie er weint und schluchzt, seufzt und ächzt, händeringend klagt und schreit und gleich einem müssigen Verwalter alle Geheimnisse seines Haushalts ausschwatzt. Er behält nichts bei sich und schweigt nur, wenn er zufrieden ist.

Denn wir können unter unsern Reaktionen, obgleich diese beiden Klassen selten getrennt auftreten, zwischen sichtbaren und hörbaren unterscheiden; und wenn wir das thun und was von Reflexbewegungen mit der Stimme ausgeführt wird als ein eigenes Gebiet absondern, so streifen wir damit an das, was die Grammatiker *Interjektionen* nennen, so nahe, dass man beim Weinen und Lachen, beim Seufzen und Schreien schon geradezu unter die Interjektionen gerät. In der That sind diese interessanten Lebensäusserungen, obwohl eigentlichen Worten scheinbar ähnlicher als Mienen, doch nur in demselben Sinne sprechend, wie es die Mienen waren: sie stellen Reaktionen auf Reize dar, sie beruhen wie die Falten, in die sich die Stirne legt, auf einer Kette mechanischer Wirkungen, sie wollen nichts ausdrücken, nichts malen, sie verraten die inneren Zustände nicht als Bilder, sondern nur als Folgen. Wenn wir in der Verwunderung nicht bloss die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, sondern auch in ein *Ah!* ausbrechen, das sich bei der Überraschung in ein *Aha!* verwandelt — wenn wir im Schmerze *Au!*, bei einer geringeren Verletzung *Fft!* machen, indem wir die Lippe an die Zähne legen und,

gleichsam um darauf zu blasen, die Luft einziehen — wenn der Frierende *Hu!*, der im Wundfieber Schaudernde *Schoch!* ausruft — wenn sich der Widerwille in *Pfui!*, die Bedenklichkeit in *Hm!*, die Freude in *Juch!* und *Heisa!* Luft macht: so sind das reine Naturlaute oder Empfindungslaute, die zwar einer instinktiven Beziehung zu dem vorhergegangenen Reize und einer Anpassung an ihn nicht entbehren, immerhin nur ein rein persönliches Bedürfnis, das Bedürfnis der Reaktion befriedigen, daher auch, wie Priscian sagt, *per exclamationem interjiciuntur*, das heisst, in die Rede *hineingeworfen* werden, ohne selbst Redeteile zu sein und ohne im Satze eine bestimmte Stelle einzunehmen.

Deshalb sind auch die Interjektionen bei den verschiedensten Völkern gleich: sie gehören gleichsam zum Haushalt des menschlichen Organismus, und wie bei allen Menschen das Blut durch dieselben Gefässe läuft, wie sie alle dieselben Nerven haben, so brechen sie auch alle in dieselben Thränen und in dieselben Laute aus. Nicht bloss wir verwundern uns mit einem *O!*, schon die alten Griechen und Römer thaten es. Nicht bloss uns reisst das Erstaunen zu einem *Ah!* hin, sondern auch den Araber, wie jeder wissen wird, der das langgedehnte *Aah!* des Publikums bei Erzählungen in Kaffeehäusern vernommen hat. Nicht bloss in Deutschland macht der erschöpft Keuchende oder der Erstickende *Uf!*, sondern auch in Frankreich *(Ouf)*. Unser *Weh!*, eine Interjektion, aus der das Substantivum *Wehe* entsprungen ist, englisch *Woe!*, entspricht aufs deutlichste dem arabischen *Wêh!*, dem hebräischen אוֹי!,*) dem lateinischen *Vae!* und dem griechischen *Aἶ*! oder *Oὐαί*!; unser *Pfui!*, englisch *Fy!*, italienisch und französisch *Fi!*, dem lateinischen *Phy!* und dem griechischen *Φεῦ*!; unser *Hm!* dem französischen *Hein!* und dem lateinischen *Hem!*; unser *Juch!* dem lateinischen *Io!* und dem griechischen *Ἰώ*. · Kleine Modifi-

---

*) Daneben אוֹיָה und אִי. Noch heute macht der polnische Jude, wenn man ihm auf dem Brühl in Leipzig auf den Fuss tritt: *Oj!*

kationen laufen selbstverständlich unter. Ausgeschlossen ist auch nicht, dass die Gleichheit auf Entlehnungen beruht, denn nichts geht leichter von Volke zu Volke als Interjektionen. So scheinen die Italiener ihr *Oibò!*, soviel wie *Ei was! Ei bewahre!*, den Griechen abgelernt zu haben, denen *Αἰβοῖ!* ein Ausruf des Unwillens ist. Endlich wechselt wohl auch der Gebrauch einer Interjektion von Volke zu Volke. Zum Beispiel ist *Ahi!* bei uns ein Ausruf freudiger Verwunderung, in Italien fast immer ein Schmerzensruf: *Mi son bruciato un dito, ahi!* — wir wimmern vielmehr, wenn wir uns einen Finger verbrennen; auch in Frankreich drückt *Ahi!* und in Spanien *Ay!* die Empfindung eines heftigen Schmerzes aus. Das *Ahi!* der Romanen mag aber gar nicht mit unserem *Ahi!*, sondern vielmehr mit unserem *Ach!* identisch sein. Im grossen und ganzen stimmen die Nationen in ihren Interjektionen merkwürdig überein, und zwar von Haus aus, wie die Vögel.

Auch die Art und Weise, diese Naturlaute hervorzubringen, ist so ziemlich bei allen Menschen eine und dieselbe. Überall werden die Interjektionen gern verdoppelt, wie die Ausdrücke der Kindersprache: wir schreien *Au! au!* oder *Ei! ei!* wie der sophokleische Philoktet: *Αἰαῖ αἰαῖ*! oder gar *Παπαππαπαππαππαπαῖ!* — Das herzliche, volle Lachen, das wir mit *Haha!* wiedergeben, und das feine Kichern, das wir mit *Hihi!* bezeichnen, das eine wie das andere beruht, wissenschaftlich ausgedrückt, nur auf einer Reduplikation, so gut wie das indogermanische Perfektum. Unser Lachen ist eben weiter nichts als eine schnelle Wiederholung der Interjektionen *Ha!* und *Hi!*, welche beide als solche bei etwas Unerwartetem, Plötzlichem, Überraschendem ausgestossen werden; das Unerwartete im Hervortreten eines Irrtums macht uns eben lachen, ja ohne das verfehlt schon der körperliche Kitzel seine Wirkung.

Desgleichen werden die Interjektionen gern untereinander, zum Beispiel *O!* und *Weh!*, verbunden; wenn wir einen schlechten Kalauer hören, so sagen wir, weil er uns

gewissermassen wehthut, *Auweh!* — die armen Juden haben oft genug bei realeren Anlässen *Auweih!* geschrieen. Namentlich liebt es der Sprechende, die Beziehung auf sein liebes Ich durch einen Casus des Pronomens der ersten Person anzugeben, eventuell auch noch ein und das andere Prädikat ergänzend hinzuzusetzen, wo er dann mit einem Fusse in das Gebiet der wirklichen Sprache überzutreten scheint. Wie Rüdiger im Nibelungenliede auf die Botschaft, dass die Könige kommen, mit berliner Färbung spricht: *Nu wol mich dirre mære!* — so ruft umgekehrt der unglücklich liebende Schäfer aus: *O weh mir armen Korydon!* — Im Lateinischen sind *Hei mihi! Hei mihi misero!*, im Griechischen *Οἴμοι*, ja sogar mit Verdoppelung, *Οἴμοι μοι* die allergewöhnlichsten, bei den Dichtern fortwährend wiederkehrenden Schmerzensrufe.*) Analog wird wohl auch anderen Personen ein *Wehe!* zugerufen: *Vae victis!* sagte Brennus in Rom, sein Schwert in die Wagschale werfend; *Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida!* schalt Christus die Städte, in welchen am meisten seiner Thaten geschehen waren. Indessen man notiere, dass hier das *Wehe!* kaum noch als Naturlaut gelten kann; die Interjektion schickt sich ihrem Wesen nach nur zu dem Pronomen der ersten Person. Aber es läuft überhaupt manches unter dem Namen Interjektion, was gar nichts damit zu thun hat.

Wenn der ursprüngliche Naturlaut *Wehe!* zu Weherufen über zweite und dritte Personen verwendet wird, so ist der freiere Gebrauch desselben wenigstens von der Interjektion ausgegangen; es kann aber auch vorkommen, dass ein und derselbe Laut bald Interjektion, bald Nicht-Interjektion ist

---

*) Der Name *Linos* scheint der Rest einer derartigen pränominalen Verbindung zu sein. Linos war nach der griechischen Mythologie ein schöner Jüngling, auf dessen frühen Tod Trauerlieder gesungen wurden. Diese Linoslieder hiessen *Αἴλινοι*, und es ist nicht ganz unwahrscheinlich, das *Αἴλινος* auf den semitischen Klageruf *Oilânu* (hebräisch) oder (arabisch) *Wêlanâ*, wörtlich *wehe uns*, zurückgeht und der Name *Linos* selbst nur die Personifikation dieses Klagerufes, der durch Aphäresis die erste Silbe verloren hätte, darstellt.

und beide Ausdrücke gar nicht unter einander zusammenhängen. Die Interjektionen dienen zu Ausrufen, nicht zu Anrufungen oder Zurufen — *per exclamationen interjiciuntur*. Der Zuruf will gehört und verstanden sein; der Ausruf ist sich Selbstzweck, er erfolgt unbewusst und unwillkürlich und ist für den Beobachter nur lehrreich als ein Naturereignis. Nun nehme man aber einmal den Vokal *O*. Ihn stossen wir bald im Affekt hervor, bei der Verwunderung, in der Freude, im Zorne und im Schmerze, indem wir die Hände ringen; der gebrochene Othello wiederholt ihn dreimal:

> O, Desdemona, Desdemona, tot?
> Tot? O! O! O! —

Ein andermal ist das *O* Zeichen des Vokativs, wir verbinden es mit dem Namen, um die Anrede zu verstärken und gleichsam an die Thüre des Verstandes anzupochen, wie wir zu demselben Zwecke *He!* brauchen und wie die alten Römer *Heus!* riefen: *Heus! heus! Syre!* — dies ist zum Beispiel der Fall, wenn Benjamin Schmolck singt:

> O, Mensch, gedenk ans Ende!

Beide Bedeutungen, Ausruf und Zuruf, sind nun offenbar streng auseinanderzuhalten, was schon die Engländer einsahen, die das *O!* als Empfindungslaut lieber *Oh!* schreiben wollten; die Sache ist nur nicht so einfach als sie aussieht. Dass ein *O!* durch die ausdrückliche Beziehung auf das Ich zur Interjektion gestempelt wird, leuchtet ein; wenn ich sage: *O, ich Ärmster!* oder wenn Lenore zu ihrer Mutter sagt:

> O, Mutter, Mutter, hin ist hin!
> Nun fahre Welt und alles hin!
> Bei Gott ist kein Erbarmen,
> O weh, o weh mir Armen! —

so sind das echte Empfindungslaute. Aber ist es nun so, dass jedesmal die Verbindung des *O* mit dem Namen einer anderen Person bewiese, das *O* sei ein Vokativzeichen und

keine Interjektion? — Weitgefehlt; schon bei *O, Desdemona* und bei *O, Mutter, Mutter* lässt sich über den Sinn des Vokales streiten. Es ist dem Menschen eine fromme Gepflogenheit, in seinem Schmerz das höchste Wesen anzurufen — Gott soll gleichsam Zeuge des erduldeten Wehes sein, Gott soll helfen, Gott soll rächen — Gott oder der Himmel oder der Heiland oder die heilige Mutter Gottes. *O, Gott!* heisst es, *oh, Dio! O, Lord! O, Himmel! O, Heavens! O, Heiland! O, Jesus!* und so weiter. Gleichwohl ist die Anrufung in solchen Fällen keine direkte, wie man schon daraus abnehmen kann, dass statt *O!* auch *Ach!* eintreten, anderseits das *O!* ganz fehlen darf; es heisst wohl ebenso oft: *Mein Gott! Gott im Himmel! Allmächtiger Gott! Mon Dieu! Dio mio! Herr Jeses, Herr Jeses! Corpo di Cristo! Madonna santa! Maria santissima!* und so weiter. Zum mindesten hat sich nachträglich der anrufende Charakter dieser Phrasen erheblich abgeschwächt, so dass sie gleich den Formeln des Schwurs, des Fluchs und der Verwünschung geradezu die Stelle von Interjektionen vertreten müssen und *per exclamationen interjiciuntur*. Dann dürfte aber auch das vorgesetzte *O!* kein Vokativzeichen, sondern ein echter Naturlaut sein, der durch die nachgesetzten Begriffe nur eine formelhafte Erweiterung erführe.

Darf man denn aber etwa Flüche und Schwüre selbst als Interjektionen gelten lassen? — Dass sie die Funktion von solchen erfüllen, häufig erfüllen, ist zweifellos. Man hat den Fluch: *Hol mich der Teufel!* das Soldatengebet genannt; nun wenn der deutsche Soldat: *Hol mich der Teufel!* oder *Potzhunderttausend-Sack-voll-Enten!* ruft, der Franzose *Morbleu!*, der Spanier *Caramba!*, der Nordamerikaner *by the living Jingo!* schwört, so macht sich damit für gewöhnlich nur eine lebhafte, oft ganz unschuldige Empfindung, die Verwunderung, die Ungeduld, der blaue Ärger Luft. Und diese seltsamen Formeln eignen sich zu besagtem Zwecke um so mehr, als sie nicht nur freiwillig, durch die mechanische Verwitterung der Sprache, zu völlig unverständlichen, formlosen Klumpen

zusammenballen, sondern auch gar gern absichtlich verstümmelt und verdunkelt werden, indem das Volk vor dem unfrommen Ausdruck scheut und den Namen Gottes, wie den des Tenfels verkleidet und verhüllt. Aus *Jesu mein!* wird *Jemine!*, aus *Sacré nom de Dieu: Sackerlot!*, aus *Teufel: der Deixel!*, in Wien: *Kruziadaxl!* und aus *Valant: Sanct Velten!* gemacht, wenn man nicht gar den *Kuckuck und seinen Küster* dafür braucht. Statt *Himmeldonnerwetter!* bringt der Handwerker ein *Himmel-Donnerstag-und-Freitag!*, *Donnerlüchting!* oder *Himmel-Hagel-Regenschauer!* hervor; das *Potz* in *Potztausend!* ist aus *Bocks* oder *Gotts* entsprungen. Sothane Verkleidung geht durch alle Sprachen, durch die deutsche und englische so gut wie durch die französche und italienische. Das Gebot: *du sollst den Namen deines Gottes nicht missbrauchen* wird in England wohl beachtet. Anstatt *Gott im Himmel!* sagt die Engländerin: *Oh, dear me!* — während die jungen Herrn *by Jove* oder *by Jingo* schwören. Diesseits des Kanals missbrauchen sie den Namen Gottes, ohne dass mans merkt. So ist das französische *Morbleu!* soviel wie *Mort de Dieu!* — *Parbleu!* soviel wie *Par Dieu!* — *Jarnibleu!* soviel wie *Je renie Dieu*, ich verleugne Gott. *Jarnidieu!* sagten sonst die Franzosen in der Hitze sehr gewöhnlich, auch Heinrich IV. bediente sich dieses Schwurs, und es ist bekannt, dass er, weil ihm der Jesuitenpater Coton, sein Beichtvater, darob Vorwürfe machte und ihm sagte, er möge ihn lieber selber verleugnen, das Wort *Jarnicoton!* einführte. Aus *Diable!* macht der Franzose *Diantre!*, und die Lieblingsphrasen der Gascogner: *Sandis!* und *Cadédis!* beruhen auf *Sang Dis!* Blut Gottes, und *Cap de Dis!* Haupt Gottes. Der Italiener, der diese Art zu verdrehen als *Jonadattico* bezeichnet, ist nicht minder reich an interjektionalen Formeln von schwer zu erratender Herkunft. Er verwandelt *Per Dio!* in *Perdinci!* — *Cospetto di Dio!* oder bloss *Cospetto!* das ist: Anblick Gottes! in *Caspita!*, eine namentlich in Neapel gehörte, zugleich spanische Interjektion; *Diavolo!* in *Diamine!* oder *Diascolo!* oder *Diascuci!*; *Accidenti!*, eigentlich

ti colga un accidente!, das ist: dich treffe ein Unglück! oder *Dio ti mandi un accidente!* das ist: Gott schicke Dir ein Unglück!, in: *Acciderba!* und so weiter. Der Römer hat ganz eigene, gottlose Flüche, zu deren Verständnis weiter nichts als die Bekanntschaft mit der schlechten Bedeutung der Ableitungssilbe *-accio* gehört. Er bringt es fertig zu sagen: *Per Cristo, l'ammazzo!* Bei Christus, ich schlage ihn tot! und dabei noch *per Cristo* in *per Cristaccio!* zu verhunzen; er schwört krass: *Pei mortacci tuoi!* Bei den Äsern, die du begraben hast! — was an den Fluch der Südseeinsulaner erinnert: *Grabe deines Vaters Gebeine aus zur Suppe!* oder *Schmore deinen Grossvater, und seine Hirnschale sei dein Imbiss!* — Nun, wenn über die Bedeutung der Worte der gegenwärtige Zweck und der Gebrauch entscheidet, so sind diese Floskeln der menschlichen Rede, deren Reichtum man nie erschöpfen und deren Ursprung man nur in gewissen, gutartigen Fällen erraten kann, sicherlich Interjektionen, wie unser *O!* und *Ach!,* ja, volltönende, kräftige Interjektionen. Wenn es aber auf den ersten Sinn des Ausdrucks ankommt, so weit wir ihn eben blosszulegen imstande sind, so erhebt ihn gerade dieser Sinn, der einer blossen Interjektion niemals innewohnt, über das Gebiet mechanischer Reflexbewegungen. Und wir müssen bedenken, dass, wollte man alles, was im Sturme des Gefühls von Sätzen und Phrasen zwischen die Rede eingeschoben wird, zu den Interjektionen rechnen, das Gebiet der letzteren gar unendlich wäre.

Man missbraucht vielfach den Begriff *Interjektion.* Es sieht bald so aus, als ob die Grammatiker und die Lexikographen jedes kleine, aussergewöhnliche Wörtchen, mit dem sie nichts anzufangen wissen, aufs Geratewohl zu den Interjektionen geschlagen hätten. *Hü!* Interjektion. *Hott!* Interjektion. *Heda!* Interjektion. *Pst!* Interjektion. *Putt, putt!* Interjektion. Aber, den Teufel auch! was hat das mit Interjektionen zu thun, wenn ich den Tauben oder den Hühnern *Putt, putt!* mache? — Lockrufe und andere Weisungen, wie wir sie namentlich den Tieren angedeihen lassen und die

bewusste, absichtlich hervorgebrachte und geschickt formulierte Willensäusserungen darstellen, darf man doch nicht mit Natur- und Empfindungslauten in einen Topf zusammenwerfen. Wenn wir auf der Hetzjagd *Tai!* oder *Wallo!* rufen — wenn der Fuhrmann seine Pferde mit *Hü!* antreibt und mit *Brr!* oder *Oho!* anhält: so ist das doch von einem *Haha!* oder *Eiei!* himmelweit verschieden. Oder sind etwa diese Zurufe von Haus aus Interjektionen, die nun in befehlendem Tone reproduziert werden? Wer eine bittere Arznei geniesst, schneidet Grimassen und schüttelt sich mit einem *Brrr!* — Vielleicht, dass er damit instinktiv gegen den bitteren Trank ankämpfen und ihm gleichsam Stillstand gebieten will; und dass der Fuhrmann diesen Naturlaut verwertet, indem er zu seinen Pferden *Brr!* sagt? — Die Erklärung dürfte im vorliegenden Fall wohl zutreffen, aber ich zweifle, dass sie für gewöhnlich zulässig sei. Die Befehle, welche wir den Tieren geben, scheinen der eigentlichen Begriffssprache viel näher zu stehen, als der *Sprache ohne Worte*, zu der wir die Interjektionen zählen — abgesehen davon, dass eine Interjektion, die man zu einer bewussten Mitteilung benutzte, strenggenommen aufhören würde, eine Interjektion zu sein. Wir verstehen nur die Etymologie jener Befehle nicht. *Hott!* bedeutet in der Fuhrmannssprache *Rechts!*, *Har!* und *Wist!* ist soviel wie *Links!*; der Franzose ruft, wenn die Pferde rechts gehen sollen, *Hue!* oder noch häufiger *Huhaut!*, denn *Hue!*, offenbar identisch mit unserem *Hü!*, dient auch im allgemeinen dazu, die Pferde anzutreiben; wenn die Pferde links gehen sollen, ruft der französische Fuhrmann *Dia!* — Daher heisst es in Frankreich von zwei Personen, die sich gegenseitig zuwiderhandeln, sprichwörtlich: *l'un tire à hue et l'autre à dia.* Aber gewiss wurzeln diese Wörtchen ebensogut im Boden der indogermanischen Sprachen wie das *Sta bos!* der Auvergnaten darin wurzelt: mit diesem Zuruf halten sie, wenn sie mit dem südlichen räderlosen Pflug, der kaum das Erdreich ritzt, die schweren Schollen bearbeiten, ihre langsamen Ochsen an. Die Auver-

gnaten verstehen ihn selbst nicht: ist er deshalb nicht lateinisch? Steh, Ochse, steh! —

Und wenn wir unserem bellenden Hunde mit *Kusch! Kusch dich!* Schweigen auferlegen, ist das nicht französisch? *Allez vous coucher!* Lege dich nieder! — Ich empfehle es der sprachreinigenden Gesellschaft, diesen charakteristischen Rest eines französischen Fremdwortes auszumerzen.

Unsere Landleute haben eine Menge interessanter Lock- und Scheuchrufe für die Haustiere, Schweine, Ziegen, Gänse, Hühner, Tauben u. s. w.; sie gehören einer eigenen Sprache an, die sich zwischen Menschen und Tieren entwickelt hat und die sich im allgemeinen der Berechnung ganz entzieht. Wir rufen die Katze *Miez!*; die englische und auch die schweizer Katze bleibt gegen den Ruf *Miez!* gleichgültig, sie will *Puss!* respektive *Büs!* angeredet sein, während *Bussel* ein Hundename ist; und die französische *Minet!* — In Bayern rufen sie die Schweine *Suki!*, in der Niederlausitz *Tschinka!* — Tauben und Hühner werden mit *Putt! Putt!*, die letzteren auch mit *Bile! Bile!* gelockt; die Italienerin ruft den Hühnern, wenn sie ihnen Futter geben will, zu: *Bille! Bille! Billi! Billi! Curra! Curra!* — Wer zum Beispiel in der Umgegend von Dresden eine Herde Gänse gesehen hat, der wird beobachtet haben, dass die böhmischen Hirten sie mit *Hussa! Hussa!* oder *Husche! Husche!* dirigieren. Aber in einzelnen Fällen lässt sich doch eine Etymologie mit Wahrscheinlichkeit ermitteln, eben der Lockruf für die Gänse ist in dieser Beziehung schlagend. Wie es scheint, ist sothane Sprache doch nicht durch eine Art Kompromiss zwischen Menschen und Tieren zustande gekommen, sondern wir muten den Tieren zu, unsere menschliche Sprache zu erlernen. Es muss jedem auffallen, dass die Lockrufe zugleich geläufige Namen der Tiere sind. Und wir dürfen vermuten, dass wir die Tiere einfach mit ihren Namen locken, mit anderen Worten, dass es besondere Lockrufe gar nicht gibt. Die Gans heisst auf böhmisch, wie jedermann von dem Reformator *Johannes Huss* her weiss, *Husa*

oder *Hus;* wenn die Böhmen also *Hussa! Hussa!* rufen, so ist das geradeso, als ob sie *Gänse! Gänse!* riefen. Im Wendischen ist *Liba Liba* Schmeichel- und Lockname der einzelnen Gans, eine Abkürzung von *Gottlieb;* für die Herde gilt gleichfalls *Huso.* Wir locken die Tauben nicht nur mit *Putt! Putt!*, sie heissen auch selber *Puttchen*, wie die Katze selber *Mieze* heisst. *Mieze* selbst ist weiter nichts als die Koseform des Namens *Marie*, die auch für menschliche Marien angewendet wird; der Kater führt den Namen *Hinz* = *Heinrich.* Auch in der ersten Szene von Shakespeares *Macbeth* heisst die Katze so, nämlich *Gray-Malken*, d. i. Grau-Mariechen. Die Ente heisst auf italienisch *Anatra* oder *Anitra:* deshab lockt also die Hausfrau in Italien ihre Enten mit *Ani! Ani!* oder mit *Ane! Ane!* oder (wie bei *Nanna* = *Anna* ein *N* vorschlagend) mit *Nane! Nane!* — Die Ziege nennt man in Ober- und Mitteldeutschland nicht bloss *Geiss*, sondern auch *Heppe; Heppe!* oder *Hep!* ist zugleich Lockruf für die Ziegen. Wenn den Juden spottweise *Hep! Hep!* zugerufen wir, so geschieht es angeblich um ihres Ziegenbartes willen.*) In Italien rufen die Bauern die Ziege *Ciocia!*, ein durch die Ziegenhirten in den südlichen Teilen des alten Kirchenstaates, die sogenannten *Ciociari*, bekanntes Wort; vielleicht bedeutet es ursprünglich die junge Ziege, das Zicklein, welches noch am Euter saugt oder zutscht *(cioccia)*, wenigstens weisen viele verwandte Ausdrücke darauf hin. Und so kann man auch den erwähnten bayrischen Lockruf für die Schweine: *Suki! Suki!* als einen deutlichen Überrest des althochdeutschen *Sû* = *Sau*, lateinisch *Sus*, betrachten.

Wenn wir aber mit den Tieren niemals in Interjektionen reden, so mit den Menschen erst recht nicht. Was reden! In Interjektionen reden ist ein vollkommener Widerspruch, weil jede Rede die Absicht der Mitteilung voraussetzt; so oft eine solche vorliegt, hat man es mit dem bewussten

---

*) Wohl richtiger eine Abkürzung von *Hebräer*. Das Akrostichon *H*ierosolyma *E*st *P*erdita beruht auf Spielerei.

Willen, nicht mit der Natur zu schaffen. Anstatt die merkwürdigen Wortkörperchen, mit denen wir uns untereinander etwas zu verstehen geben, als Naturlaute abzuthun, ziemte es sich wohl ihre Beziehung zu den ältesten Sprachwurzeln zu beleuchten. Die Wörtchen *Holla!* und *Hallo!* dienen uns dazu, die Aufmerksamkeit zu erregen, uns zu melden und Entfernten zuzurufen. Wir pochen an eine Thüre an und rufen: *Holla, Holla! thu auf mein Kind! Hallo! ist niemand hier?* — Der thüringer Bauer pflegt sich vor einer Thür mit *Halâ!* zu melden. Wir stehen am Ufer eines Flusses und wollen übergesetzt sein; wir rufen: *Hallo, hallo! Hol über!* Schon im Mittelalter rief man dem Fährmann am andern Ufer zu: *Hola, Ferg! Hol über!* — *Holla!* und *Hallo!* sind überhaupt Mittel, die Leute herbeizurufen und unsere Gegenwart kundzuthun; es sind Mittel, ein *Halloh,* das heisst ein Getümmel oder ein Geschrei zu machen, dieses Substantivum ist aus dem Rufe *Hallo!* genau so hervorgegangen, wie das Substantivum *Lärm* aus dem Ruf: *All'arme! Zu den Waffen! Alarm!* — Erst daraus entspringt die warnende Bedeutung, die beide Rufe gelegentlich haben können: sie enthalten die Aufforderung aufzupassen und sich vorzusehen. *Hallo!* sagte jener Eisläufer und rutschte aus. Diese Rufe haben nun nicht bloss wir, sondern auch die Engländer und Franzosen: das französische *Holla!* ist *Holà!*, das englische *Hallo!* ist *Halloo!* — Wenn zur See ein Schiff angerufen wird, ist bei den Engländern die gewöhnliche Antwort: *Hollo!* — Woher nun diese beiden allgemein gebräuchlichen Rufe, die offenbar zusammengehören? — Weigand hält *Holla!* für französisch und das *-la* für identisch mit dem französischen *là*, dort, sodass französisch *Holà!* unserem *Heda!* entsprechen würde; in diesem Falle hätte man die Silben *He! Ho!* und *Ha!*, die in der That als selbständige Zurufe gäng und gäbe sind, gleichsam als absichtlich hervorgebrachte Geräusche zu betrachten; sie enthielten weiter nichts, als eine Art sprachliche Reveille, für welche der Hauchlaut charakteristisch scheint. Er findet sich auch

an dem obenerwähnten *Heus!* der Römer; ja man könnte etwa vermuten, dass das anrufende *O!*, welches durch alle Sprachen geht, ursprünglich mit unserem *Ho!* identisch und der schon in der Augusteischen Zeit schwankende, im Romanischen fast allgemein erloschene Buchstabe *H* nur frühe verloren gegangen sei, wie er in dem italienischen *Olà!* = *Holla!* verloren gegangen ist. Grimm meint dagegen, der Auslaut von *Holla!* und *Hala!* repräsentiere jene mittelhochdeutsche Partikel *â*, die sich an lautausgerufene Wörter, Imperative sowohl als Substantive und Partikeln, hänge und sie dadurch sinnlich zu Interjektionen stempele; die erste Silbe *Hol* aber sei mit dem Zeitwort *holen* identisch, welches eigentlich *erschallen lassen*, *rufen*, *herbeirufen* bedeute, etymologisch gleich *καλεῖν*, lateinisch *calare*. Mir ist es allerdings wahrscheinlich, dass nicht *Holla!* von *holen*, sondern umgekehrt *holen* von *Holla!* kommt und dass *holen* bedeutet *Holla machen* oder *Hallo machen*, gerade so wie das französische *haler*, Hunde hetzen, auf *Hallo!* zurückgeht; oder wie das Zeitwort *hissen* von dem Rufe *Hissa!* kommt, den man beim Aufziehen des Segels oder des Gepäcks auf schwedischen, italienischen, französischen, griechischen, ägyptischen und deutschen Schiffen hört (mit langem Vokale: *heissen*).

Wenn uns demnach hier der begriffliche Gehalt des Rufes vorderhand noch zweifelhaft erscheint, so berührt sich dagegen der kleine Befehl andere Male an sich selbst aufs innigste mit wirklichen und weitverzweigten Wurzeln. Ein bekannter ermunternder Zuruf der Engländer ist *Hip!* — *Hip! Hip! Hurrah!* in England die hergebrachte Art, ein Hurra auszubringen. Noch neulich (Dezember 1887) begrüsste die Bemannung des Herzoglich Edinburgschen Aviso Surprise, auf den Rahen stehend, die Töchter des Kronprinzen in San Remo mit diesem nationalen Rufe. Nun, die Interjektion *hip* ist unzweifelhaft mit dem englischen Zeitwort *to hip* oder *hop*, hüpfen, verwandt, denn das Herz *hüpft* einem ja vor Freude. Oder, um ein analoges Beispiel anzuführen: Schweigen gebietet man in der ganzen Welt, indem man

die Zunge hinter oder zwischen den Zähnen in Bewegung setzt, sodass ein scharfes *S* herauskommt, mit welchem schon der Star seine Leute bedeuten soll, dass er Ruhe haben möchte. Wenn man dann die Zunge gewaltsam an die Zähne anstösst, so entsteht die Lautverbindung *ST.* Wenn auch noch die Lippen für einen Moment geschlossen werden, so entsteht *PST.* Bei ungehörigem Lärm im Theater machen wir also *Pst!* oder *St!*, während der Franzose mit *Chut!*, der Spanier mit *Chiton!*, der Italiener mit *Zitto!* Silentium ansagt; die deutschen Formen scheinen die ursprünglichen zu sein, denn die alten Römer riefen wie wir: *St, st, tacete!*, und wahrscheinlich sind die Zurufe der altgriechischen Hirten an ihr Vieh: *Σίττα* oder *Ψίττα*, die man jetzt noch hören kann, von Haus aus Scheucherufe. Wesentlich ist offenbar der Doppelkonsonant *ST*, und ich frage, ob er nicht deutlich an die indogermanische Wurzel *STA* anklingt, welche *stehen* bedeutet und eben in unserem deutschen *stehen* steckt? — Unsere Vorfahren sagten nicht *stehen*, sondern *stân*, dieses Verbum hat erst unter dem Einfluss des Zeitworts *gehen* seine Lautgestalt geändert. Wie die Wurzel *I:* gehen und *SAD:* sitzen bedeutet, so bedeutet also die Wurzel *STA:* stehen, und die Wahl dieser Laute scheint mir keine unglückliche gewesen zu sein, denn wird nicht in *STA* die Dauer des *S* durch die Tenuis *T* gewissermassen angehalten und in ihrem Laufe gehemmt? Das englische *Stop!*, das man vergleichen kann, verdankt doch seine allgemeine Verbreitung sicherlich seiner treffenden Nachahmung. Kurz, in der Lautverbindung *ST*, voller *PST*, liegt für das Ohr etwas Hemmendes, Stillstandgebietendes, und diesen Begriff des Stillstehens malen wir ebensowohl, wenn wir mit einem *St!* zur Ruhe mahnen, als wenn wir auf deutsch sagen: *meine Uhr steht.*

Pst! höre ich rufen. *St, st, tacete!* Wollt Ihr hier über den Ursprung der Lautsprache philosophieren? Wir sind hier bei der Sprache ohne Worte, und die indogermanischen Wurzeln gehen uns nichts an! *Ohe, jam satis est!* — Ver-

zeihung, meine Herren. Es war nur so hingeworfen. Es war selbst nur eine *Interjektion* in unserer geordneten Rede über die Sprache der Mienen und Geberden; und eine gelegentliche Lebensäusserung, veranlasst durch den Reiz derartiger Untersuchungen. Denn auch die richtigen und eigentlichen, unbewussten Reaktionen stehen, sofern sie mit dem Munde geschehen, der gewöhnlichen Sprache näher als man denkt; so nahe, dass die letztere einzelnen Philosophen geradezu aus Interjektionen hervorzugehen scheint. Schon im Laufe dieses Kapitels haben wir erwähnt, wie sich das Wort *Lärm* aus *Alarm* und mittelbar aus dem romanischen Schlachtruf *all'arme! zu den Waffen!* entwickelt hat; so sind auch die Naturlaute unzähligemal substantiviert und zu Begriffen erhoben worden, die noch mehr besagen, als das abstrakte Wesen der betreffenden Interjektion. *Das Hurra* deckt sich am Ende noch mit *Hurraruf* oder *Hurrageschrei;* wenn wir aber sagen *ein Hallo machen*, so meinen wir gerade nicht, dass nur *hallo!* gerufen wird, sondern wir verstehen darunter Lärm und Getümmel überhaupt. Welch eine reiche Entfaltung ist dem Substantivum *Weh* zuteil geworden, das sich aus einem Schmerzenslaut in die Bezeichnung des Schmerzes selbst, des Unglücks, ja ganz speziell der Geburtsschmerzen verwandelt hat! — Mit dieser geringen, aber sicheren Ausbeute wollen wir uns vorläufig begnügen: selbst wenn es sich bestätigen sollte, dass die menschliche Sprache aus Lauten wie *Ah!* und *O!* entsprungen wäre und, was doch gewiss seltsam erscheinen müsste, alle Worte im letzten Grunde auf den Interjektionen beruhten, die keine Worte sind: so könnte uns das in einem Buche nichts verschlagen, das seiner Anlage nach die letzteren eben nur insofern sie das n i c h t sind, brauchen und berücksichtigen könnte.

II. Lachen und Weinen.

Darwins Prinzip der Antithese — noch wichtiger ist das Prinzip der natürlichen Übertragungen oder der psychologischen Metaphern — die ganze Psychologie steckt voll bildlicher und indirekter Ausdrücke, voll volksmässiger Gleichnisse — strenggenommen ist sie die Lehre vom Atem — alle Sprachen leiten die Vorstellung des Geistes und der Seele aus dem Begriffe des Atmens her — anderemale wird die Seele als eine Art zweiter Leib oder als ein Tierchen vorgestellt — das Zeugen und das Erkennen — äusserliche Vorarbeiten werden für die nachkommende Seelenthätigkeit genommen — die Menge geht über die äusserlichsten und unwesentlichsten Erscheinungen des Seelenlebens nicht hinaus — hiernach begreifen wir, wie die Natur selbst geistige Zustände als solche nicht begreift — alle Geheimnisse seines Haushalts schwatzt der Organismus nach Einer Leier aus — erste Stufe: die Reaktion erfolgt auf einen sinnlichen Reiz — zweite Stufe: die Reaktion erfolgt auf die blosse Vorstellung des Reizes, zum Beispiel bei der Furcht — dritte Stufe: die Reaktion erfolgt auf allgemeine Störungen hin, welche unter dem Bilde eines lokalen Reizes angeschaut werden — die physischen Reize liefern das *Tertium Comparationis* — das Weinen und das Lachen: handgreifliche psychologische Metaphern — selbige Metaphern sind neue, aber unbewusste Kundgebungen der Natur und Elemente der Sprache ohne Worte.

Unter den Prinzipien, auf welche Darwin die Mimik der Tiere und des Menschen zurückzuführen sucht, figuriert an zweiter Stelle das Prinzip der Antithese, demzufolge bei entgegengesetzten geistigen Zuständen auch die entgegengesetzten Muskeln in Aktion gesetzt werden. *Der Hund schmiegt sich, wenn er schmeicheln will, weil er sich streckt und steift, wenn er sich zum Kampfe vorbereitet; die Katze steift sich dagegen zum Liebkosen, weil sie sich duckt und schmeidigt, wenn sie angreifen will.* Wir wagen einem so grossen Naturforscher nicht zu widersprechen; nur scheint uns noch vor besagter Antithese ein anderes Prinzip zu kommen, das von der grössten Wichtigkeit für das Verständnis der Mienensprache ist: das Prinzip der natürlichen Übertragungen oder der psychologischen Metaphern. Ehe der tierische Organismus in seinem dunkeln Drange auf den Gegensatz verfällt, überträgt er, was ihm zustösst und was er gleichsam nicht verstehen und nicht bewältigen kann, instinktiv

auf einen lokalen Reiz, auf den er in normaler Weise reagiert, ohne dass derselbe thatsächlich eingetreten wäre, um das verlorene Gleichgewicht herzustellen — gewiss eine ganz merkwürdige Manier, dem Störenfried beizukommen. Aber sie stimmt mit der elementaren Psychologie und der gesamten kindlichen, bildlichen Weltanschauung des Volkes überein, durch die eine und dieselbe urwüchsige Naturpoesie hindurchweht.

Im Menschenhirne malt sich die Welt anders, als sie ist und als sie der Philosoph zu konstruieren sucht. Bunter, farbenreicher, einfacher malt sie sich. Wo der Naturforscher nur Schwingungen einer den Raum erfüllenden, dünnen und elastischen Flüssigkeit sieht, sehen wir *Licht* und *Farben;* wo nach der Lehre vom Schalle eine Saite gestrichen wird, die gestrichene Saite in mehr oder weniger schneller Bewegung hin und her schwingt, ihre Bewegung der umgebenden Luft und durch diese unserem Ohre mitteilt, hören wir einen wundervollen *Ton.* Einen See voll Bakterien halten wir für ein *Glas Wasser,* und Pilze, die auf Speisen und Getränken vegetieren, nennt die Hausfrau *Schimmel.* Ein Haufen ausserordentlich kleiner Teile, die nur darum so fest aneinanderhaften, weil sie auf einander eine Anziehungskraft ausüben, erscheint uns als ein *Stück Eisen* — eine Anhäufung kleiner loser Quarzkörner und Glimmerblättchen ist uns *Sand* — die chemische Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Sauerstoff der Luft erscheint uns als eine *Flamme* — ein Bewegungszustand der Moleküle ist uns *Wärme.* Dunkle Kräfte, Modifikationen einer einzigen Grundkraft, von der nicht ein Minimum im Weltall verloren geht, verwandeln wir in *Stoffe,* und Bilder, die nichts als Gesichtsempfindungen sind und die wir erst nach aussen projizieren, legen wir in Raum und Zeit, in Natur und Geschichte glänzend auseinander und machen daraus, was *Welt* heisst. Auf geistigem Gebiete entfernen sich die populären Vorstellungen von der Natur eines Gegenstandes, der gar nicht in die Sinne fällt, noch mehr.

Die Psychologie, wie sie das Volk versteht, sieht eher nach allem andern aus, als nach einer Seelenlehre, ja, ohne es zu wissen und zu wollen, nimmt die Wissenschaft selbst die hahnebüchenen Metaphern und die unzutreffenden Umschreibungen der Menge in ihre Terminologie auf, sie kann sich derselben gar nicht entbrechen. Eine wissenschaftliche Psychologie ist noch zu schreiben, denn der Begriff *Psychologie* selbst ist eine Konzession an volksmässige Anschauungen. Auch der Laie fühlt wohl, dass das griechische Wort *Psyche* darin steckt, was heisst das aber eigentlich? — Hauch oder Atem. Die Psychologie ist, streng genommen, die *Lehre vom Atem.* Alle Sprachen leiten aus den sinnlichen Begriffen des Wehens, Hauchens, Blasens und Atmens die Vorstellung des Geistes und der Seele her, indem sie sich stufenweise vom Atem zum Lebensodem, vom Lebensodem zum Leben, vom Leben zur Seele als der Trägerin des Lebens erheben. *Und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase.* Sämtliche hebräische Worte für *Seele: Rucha, Nefesch* und *Neschamah,* bedeuten ursprünglich Atem und Wind, genau so wie unser *Geist* und das lateinische *Spiritus;* denn hinter *Geist* steht ein Stamm für hauchen, wehen, blasen, wie *spirare* hinter *Spiritus* und wie *πνεῖν* hinter *Πνεῦμα.* Das lateinische *Animus,* Geist, und das griechische *Ἄνεμος*, Wind, sind eins: im Griechischen hat sich die physikalische Bedeutung erhalten, während im Lateinischen die psychologische überwog, gerade umgekehrt wie bei *θυμός*, Mut, und *Fumus,* Rauch; auch diese beiden Worte sind identisch, das lateinische *F* entspricht dem griechischen *θ*, wie *Theodor* bei den Russen zu *Feodor* und wie das *th* im Munde der Engländer zu *f* wird. Es ist demnach ganz und gar folgerichtig, wenn unsere Vorfahren, den *Spiritus sanctus* übersetzend, gelegentlich *heiliger Atem* sagten: eine zeitlang schwankte die althochdeutsche Kirche zwischen *âtum* und *geist* für den heiligen Geist, erst allmählich gewann *Geist* die Oberhand, so dass *âtem* im Mittelhochdeutschen die abstrakte Bedeutung nicht mehr

hat. Bei *Geist* erlosch umgekehrt die sinnliche Bedeutung. Und so ist also auch *ψυχή* eigentlich soviel wie Hauch und Atem, verwandt mit dem Verbum *ψύχω*, hauche, kühle, und mit unzähligen Worten, die *kühl* und *kalt* bedeuten, denn man kühlt ja die heisse Suppe, indem man auf sie bläst, und dem Kinde, das sich die Finger verbrannt hat, sagt man, es solle darauf blasen. *Psychologie* ist eine erste Konzession an den Verstand der Laien, die der Philosoph machen muss, heisse er Herbart oder Leibniz.

Und es gibt viele solcher Konzessionen! Ist etwa unser *Seelenlehre* entsprechender? Das Wort *Seele* wird von Grimm mit *See* zusammengebracht und als die bewegende, wogende, flutende Kraft gedeutet. Die Seele soll die *bewegliche* sein, wie die See die bewegte Wassermasse ist. Diese Deutung will, wie so manche andere, nicht recht befriedigen; am ersten würde sie noch auf das Blut passen, von dessen Begriffe sich zu dem des Lebens und der Seele gelangen lässt, wie von dem des Atems. Und wie hinwiederum *Blut, ein junges Blut, a blood* in unserer und der englischen Sprache nicht selten den ganzen Menschen und das lebende Wesen selbst bezeichnet, so sagen wir auch gern *Seele* für die Person, ohne dass dabei eine bestimmte Beziehung auf die Lebenskraft hervorzutreten braucht; wir sagen: *Du gute Seele! Geh, liebe Seele! Eine Gemeinde mit zehntausend Seelen* u. s. w. Dies führt weiter dazu, die Seele als eine Art zweiten Leib zu fassen, der im ersten Leibe steckt, wie dieser in den Kleidern: sie ist ein *Geistleib* oder ein *Astralleib,* wie die Spiritisten sagen, oder, wie die Griechen sagen, ein *Menschenbild* (*Εἴδωλον*). Vergleicht doch Luther sinnig, nur ein wenig gar zu anschaulich den menschlichen Geist mit dem Portemonnaie in der Hosentasche: *was in Hosen und Wams steckt,* sagt er, *Fleisch und Blut, ist von der Welt, der Geist aber ist das kleine Beutelein, da Patengeld, ungarisches Gold inne liegt.* Solche Anschauungen haben in der Kunst einen monumentalen Ausdruck gefunden. Das Mittelalter über bediente man sich, um eine Seele darzustellen, fast

regelmässig einer kleinen nackten menschlichen Figur, sagen wir eines Kindes, das bald, ins Leichentuch gewickelt, von Engelshänden zum Himmel emporgetragen wird, bald auf seinen eigenen Füssen in die mandelförmige Glorie eingeht, welche die ewige Herrlichkeit bedeutet. Verliess die Seele gerade den Körper, so malte man wohl eine kleine Menschenfigur, die unten wie eine Eidechse in einen Schwanz auslief und damit aus dem Munde des Sterbenden hervorkroch, um hier, je nachdem, von einem Engel oder von einem Teufel in Empfang genommen zu werden — die beiden Schächer von der Kreuzigung Christi gaben hierzu eine schöne Gelegenheit, vergleiche *Revue archéologique* 1844/45. deuxième partie, p. 513, 514). Aber die rohe Bildlichkeit früherer Zeiten gefiel sich nicht bloss, kleine Menschen, sondern auch kleine Tiere in den Menschen hineinzuthun: Schmetterlinge, Insekten, Vögel, Eidechsen, Wiesel, Mäuse — aus dem Munde der sterbenden Sancta Reparata sieht man auf Abbildungen eine weisse Taube zum Himmel emporfliegen, und man erinnert sich an den Traum des Frankenkönigs Guntram, der auf der Jagd sein Haupt auf das Knie seines Stallmeisters legte und einschlief, worauf aus seinem Munde eine Maus hervorsprang (vergleiche Seite 64 ff.). Auch diese phantastischen Vorstellungen haben in der Sprache Boden gewonnen; oder reden wir nicht tagtäglich von *Grillen*, von *Schnaken* und von *Mucken?* Beruht nicht das französische *Caprice* und das italienische *Capriccio* auf einem Vergleich der menschlichen Launen mit den unerwarteten Sprüngen einer Ziege? — Der Mutwille, die Unruhe, der beständige Trieb, den Ort zu wechseln, ist ein Hauptmerkmal der Ziege, italienisch *Capra.* Darum haben die Italiener unsere wunderlichen Einfälle und alles, was wir Unvernünftiges und Unüberlegtes thun, gleichsam *Ziegerei* genannt: ungefähr dasselbe bedeutet das italienische *Ticchio,* welches aus unserem *Zicke* entstanden ist, während man in Frankreich auch sagt: *cette femme a des rats dans la tête.* Wer dagegen recht hochmütig ist, von dem heisst es, er

habe einen *Wurm* oder einen *Spatz*. Ja, wie stellen wir uns am Ende die Seele Gottes vor? Nicht abermals als einen Vogel, und zwar wie bei der heiligen Reparata als eine Taube, das Sinnbild der Reinheit? Mit ausgebreiteten Flügeln schwebte der Geist Gottes auf dem Wasser, gleich als eine Taube fuhr der heilige Geist vom Himmel herab und kam über den getauften Jesus, eine Taube sitzt Papst Gregor dem Grossen auf der Schulter und flüstert ihm göttliche Geheimnisse ins Ohr. Und an alle diese kindlichen Versuche, das Unsichtbare zu verkörpern, muss die wissenschaftliche Psychologie Konzessionen machen.

Sie kommt aus den Konzessionen gar nicht heraus! Denn da die wahre Thätigkeit der Seele nur geahnt, aber nicht angeschaut werden kann, hat das Volk auch gar keine Ausdrücke dafür erfunden, sondern es behilft sich mit halben Bezeichnungen und unangemessenen Bildern. Um über psychologische Vorgänge halbwegs korrekt zu schreiben, wäre eine ganz neue Terminologie vonnöten, denn die, welche die Sprache bietet, sieht einer Fabel ähnlich. Wir reden wie die Blinden von der Farbe; unsere Ausdrücke sind entweder bildlich oder zum mindesten indirekt. Zwischen den Begriffen des Erkennens und des Zeugens, zwischen den Wurzeln *GNO* und *GEN* findet in den indogermanischen Sprachen ein unverkennbares Verwandtschaftsverhältnis statt, obgleich sie bereits in der Urzeit unterschieden worden sind. Als vermittelnden Begriff betrachtet man bald den des Keimens, bald den des Kommens; vielleicht aber bedarf es dieser Vermittelung gar nicht. Unser *können* ist eigentlich so viel wie *wissen*, diese Begriffe tauschen sich ja auch in anderen Sprachen aus: *ich kann tanzen* entspricht auf das genaueste dem französischen *je sais danser* oder dem italienischen *so ballare*. Erst später entwickelte sich aus dem *Wissen* die Bedeutung des *Vermögens*. Indessen ist *ich kann* eigentlich kein Präsens, sondern ein Perfektum, nämlich ein sogenanntes starkes Präteritum, anolog den Formen *ich sann*, *ich begann*, *ich ent-*

rann: das Perfektum *ich kann* setzt ein Präsens *kinnen* voraus, welches *kinnen* etwa dem lateinischen *noscere* zu vergleichen wäre, so dass *ich kann* dem lateinischen *novi* gleichsteht. Das Zeitwort *kinnen* nun hatte wiederum ursprünglich die Bedeutung *erzeugen, ich kann* hiess: *ich habe erzeugt. Ich kann ihn*, durfte etwa ein Vater von einem natürlichen Sohne sagen, wenn es galt, ihn als erbberechtigt hinzustellen; *ich kann ihn* war soviel wie *ich bin sein Vater,* und dies soviel wie *ich kenne ihn, ich erkenne ihn an. Ich kann ihn* durfte auch die Mutter im gleichen Falle sagen, dann war es soviel wie *ich habe ihn geboren.* Aus der Anerkennung eines Kindes wäre demnach der Begriff aller Kenntnis überhaupt hervorgegangen, und es unterliegt ja keinem Zweifel, dass die Kenntnis, welche Vater und Mutter von ihrem Kinde haben, die allerstärkste und die allerbeste ist, sintemal dem Volksglauben nach dem Vater und dem Sohne, wenn sie sich unbekannterweise küssen, sogar die Nase blutet und das Mutterauge den Wandersmann am ersten wiederzuerkennen pflegt. Bei dem lateinischen *considerare,* welches eigentlich die Sterne *(Sidera)* betrachten heisst, ist ein beschränkter Begriff in ähnlicher Weise verallgemeinert worden. Lassen wir diese Genesis des Begriffes gelten, so steht also *ich kann* so ziemlich auf derselben Stufe wie *ich weiss*, welches abermals ein uraltes Perfektum ist und eigentlich *ich habe gesehen* bedeutet, entsprechend dem *vêda* des Sanskrit, dem griechischen *οἶδα* und dem lateinischen *vidi,* nur dass das Erzeugthaben eine noch entferntere Ursache des Wissens ist als das Gesehenhaben. Aber hier wie dort wird nicht das Wissen selbst, sondern ein Erlebnis angedeutet, welches zum Wissen geführt und den Zustand der Wissenschaft möglich gemacht hat; *ich kann* und *ich weiss* sind blosse Voraussetzungen des Wissens. Und das nenne ich einen indirekten Ausdruck.

Aber diese Mode, äusserliche Vorarbeiten für die nachkommende Seelenthätigkeit zu setzen, beherrscht die ganze Psychologie. Wir sagen, dass wir uns etwas *vorstellen,* eine

Meinung *verstehen*, eine Sache *begreifen*, eine Geschichte *überlegen*. Dergleichen Ausdrücke sind nicht gerade bildlich, aber sie machen Thätigkeiten namhaft, die bloss Mittel zum Zwecke sind, und verlieren die Funktionen der Seele über Präliminarien, die auf ein exaktes Wissen abzielen, ohne das Wissen selbst zu sein. Das Leben und Treiben unserer Seele ist den Menschen ein Geheimnis, sie haben Worte für alles, wodurch das Denken vorbereitet wird, aber sowie sie an die Grenze des unentdeckten Landes kommen, geht ihnen der Atem aus. Sie haben den guten Willen, vom Geist zu reden, aber sie tappen wie im Finstern; sie möchten fliegen und können nicht. Wenn ich mir einen Stuhl vorstelle, wenn ich ihn vor mich hinstelle, so dass ich ihn recht genau sehen und mir seine Konstruktion einprägen kann, so ist das ganz zweckmässig und ganz im Geiste der empirischen Naturforschung. Aber ich hole den Stuhl doch nur deshalb, um ein Bild von ihm in meine Seele zu bekommen und um mir den Stuhl innerlich vorstellen zu können. Wie? Was ist das? Muss ich hier wieder *vorstellen* sagen? — Freilich; für die stille Funktion der Seele oder des Gehirns, kraft deren eine Anschauung reproduziert wird, fehlt uns eben jegliches Verständnis, wir kommen wie Blödsinnige immer wieder auf das materielle *Vorstellen* zurück. Oder was heisst das: *ein Ding verstehen?* Doch wohl dasselbe, was das griechische ἐπίσταμαι besagt — dass wir durch das Hintreten vor ein Ding und durch langes Stehen vor demselben, dass wir dadurch dem Dinge auf den Grund kommen — wie wir ja auch sagen: *hinter etwas kommen*. Jeder Forscher *steht* in diesem Sinne lange und prüfend vor seinem Gegenstand, bis er ihn endlich *versteht* — aber es ist doch kläglich, dass wir in der Sprache den Anfang für das Ende und das elementarste Vorstudium für die Blüte der Erkenntnis halten. Wir *überlegen* uns eine Geschichte, das heisst, wir wenden sie um und um, drehen sie hin und her, wie ein Stück Kattun, das wir kaufen wollen und von dem wir eine Seite über die andere legen.

Es ist wirklich das, was etwa bei der Prüfung eines Planes zu geschehen pflegt, aber das Geistige daran, das Hin- und Herschwanken der Seele, entgeht uns, es klingt, als ob wir leblose Automaten wären. Und so *begreifen* wir die Wahrheit wie Isaak seinen Sohn, wir *erfassen* sie wie einen Zipfel, wir *erwägen* sie wie ein Pfund; *penser* und *peser* ist im Französischen identisch, das eine wie das andere kommt von dem lateinischen *pensare,* welches selbst schon die doppelte Bedeutung des Wägens und des Abwägens oder Erwägens hat.

Neben solchen halb bildlichen Wendungen gehen die allgemeinsten, ungenauesten und vagsten Ausdrücke nebenher, Ausdrücke wie *erinnern* — *empfinden,* das ist entfinden — *vergessen,* das ist verlieren, das Gegenteil zu dem englischen *to get,* erhalten — wahrscheinlich bedeutet auch das lateinische *oblivisci* einfach *verloren haben,* nicht ein Ding auf der Tafel des Gedächtnisses ausstreichen oder überstreichen, wie etwas Geschriebenes *(oblinere).* Es steht schlimm um die Psychologie: der Philosoph hat hier alles, alles neu zu machen, er verkündigt wie der Apostel Paulus einen unbekannten Gott, er erzählt von einer Seele, von der das Volk so gut wie gar nichts weiss. Man darf das noch keinen Materialismus nennen, denn der Materialismus hat doch wenigstens ein Gehirn, während sich die Psychologie des Volkes um das Gehirn nicht viel mehr als um eine unkörperliche Seele kümmert. Sie geht über die äusserlichsten und unwesentlichsten Erscheinungen des Seelenlebens nicht hinaus und sie spricht noch eher von einem *Herzen* und von einem *Eingeweide,* als von einem *Gehirn.*

Und nun wird der geneigte Leser genügend vorbereitet sein, um das zu vernehmen, worauf wir eigentlich hinauswollen. Die Natur selbst scheint sich in Metaphern zu gefallen und über grobsinnliche Ausdrücke nicht hinwegzukommen. Ich sage, scheint: denn was wir Natur nennen, ist doch nur Wirkung einer dunkeln Phantasie, die unser Wesen leitet. Aber was es auch sei, die Thatsache steht

fest, dass nicht bloss die volkstümliche Psychologie die Erscheinungen des Seelenlebens ganz verballhornt, sondern dass auch unser eigner Körper, wenn er auf diese Erscheinungen reagiert, ausnehmend ungeschickt ist und unter seinem Gegenstande bleibt. Ich meine die Reflexerscheinungen, die durch gewisse Empfindungen und Gefühle hervorgerufen werden, wie Lachen und Weinen.

Alle unsere Thränen, Seufzer, Schreie und Jauchzer sind Reaktionen, die auf Reize zu erfolgen pflegen. Auf Reize, die von aussen an uns herantreten und wie kleine Feinde den Organismus aus seiner Ruhe aufstören. Um ein einfachstes Beispiel anzuführen: wenn uns etwas ins Auge gekommen ist, so fängt es an zu thränen. In diesem Falle ist die Reaktion eine natürliche und zweckentsprechende; denn unsere Thränen haben die Bestimmung, den Augapfel zu reinigen und die Mücke oder was uns sonst belästigt wieder hinwegzuspülen, wie man bei Häfen die Schleusen öffnet, um Versandungen wegzuspülen. Bekanntlich weint der Mensch in geringem Masse beständig, indem fortwährend Thränen abgesondert werden, um die Oberhautschüppchen von der Bindehaut und Hornhaut wegzuspülen und die letztere durchsichtig zu erhalten.

Aber die Erfahrung lehrt, dass eine reale Ursache nicht immer vorzuliegen braucht, um die Reaktion auszulösen: oft genügt die blosse Vorstellung der Störung. Man erzählt von einem Schüler Boerhaves, der alle Krankheiten der Klinik selbst bekam und die Medizin an den Nagel hängen musste, weil er einen solchen praktischen Kursus nicht aushalten konnte. Wir alle haben etwas von diesem Studenten, denn unsere Einbildungskraft wirkt Wunder, wir schlagen uns mit Hirngespinnsten und Phantasiebildern herum. Die Furcht erbleicht lange vor der Schlacht*) und

*) Sie thut auch noch etwas anderes, wie alle Soldaten wissen. Bei grossem Schrecken erschlaffen die Schliessmuskeln des Afters, es erfolgen unwillkürliche Entleerungen von Harn und schlechtbereiteten Fäkalstoffen, die besonders übel riechen. Plutarch erzählt das von Aratus (Kapitel 29), Descuret

die Keuschheit errötet bei einem Wort. Nehmen wir an, Heine habe im Traum geweint, weil ihm träumte, dass ihm etwas ins Auge gekommen sei. Die Phantasie ist wahrlich eine verhängnisvolle Gabe, die unsere Schmerzen verdoppelt und verdreifacht, steigert und verlängert.

Was werden wir nun sagen, wenn dieselbe Maschine nicht bloss auf die Vorstellung der natürlichen Störung, sondern auch auf ganz und gar andere, allgemeine Eingriffe, auf schwere Verluste und Unglücksfälle in der alten Weise reagiert, als ob sie nur lokale Schmerzen hätte? Wenn unser Auge, sonst nur gewohnt, bei Anwesenheit eines Stäubchens oder einer Mücke zu schmelzen, bei einer Hiobspost überfliesst,

> wie Arabiens Bäume thaun
> von heilungskräft'gem Balsam? —

Was werden wir sagen? — Dass es eine neue Gelegenheit ist, sich zu verraten, sich kundzugeben, dem Beobachter die innersten und unsichtbarsten Vorgänge zu erschliessen.

Unsere Thränen sind ein handgreiflicher Beweis für die absolute Unfähigkeit des Menschen, in Sachen der Psychologie über die nächstliegenden sinnlichen Eindrücke hinauszukommen. Wir können sie Metaphern nennen, die sich von Generation zu Generation forterben und gleich wirklichen Metaphern nachgesprochen werden; aber sie verraten doch weniger den Erfindungsgeist als die Furcht des Organismus, sich in etwas Höheres hineinzudenken. Die Thräne, nach dem Worte des Dichters

> dem Menschenangesichte
> So lang er lebt, ein köstliches Geschmeide,
> In dessen feuchtem Wunderglanz sich gerne
> Der Himmel spiegelt und der Glanz der Sterne,'

---

vom Marschall Luxembourg (*Médecine des passions*, Band II, Seite 64), der Simplicissimus (Ende des I. Buches) und Casanova (*Mémoires*, Tome III., Chapitre 3) von sich selbst. Auch das Hermelin ergiesst in der Angst eine stinkende Feuchtigkeit aus den Schwanzdrüsen. Daher der derbe Ausdruck für einen Feigling: *Hosenscheisser*. Läuft das nicht auf eine Verteidigungsmassregel der Natur hinaus?

ist doch nur ein Tropus des in uns wirkenden Lebensgeistes, der ein grosses, persönliches Leiden lokalisiert, weil er es nicht anders fassen und fühlen kann. Man wende nicht ein, dass das Weinen in Leid und Freude eine rein mechanische Sache sei, weil der Thränenapparat durch Nerven in so naher Beziehung mit dem Gehirne stehe, dass durch Gemütseindrücke leicht eine vermehrte Absonderung und ein Überlaufen der Thränen über die Augenränder zustandekomme; warum würde denn da bei anderen heftigen Gemütseindrücken nicht geweint? Nein, nein, dahinter steckt eine naive Poesie. Von dem Geiste, der in uns wohnt, der wohl im Traume Dornen und Skorpione daraus macht, wird der Schmerz gleichsam in ein Stäubchen übersetzt, das ins Auge gekommen ist: der Organismus versucht es beinahe kindisch hinwegzuspülen. Ich weiss nicht, ob es wahr ist, dass auch gewisse Tiere, Hirsche, Seehunde und Delphine im Todeskampfe weinen und ohne Laut, aber mit einer Thräne im Auge zusammensinken: beim Homer weinen bekanntlich die unsterblichen, von Weltschmerz ergriffenen Rosse des Achill. Das würde nur beweisen, dass diese edlen, menschenfreundlichen Geschöpfe auch unsere Sprache reden. Und wie merkwürdig! Sobald der Schmerz zu gross, zu furchtbar und unerwartet ist, versagt unsere Bildlichkeit und der Geist steht gleichsam eine Weile still: das Lachen ist uns nahe: wir vermögen es nicht nach unserer Art zu fassen, wir könnens nicht überwinden. Wenn wirs können, fliessen auch die Thränen.

Dieses Prinzip der psychologischen Metaphern, deren Wahl von lokalen Nerveneinflüssen abhängen mag, ist für das Verständnis des organischen Haushalts von der höchsten Wichtigkeit: auf ihm beruhen alle Naturlaute und Lebensäusserungen, die durch mehr als bloss physische Reize hervorgerufen werden. Die physischen Reize liefern das *Tertium comparationis.* Wie wir den Schmerz beim Weinen in eine materielle Störung des Auges übersetzen, so sehen wir ihn ein andermal unter dem Bilde einer drückenden

Last, ein drittes Mal unter dem Bilde eines Feindes, den wir erweichen, ein viertes Mal unter dem Bilde eines drohenden Ungeheuers an, das wir verscheuchen wollen. Der Mensch seufzt von Natur, wenn ihm ein wirklicher zentnerschwerer Stein die Brust beklemmt und die Lunge am Atmen hindert; er seufzt aber noch viel öfter aus Kummer oder aus Liebesschmerz, der ihm *wie ein Stein* auf dem Herzen liegt. Der Mensch klagt und jammert von Natur, um einen grausamen Gegner zum Mitleid zu bewegen und ihn durch die rührenden Laute umzustimmen; er klagt aber auch am Sarge eines Toten, wo kein Gegner zu sehen ist, indem er sich an das unerbittliche Schicksal wendet. Der homerische Krieger schreit, wenn er auf der Walstatt vom Speer getroffen wird — er will gleichsam den Feind durch seinen lauten Schrei erschrecken und verjagen; aber wir alle schreien auf, wenn uns eine furchtbare Nachricht überrascht, als verfolgte uns Diomedes. Es ist dieselbe Manier, mit der wir in der Freude und Verwunderung die Hände zusammenschlagen, weil wir uns des unverhofft kommenden Wunders erwehren wollen. Weshalb steckt ein Bauernkind, wenn es einen Fremden erblickt, seinen Finger in den Mund und verbirgt sich hinter der Schürze seiner Mutter? Weshalb kratzt sich der Verlegene am Kopfe oder mit dem Rücken der rechten Hand die Bartstoppeln gegen den Strich? Weshalb räuspert er sich, weshalb kaut er an der Feder, weshalb dreht er sein Taschentuch um und um? — Luther wischte, wenn er in Erörterungen kam, wie der Japaner beim Grusse, mit der Hand über seine Knie, dieser Gestus war ihm eigen — Turgenjews Markeloff stiess bei derselben Gelegenheit den Zeigefinger vor sich hin. Überall die Tendenz, den unsinnlichen Reiz zu versinnlichen, gleichsam verständlich zu machen und nun dagegen zu reagieren: wie Schulmeister halten wir uns an das Konkrete, um dem Abstrakten beizukommen.

Wie ein Vogel, dem die Flügel gebunden sind, fällt die Seele immer wieder auf die Erde und in die Sinnlich-

keit zurück. Wir möchten Gott und die Welt anklagen, und wir weinen; wir möchten einen guten Einfall haben, und wir kratzen uns am Kopfe; wir lesen die Knallerbsen, und wir *sollen und müssen lachen.* Wir lachen nach einer Bemerkung des Aristoteles nicht vor dem vierzigsten Tage unseres Lebens; aber wenn wir es dann können, so thun wir es nicht, ohne sozusagen einen Kitzel des Gedankens zu empfinden — ein ebenso gewöhnliches wie lehrreiches Beispiel psychologischer Übertragungen. Über unsere Achselhöhlen oder über die Fusssohlen läuft ein sonderbarer Reiz, eine leicht hinstreichende Berührung, die, wechselweise hervorgebracht und unterbrochen, zwischen Sein und Nichtsein gewissermassen schwankend, die Empfindungsnerven neckt und das Zwerchfell erschüttert. Einen analogen Reiz ruft im Verstand das Lächerliche hervor, indem es ihn fast gleichzeitig aufrichtet und niederdrückt und aus dem Gefühl seiner Überlegenheit unversehens in das Gefühl seines Nichts überspringen lässt. Sei es, dass die Natur durch Zufall das Widersprechende verknüpft; sei es, dass der Witz wie ein gewissenloser Priester jedes ihm vorkommende Pärchen traut: immer sind wir für einen Augenblick die Düpen des Spassmachers — aber unmittelbar darauf durchblitzt uns etwas wie unsere eigene Ungereimtheit — wir versuchens noch einmal und gehen abermals in die Falle, dann besinnen wir uns wieder — so werfen wir unsern Irrtum gleich einem Balle in die Höhe und fangen ihn wieder auf, um ihn abermals auszuwerfen; bis wir dann, gleichsam im Gehirn gekitzelt, zu lachen anfangen, halb über die eigene, halb über die fremde Dummheit — zu lachen wie Lear oder wie Hannibal in ihrem gerechten Schmerze. Nur muss uns hierbei die Wahrheit aufgehen wie ein Licht; darum lachen wir nicht, wenn wir in dem alten Kasten der Schule langsame und regelrechte Fortschritte auf der Strasse der Erkenntnis machen, aber wohl, wenn wir uns des Abends mit den Gästen im Schaukelstuhle wiegen, die Geister, die Wortspiele, die guten Witze,

die *Puns* und die *Quibbles* wie Raketen aufeinanderplatzen und die Nasenflügel sich heftig bewegen, weil alles Schelmerei treibt.

Vielleicht dass man da auch einmal die psychologischen Metaphern des Menschen zum Lachen fände. Er gleicht dem Papierdrachen, der nur soweit steigt, als der Bindfaden in der Hand des spielenden Knaben reicht; er ist wie ein Fisch, der sich höchstens auf einen Augenblick über den Spiegel des Wassers emporzuschnellen und den wahren Himmel und die wahre Erde im Fluge zu sehen vermag, aber gleich wieder untertaucht;

> Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
> Wie eine der langbeinigen Cicaden,
> Die immer fliegt und fliegend springt
> Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt! —

Es ist das alte Liedchen von den Sinnen, von sinnlichen Reizen, von sinnlichen Erfahrungen, von sinnlichen Thätigkeiten, das kein Wort für die Seele hat.

Wer darf sagen, er glaube an keine Seele? Sie verbirgt sich wie ein Künstler hinter ihrem Werk! Aber *spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.*

III. Der Kuss.

Wie Lude sich die Weltsprache denkt — er kann sich auf Shakespeare berufen — nachdem wir gesehen haben, dass die natürlichen Mienen und Geberden auf bestimmte Reize hin erfolgen, müssen wir nach dem Grunde fragen, der uns treibt, diese Reize hervorzubringen — dieser Grund ist das Gefühl, das uns eine Person einflösst — jedes Gefühl hat wieder seine spezifischen Geberden, zum Beispiel die Liebe den Kuss — das Präludium des Beischlafs — die geschlechtliche Liebe ist egoistisch und hat wenig von der wahren Liebe, die selbstlos und nur auf das Wohl des andern bedacht ist — der Kuss ein Vorschmack und eine Probe des Beischlafs, und wie dieser ein egoistisches Vergnügen — der Küssende küsst sich gleichsam selber, wie Philine, die Kusshändchen austeilt — Übertragung des Liebeskusses auf Freunde und Verwandte — der Kuss von dem Mund auf untergeordnete Teile übertragen — seit den ältesten Zeiten grüsste man die Gestirne durch einen Kuss auf die eigene Hand — die Kusshand bei der *Adoratio* der Römer — den Göttern und Kaisern werden die Knie, die Füsse, die Kleider, die Schuhe geküsst — die drei Stufen des Kusses: der Liebeskuss der geschlechtlichen Liebe, der der Ekel; der Kuss der wahren Liebe, der der Hass; der Kuss der Hochachtung, der der Stolz und die Verachtung entgegengesetzt ist — alle drei Stufen in Christus vereinigt — eine vierte Stufe: das Küssen der Verstorbenen.

In einem Witzblatte war neulich zu sehen, *wie Lude sich die Weltsprache denkt, mit der man sich überall mündlich verständigen kann:* er küsst die Kellnerin. Lude kann sich wegen dieser Auffassung auf Shakespeare berufen, der ganz denselben Gedanken Edmund Mortimer in den Mund legt: er kann kein Welsch und versteht Glendowers Tochter nicht, während Lady Mortimer umgekehrt kein Englisch kann und Mortimer nicht versteht; da tröstet er sich damit, dass *er ja ihren Kuss und sie den seinigen verstehe, und dies doch eine gefühlte Unterredung sei* (König Heinrich der Vierte. Erster Teil. III, 1). Auch ist ja der Gedanke recht natürlich, der Kuss ein Weltwort, das überall gebraucht wird, einer unumwundenen Liebeserklärung gleich; für *lieben* und *küssen* hat die griechische Sprache nur Ein Wort (φιλεῖν). *Denn ich muss dir sagen, Sancho, falls du es noch nicht weisst, dass die Handlungen und Geberden der Liebenden untrügliche Boten sind, welche Nachricht geben von allem, was im Innersten ihrer*

Seele vorgeht (Don Quixote II, 10). Solche Liebeszeichen machen nennt der Spanier *Kokosnüsse machen (hacer cocos)*, vielleicht wie wir sagen *Lebkuchen austeilen* oder *Süssholz raspeln;* und so wird auch Nannerl die süsse Kokosnuss, die sie von Lude auf den rosigen Mund bekam, nicht missverstanden haben. Ja, wenns nur ein Kuss auf die Stirne oder aufs Haar gewesen wäre! Aber Nannerl weiss, dass so nur Freundschaft und ruhige Zuneigung und Mutterliebe küsst; die Liebe begnügt sich damit nicht. Seht doch, die Sprachkenntnisse, die sich da entpuppen! — Nur kommt uns dieser Dolmetscher des Gefühls ein wenig unvermittelt — wir sind nicht recht im Bilde — nehmen wir den Faden der Untersuchung wieder auf.

Wenn uns die Frau Gräfin die Hand reicht, so werden wir sie an unsere Lippen führen; wenn wir aber dabei in allzugrosser Zärtlichkeit zugreifen und ihr die langen, zarten Finger zusammendrücken, so schreit sie wie Aphrodite, da ihr Diomedes die Hand zersticht. Wenn die Mutter des Achilles nebelgleich aus den Tiefen des Meeres auftaucht, sich zu ihrem kummervollen Sohne setzt und ihn streichelt, gleichsam um ihm den Gram hinwegzustreicheln, wie ein unordentliches Haar: so macht sich das gepresste Herz in tiefen Seufzern und in strömenden Thränen Luft. Wenn der lüsterne Knecht die Bäurin unter den Achselhöhlen kitzelt, so lacht das verbuhlte Weib. Wenn wir die Dame unseres Herzens geistreich unterhalten, gute Witze machen, komische Gesichter schneiden, so lacht sie wiederum, weil wir sie geistig kitzeln. Ganz recht, das haben wir im Vorigen gelernt; aber wir werden jetzt gewahr, dass wir die Mienen und Geberden erst von einer Seite kennen. Wir wissen, dass einer schreit, wenn er getreten wird; lacht, wenn er gekitzelt wird — auch das wissen wir, dass dergleichen Reaktionen schon auf die blosse Vorstellung des Reizes und in übertragenem Sinn erfolgen. Aber, was treibt denn auf der andern Seite uns, zu drücken und zu treten, zu streicheln und zu kitzeln, zu herzen und zu

küssen? Der Grund, eine andere Person sanft oder unsanft zu berühren, dass der Mund verzogen und die ganze Skala der Naturlaute abgesungen wird? — Der Grund ist das Gefühl, das uns diese Person einflösst und das sie ihrerseits nicht durch einen vorübergehenden Eingriff, sondern durch die Wirkung ihrer gesamten Gegenwart in uns hervorruft, das Gefühl der Liebe und des Hasses, der Furcht und des Vertrauens; welche Gefühle nun abermals ihre spezifischen, sprechenden Geberden auszulösen pflegen, wie die Liebe den Kuss.

Wer erschöpft die vielfältige Narrentheidung der Verliebten? Ihr Äugeln und Händedrücken, ihr Hätschen und Tätscheln, ihr Patschen und Klatschen, ihr Kitzeln und Kritzeln, ihr Fingern und Umarmen, ihr Hin- und Herwiegen, ihr Aufeinanderhocken und -bocken, ihr wollüstiges Beissen und das endlose Präludium des seligen Augenblicks, wo sich die Engel, um nicht neidisch zu werden, ihre Flügel vor die himmelreinen Augen halten? — Denn was ist der kurze Sinn des Spiels der edlen Minne? — Der Beischlaf; das ganze Liebesgetändel ist nur ein Ansatz zu diesem wichtigen Naturakt — immer hitziger, immer dringender wird die geschlechtliche Näherung, immer unwiderstehlicher der Trieb, sich zu vereinigen, immer deutlicher der Zweck der, man möchte sagen, qualvollen Pantomime, die nur auf einer grausamen Begierde wie auf brennendem Durst beruht; ist derselbe endlich erreicht, so wird das Ballett für eine Weile suspendiert, bis es wieder von vorne anfängt. Ist das Liebe? — Schwerlich; denn keiner von beiden Teilen will eigentlich dem andern etwas zuliebe thun — am ersten thuen sie noch der Natur etwas zuliebe, welche die Art erhalten will; aber persönlich liegt doch nur die Absicht vor, mit Hilfe des anderen die eigene wahnsinnige Brunst zu löschen: wenigstens gilt dies für den Mann, der die Frau nur liebkost, damit sie ihn gewähren lasse — wie das Kind der Mutter schmeichelt, um einen Leckerbissen zu bekommen. Beim Weibe ist der

Geschlechtstrieb in der Regel minder heftig, und es kann wohl vorkommen, dass es sich nur aus Gefälligkeit, daneben aus Schwäche, gelegentlich aus Berechnung hingibt. Die geschlechtliche Liebe, die vorzugsweise Liebe genannt wird, hat davon gerade am allerwenigsten; das Weib, welches der Mann als solches liebt, ist für ihn nur ein kostbares Werkzeug, einen Naturtrieb, für ihn einen völlig egoistischen Trieb, zu befriedigen.

General Ollendorf, der Komtesse Laura auf die Schulter küsst, wird von ihr mit dem Fächer ins Gesicht geschlagen; jener Enthusiast, der Mrs. Bellemy angesichts des Hauses auf den Nacken küsste, erhielt gar eine Ohrfeige. Da hatten sie's; denn die echte Liebe ist schüchtern: der wahrhafte Verehrer scheut sich, den letzten Saum des Gewandes zu berühren, das seinen Engel umgibt: *Monsieur,* sagte der berühmte französische Schauspieler Lekain zu einem Debütanten, der im Feuer der Leidenschaft seine Prinzessin beim Arm ergriff, *Monsieur, si vous voulez paraître passionné, ayez l'air de craindre de toucher la robe de celle que vous aimez!* — Das macht, dass es sich bei dieser Rolle noch um die erste, zarte, unaufgebrochene Blüte der Liebe handelt, die zu beleidigen, zu kompromittieren fürchtet; dass hier noch die wahre Liebe ist, mit der die Geschlechtsliebe bisweilen anfängt, ja die auch ab und zu, das soll nicht geleugnet werden, neben der geschlechtlichen Liebe wie eine himmlische Schwester hergeht, obgleich sich die beiden Schwestern eigentlich nicht vertragen. Die wahre Liebe ist selbstlos, wie Mutterliebe, nur auf das Wohl des andern, auf eigenen Vorteil aber gar nicht bedacht, im Gegenteil imstande, sich für den geliebten Gegenstand zu opfern; der echte Liebhaber setzt den Ruf seiner Dame über Gewinnst und Wollust, und wenn er den Minnesold begehrt, so ist es ihm noch weniger um den sinnlichen Hochgenuss, als um das höchste Liebesunterpfand zu thun, das ihm von der Geliebten gegeben werden kann. Die Geschlechtsliebe nährt eine Selbstsucht, wie sie aufs beste ist; sie ist wohl auch

auf das Wohl des andern Teils bedacht, aber in keinem besseren Sinne, als wie man auf das Wohl eines schönen Reitpferdes, das man ja auch streichelt und auf die Seiten klatscht, auf die gute Erhaltung irgend eines nützlichen Gegenstandes bedacht ist: man freut sich seiner wie ein Türke seines Harems, der Verlust schmerzt uns nur um jenes Gliedes willen, das nach Salomos *Sprüchen* zu den drei unersättlichen Dingen gehört (XXX, 15).

Und der Kuss? Er verkündet den heiligen Coïtus, wie Bethlehem der Komet, doch gehört er nicht eigentlich zu dem Präludium, das wir oben geschildert haben, denn er ist nicht sowohl eine Vorbereitung zum Beischlaf, als vielmehr ein Vorschmack und eine schüchterne Probe des Beischlafs selbst,*) daher sich auch Brautleute mehr küssen als Eheleute, die's nicht mehr nötig haben; und wie der Beischlaf ein egoistisches Vergnügen. *Oscula quae Venus quinta parte sui nectaris imbuit.* Dieser anmutige Vorläufer eines grösseren Augenblicks, dieser süsse Wechsel, der auf zwei noch süssere Lippen gezogen wird, er wird doch nur von jedem der beiden Beteiligten apart genossen, so notwendig auch einer den anderen dazu braucht — sie scheinen ineinander überzufliessen, sie beissen sich, aber wenn man genauer hinsieht, so kommen doch die beiden feurigen Lebensströme, die sich im Kuss entgegeneilen, über den Damm der Lippen nicht hinaus, sondern müssen, am Rande derselben angekommen, wiederumkehren und in entgegengesetzter Richtung abwärts fluten. Eins ist nur im andern sich bewusst, und doch sind beide, wie zwei Elektrizitätsleiter, isoliert; der verliebte Knabe, der mit seiner Gnädigen Frau im Rausche seiner Liebe von vorn und von hinten schön thut, der sie nicht bloss auf den Mund, der ihr Hals und Nacken, Brust und Arme, Augen und Ohren, Taschentuch und Fächer küsst, der seiner Venus Kallipygos am

*) Bei der sogar gelegentlich in raffinierter Weise die Zunge zu Hilfe genommen wird, was die Griechen καταγλωττίζειν nannten.

liebsten ihr unsterbliches Teil ableckte — der die Fischart-sche Regel gewissenhaft befolgt:

Rucken aus Brabant, Händ von Cöln,
Den Ars aus Schwaben küsst ihr Geselln —

er küsst sich fortwährend selbst — wie Philine hundert Kusshände austeilt, die wirkliche Küsse vertreten sollen, und doch nichts anderes küsst, als die Spitzen der eigenen Finger.

Aber ein Kusshändchen kann selbst zum Ausdruck einer reineren Liebe werden. Es wird zugeworfen, so oft man in der Lage ist, einen wirklichen Kuss nicht geben zu können; also zum Beispiel auch den Göttern und den erhabenen Himmelskörpern. Seit den ältesten Zeiten grüsste man die Sonne, den Mond und die Gestirne mit einem Kuss auf die eigene Hand: *habe ich jemals meine Hand geküsst,* fragt Hiob, dem dies eine heidnische Sitte ist, im 27. Verse des XXXI. Kapitels, *wenn ich die liebe Sonne oder den Vollmond ansah?* — Diese Ehre erwiesen die Babylonier, Phönizier und Hebräer Baal; auch die alten Römer führten die rechte Hand zum Munde, wenn sie bei einem Tempel vorüberkamen. Bei der eigentlichen Anbetung oder *Adoratio**) streckten sie die rechte Hand nach dem Götterbilde aus, küssten die Hand und warfen die Kusshand leicht vorwärts geneigt und mit halbgebogenem Knie der Statue zu, worauf sie sich um und um drehten, während bei der *Oratio* oder dem Gebet die Hände einfach zusammengelegt und nach den Göttern ausgestreckt wurden, die natürliche, schon von Homer erwähnte Bittgeberde: *wir Menschenkinder alle,* sagt Aristoteles, *strecken unsere Hände gen Himmel aus, wenn wir beten* (De Mundo VI). Und zwar wird in diesem Fall

*) Ältere Etymologen haben sogar das Wort *adorare* auf die obligate Kusshand zurückgeführt und gemeint, es heisse eigentlich: *(die Hand) zum Munde führen, (manum) ad os admovere.* Dies ist irrig: *orare* hängt allerdings mit *os,* wie *jurare* mit *jus* zusammen, bedeutet aber *sprechen,* dann besonders *öffentlich sprechen (oratio, orator),* und in religiösem Sinne *zu den Göttern sprechen, beten (adorare, exorare).*

die Kusshand gewiss nicht den Kuss auf den Mund, sondern etwa den Fusskuss, das demütige Küssen des Gewandes, der Schuhe, ja des Bodens, auf dem die Gottheit steht, bedeutet haben, sintemal man auch in der Kaiserzeit, als die Sitte einriss, die römischen Kaiser wie Götter zu *adorieren*, vor ihnen niederfiel und ihnen Füsse und Knie küsste. Der Kuss ist zunächst eine Sache, die zwischen Mann und Weib ausgemacht wird; indem man sothane Geberde bei Freunden und Verwandten beiderlei Geschlechts wiederholt, ohne an etwa Geschlechtliches zu denken, wird der Kuss zum Ausdruck der Liebe und Freundschaft überhaupt; indem man sie endlich auf Körperteile überträgt, die zum Liebesgenuss gar nicht dienen, weil man sich der Liebe des Geküssten gar nicht wert erachtet und sich demgemäss an indifferente, ja untergeordnete Glieder desselben wendet, wird der Kuss zum Zeichen der Hochachtung und der Demut, die zu allermeist für den Verkehr des Menschen mit seinem Gott massgebend ist. Das Wort *Religion* bedeutet den frommen Skrupel, die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Gottheit. *Religio est, quae superioris cujusdam naturae, quam divinam vocant, curam caerimoniamque affert* (Cicero). Ein höheres, ein allmächtiges Wesen waltet über uns, bald schrecklich und bald gnädig, aber immer als ein König von unerreichbarer Majestät. Wenn wir uns jemand gegenüber klein fühlen, so ist es der Gottheit gegenüber; wenn uns ein Gedanke unwillkürlich zu Boden drückt, so ist es der Gedanke an die Gottheit. Unwillkürlich falten wir die Hände: es ist die Geberde des Wehrlosen, der den Sieger um Gnade fleht. Moses, da Jehova mit ihm redet, verhüllt sein Angesicht; er zieht seine Schuhe aus, denn der Ort, da er aufsteht, ist ein heiliges Land. Er steht, er beugt sein Knie, er wirft sich nieder und berührt mit dem Kopf die Erde, eine orientalische Sitte, die auch in der Bibel vorkommt (1. Könige XVIII, 42): noch heute beten die Juden stehend, auch die alten Griechen und Römer standen beim Gebet und erhoben beide Hände flach gen Himmel, wie

ein Redner; die ersten Christen standen ebenfalls, breiteten aber die Arme aus, um die Kreuzesform nachzuahmen. Wir alle schwören stehend und erheben die rechte Hand: *ich erhob meine Hand* ist ebensoviel, wie *ich schwur* im Alten Testament. Und bei aller Ehrfurcht küsst der Mensch seinen Gott, wenn auch furchtsam und im Staube — beim Sonnenaufgang wirft er dem ewigen Lichte eine Kusshand zu — und beim Ausbruch des Gewitters, bei krachenden Donnerschlägen spricht er:

> Wenn der uralte
> Heilige Vater
> Mit gelassener Hand
> Aus rollenden Wolken
> Sengende Blitze
> Über die Erde sät,
> Küss' ich den letzten
> Saum seines Kleides,
> Kindliche Schauer
> Treu in der Brust.
>
> Goethe, Grenzen der Menschheit.

Darnach lassen sich also beim Kusse gleichsam drei Stufen unterscheiden: auf jeder derselben verdolmetscht er ein spezifisches Gefühl, dem jedesmal ein anderes Gefühl mit anderen Geberden gegenübersteht. Die erste Stufe, die natürliche Grundlage und Quelle aller Küsse, ist der geschlechtliche Liebeskuss, diese Anticipation des Beischlafs. Er entspringt jener unerklärlichen, natürlichen Sympathie, die man im engeren Sinne Liebe nennt und der eine ebenso unerklärliche Antipathie, der geschlechtliche Widerwille entgegengesetzt ist; denselben Mann, der hier Feuer und Flamme ist, überkommt wohl dort ein derartiger Ekel, dass er ausspeit, als ob er sich übergeben müsste. Die zweite Stufe ist der Kuss der wahren, uneigennützigen Liebe, die wir oben von der sinnlichen Liebe abgesondert haben und die am reinsten in der Mutterliebe und in der Freundschaft zutage tritt. Dieser Liebe, die den geliebten Gegenstand um seiner selbst willen zu erhalten

strebt, und die an ganz anderen Früchten als an Küssen zu erkennen ist, steht der Hass entgegen, der darauf ausgeht, den Todfeind zu vernichten — wäre der Mensch nicht durch Gesetze und Herkommen gebunden, so würde er ihn in der That vernichten, vergiften, verderben, zertreten, morden oder morden lassen: Tyrannen und alle, die sich kein Gewissen daraus machen, haben dies oft genug gethan; und wenn es ihnen nicht gelang, so suchen sie den Unglücklichen wenigstens mit Blicken zu durchbohren, mit Worten zu erdolchen, mit Ohrfeigen zu traktieren, sie ziehen nur die natürliche Konsequenz des tödlichen Gefühles. Nur weil diese Konsequenz so häufig nicht gezogen, der glühende Hass zurückgedrängt und auf Umwegen befriedigt werden muss, entsteht jene düstere Miene, jene Bleichheit, jene allgemeine Magerkeit, die verhaltene Leidenschaften charakterisiert, die *Wange gelb und grün, des giftigen Neides sichtbarliche Strafe;* denn die eigentlichen Geberden des Hasses sind die Thaten; von andern Beziehungen, von einer Bildlichkeit, einer Analogie zwischen dem Gefühl und seinen Äusserungen entdecke ich ebensowenig eine Spur, wie bei der Liebe. *Les haines sont si longues et si opiniâtres*, sagt Labruyère, *que le plus grand signe de mort dans un homme malade, c'est la réconciliation.* Dann reicht man sich die Hand, und es folgt der Versöhnungskuss. Endlich die dritte Stufe ist der hochachtungsvolle Kuss, der gar nicht auf den Mund, sondern auf die Hand und den Fuss, wenn nicht, wie bei dem Teufel, auf den Hintern gegeben wird — die Hochachtung, die sich ängstlich zusammennimmt, die, wie Machiavelli bei der Lektüre der alten Klassiker, Feierkleider anzieht, die sich freiwillig verkleinert und erniedrigt, auf die Knie fällt und sich in den tiefsten aller Stäube wirft, reicht nicht bis zu den Lippen ihres Gottes, sie küsst den Saum des Kleides; ihr steht die Verachtung und der Stolz entgegen, der sich in die Brust wirft wie ein Adler, wenn er mit kühn blitzendem Auge, gesträubten Nackenfedern und halb gelüfteten Schwingen

auf seiner Beute steht und sein Siegesgeschrei ausstösst; der überall voran und durch die mittlere Thüre geht; der dem vornehmsten Mann den Rücken kehrt, und lebt er mit ihm zusammen, keine Rücksicht nimmt, sich vor ihm gehen lässt, ja, sich vor ihm, wie der Römer vor seinem Sklaven entblössen würde, denn er ist ihm Luft.

Wollen wir eine Person, die alle diese drei Stufen in sich vereinigt, so nehmen wir Christus, des Menschen und Gottes Sohn. Tausend fromme Nonnen und heilige Katharinen hat es gegeben, denen Christus ihr himmlischer Bräutigam gewesen ist und die im Traum oder in der Ekstase von ihm besucht, umarmt und geküsst worden sind, ein Liebeskuss voll wollüstigen Verlangens und voll sinnlicher Glut, wenn irgend einer sonst. Den Kuss der Freundschaft und der ruhigen Zuneigung hat Christus bei Lebzeiten empfangen und gegeben, das beweist der *Judaskuss,* der, so falsch er war, dennoch die treue Liebe des Jüngers beweisen sollte, sonst hätte er ja gar keinen Sinn gehabt. Endlich dem Erlöser, dem Sohn Gottes küsste bereits Maria Magdalena die Füsse, als sie dieselben salbte (Lucă VII, 38); und diese Ehre wird dem Heiland von seiner Gemeinde bis auf den heutigen Tag in seinen Bildern erwiesen: dem Michelangelo'schen Christus in Santa Maria sopra Minerva zu Rom sind die Zehen ganz abgeküsst, so gut wie der alten Statue des Apostels Petrus in der Peterskirche.

In der alten Kirche wurden, wie dies noch heute bei den griechischen Katholiken üblich ist, die Toten zum Abschied und zum *τελευταῖος ἀσπασμός* geküsst. Man könnte das eine letzte und vierte Stufe nennen: der Kuss der Liebe auf bleiche Lippen, die nimmermehr erwarmen — das geht noch über den demütigen Kuss hinaus, den wir einem höheren Wesen auf seinen Pantoffel geben, der aber doch empfunden und angenommen wird. *Hu! Du schiebst Deine Brote in einen kalten Backofen!* — sagte der Schatten Melissa's zu ihrem Gemahl, Periander von Korinth, als sie

ihm in dem Totenorakel am Acheron in der Landschaft Thesprotia erschien. Er hatte der Leiche des geliebten, in der Eifersucht ermordeten Weibes ehelich beigewohnt (Herodot V, 92, 7).

VI. Die Selbstbeherrschung.

Die diplomatische Miene des Tiberius, die unveränderte Miene des Marc Aurel — die Apathie der Stoiker — die alten Germanen sinken lachend in die Arme des Todes, die Indianer singen am Marterpfahle lustige Lieder — wir kaufen das Lachen und bestellen die Heiterkeit: die Sandwichmänner in Paris — im Dreissigjährigen Kriege lacht der Hauptmann nur am Sonntag, der Weltumsegler Cook lacht nur Sonnabend abends — Krokodilsthränen — die Welt ein grosses Schauspielhaus, die ganze Natur auf den Kopf gestellt — die Gewalt, welche wir über unsere Mienen und Geberden haben, äussert sich bald in negativer, bald in positiver Weise, jenachdem wir sie unterdrücken oder reproduzieren — das Reich Monomotapa niest — Unterschied zwischen dem falschen Geberdenspiel in der Gesellschaft und dem Spiel des Mimen im Theater — die Frauen überschauspielern Adrienne Lecouvreur und Rachel Félix — die Menschen wollen beobachtet werden, thuen aber so als ob sie nicht beobachtet werden wollten — wenn die Absicht, eine künstlich reproduzierte Miene sehen zu lassen, eingestanden wird, entsteht eine höhere Form der Sprache ohne Worte — Schluss des ersten Buches.

> Denn wenn mein äussres Thun je offenbart
> Des Herzens angeborne Art und Neigung
> In Haltung und Geberde, dann alsbald
> Will ich mein Herz an meinem Ärmel tragen
> Als Frass für Kräh'n. Ich bin nicht, was ich bin! —
>
> Jago in Shakespeares *Othello* (I, 1).

Tacitus kennzeichnet die künstliche, verstellte, diplomatische Miene des Tiberius mit dem treffenden Ausdruck: *Vultus jussus*, Miene auf Kommando. Der Kaiser hatte seine Gesichtszüge in seiner Gewalt, er beherrschte sie wie die Römer, sie mussten gleichsam nach seiner Pfeife tanzen. Dieser gekrönte Heuchler war das Muster eines Diplomaten der alten Schule, die es als ein Standesprivilegium betrachtete, zu lügen und zu täuschen und mit ihren Absichten hinterm Berg zu halten — Diplomaten sind immer Meister in der Kunst gewesen sich selber zu beherrschen,

erst neuerdings sehen sie ein, dass sich auch mit Offenheit und Freimut etwas erreichen lässt. Aber auch der Nichtdiplomat strebt darnach, seine Mienen und seine Geberden in seiner Gewalt zu haben: darauf beruhte die sogenannte *Apathie* der Stoiker, ihre Leidenschaftslosigkeit und Unempfindlichkeit, kraft deren sie sich nicht bloss von den natürlichen Trieben und Gefühlen, sondern auch von den natürlichen Zeichen derselben emanzipieren wollten; wenn es wahr ist, was Julius Capitolinus von einem andern römischen Kaiser, dem trefflichen Marc Aurel erzählt — dass er seine Miene niemals verzogen habe, weder in der Freude noch im Schmerz: *erat tantae tranquillitatis, ut vultum numquam mutaverit moerore vel gaudio:* so verdankte er diese unstörbare Ruhe seiner stoischen Philosophie. Und selbst unter uncivilisierten Völkern finden sich Spuren einer wilden Tapferkeit, die, weil der Natur zuwider und nur aus Trotz angenommen, immerhin als eine Art Heuchelei bezeichnet werden muss. Die homerischen Krieger haben noch geschrieen und geweint; aber von den alten Dänen heisst es, dass sie einen Krieger ehrten, der den Tod nicht fürchtete, sondern ihn lachend kommen sah. Der nordische Högni lacht, als man ihm das Herz ausschneidet; lachend stirbt Ragnar Lodbrok, der mit Schrecken in den Mönchschroniken genannte Wikingerkönig, in Britannien den Tod unter Schlangen. Auch von den amerikanischen Indianern wird erzählt, dass sie, von Kindesbeinen an gewöhnt, Schmerzen lautlos zu ertragen, am Marterpfahle unter den ausgesuchtesten Qualen schauerlich lustige Lieder sangen, des grausamen Feindes spottend. Endlich in unseren Zeiten, wo die Sitten milder geworden sind, sinken wir zwar nicht mehr lachend in die Arme des Todes, wie die Helden Odins, dafür wird die Natur in anderer Weise gemeistert und abgerichtet — man kauft das Lachen, man bestellt die Heiterkeit, um Reklame damit zu machen; und es fällt mir eben eine Gruppe Sandwichmänner ein, die man im letzten Oktober auf den pariser Boulevards sehen konnte.

Ein *Sandwichmann* ist ein armer Teufel, der mit je einer Anzeigetafel auf der Brust und auf dem Rücken wie ein belegtes Butterbrot durch die Strassen zieht; seine Heimat London. An einem schönen sonnigen Herbstsonntagnachmittag des vorigen Jahres bemerkte man nun einen Zug von etwa fünfzig solcher Sandwichmänner in Paris. Sie boten nicht den gewohnten Anblick trübselig hinschleichender, stumpfer Kopfhänger, sondern schienen allesamt von einer unbändigen Lustigkeit erfasst zu sein. Jeder hielt ein Blatt in der Hand, in dem er las oder zu lesen vorgab, und drückte auf die mannigfaltigste Weise das grösste Ergötzen aus. Der eine blieb alle paar Schritte stehen, warf den Kopf zurück und hielt sich die Seiten vor Lachen, der andere krümmte sich von einem lautlosen Gelächter geschüttelt, und schlug sich mit der Hand immerzu klatschend auf die Schenkel, der dritte machte Luftsprünge und hob beide Hände wie ausser sich in die Höhe, und so, mit beständiger Abwechselung, die ganze Reihe der Fünfzig entlang. Was bedeutete das? Waren die Leute plötzlich verrückt geworden? Hatten sie Lachgas geatmet? Nein. Die Sache war viel einfacher. Wie ein Blick auf ihre Anzeigetafel lehrte, waren sie dafür bezahlt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein neues Witzblatt zu lenken, und ihre Auftraggeber hatten den Einfall gehabt, die grossartig erheiternde Wirkung ihrer Zeitung durch Sandwichmänner mimisch darstellen zu lassen.

O, Schauspielhaus, Schauspielhaus! Wo jedermann seine Rolle spielt und die Zuschauer selber bestochen sind. Klatschen sie doch in die Hände, pfeifen sie doch, drehen und winden sie sich doch, als wären sie — nicht bezahlt! — Jedes Amt, jeder Tag hat nicht bloss seine eigne Plage, sondern auch seine eigene Miene — im Dreissigjährigen Kriege sollte der Hauptmann nach einem alten Sprichwort die Woche hindurch sauer sehn und die Kriegsleute nicht eher anlachen, als am Sonntag, wenn man im Felde predigte — vielleicht ist diese Regel daran schuld, dass Wallenstein

selbst so wenig redete und so selten lachte. Man kann ihn mit Cook vergleichen, der während seiner Reise um die Welt nur einmal gesungen und gepfiffen haben soll und den man nur Sonnabend abends lächeln sah, wenn die Matrosen, die dann frei hatten, sich zutranken und riefen: *Saturday Night!* —

Süsse Stimme der Natur, holdlächelnde Aphrodite, wo bist du hin? — Unter uns lächelt ja niemand mehr für sich: wir leben nicht um zu leben, wir leben um gesehen zu werden; und gesehen zu werden, wie es uns eben ziemt. Es ziemt uns aber, entzückt zu scheinen, wenn wir vor Langerweile bersten; gleichgültig zu scheinen, wenn wir im Innern triumphieren; zufrieden zu scheinen, wenn wir Tausende verspielen; und nicht zu mucksen wie Talleyrand, wenn uns jemand von hinten Fusstritte versetzt. Das Lächeln von heute ist ein Gesellschaftslächeln, das Gold der Natur entwertet, es kursiert nur noch falsche Münze; und gehen wir mit dem Herzog in den Ardenner Wald; setzen wir uns unter die bemoosten Eichen, die Adler überleben, oder an die Ufer des alten Nils: nur Spottdrosseln hört man kichern und Krokodile weinen. Es ist doch charakteristisch, dass wir selbst den Tieren nicht mehr trauen; dass wir eben vom Krokodile fabeln, es klage und seufze, um die Vorübergehenden zu berücken, und es vergiesse, während es dieselben auffresse, heuchlerische Thränen. Schon die alten Griechen kannten *τὰ κροκοδείλου δάκρυα*. Alles lügt auf dieser falschen Erde — die Zeit ist lange vorüber, da man das volle Herz durch Freudenschreie und Wehklagen erleichterte — selbst die uralte Sprache der Thränen brauchen wir nur noch wie Talleyrand, um unsere Gedanken zu verbergen, und unsere Küsse sind durch Judas' Verrat vergiftet:

> Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
> Angemasst, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
> Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
> Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
>
> Schiller, *der Spaziergang.*

Kaum durch Verstummen; im Gegenteil, dem Gefühl Schweigen gebieten, ist eine erste Selbstbeherrschung. Wenn wir die verschiedenen Formen derselben überblicken, so finden wir, dass sich die Gewalt, die wir über unsere Mienen und Geberden haben, in doppelter Weise äussert: in negativer und in positiver Weise. Negativ ist unsere Gewalt, sofern wir eine Geberde, die natürlicherweise zu erfolgen hätte, unterdrücken; positiv ist unsere Gewalt, sofern wir eine Geberde, die keine Statt hat, willkürlich hervorbringen. Bekanntlich gilt es für einen Verstoss gegen den guten Ton, in Gesellschaft, vollends bei Tische, zu niesen und zu husten. Man wird sich also das Niesen verhalten, selbst wenn der Kitzel krampfhaft werden sollte, und damit eine negative Selbstbeherrschung bethätigen. Umgekehrt, aus dem afrikanischen Reiche Monomotapa, einer im XVII. Jahrhundert vielgenannten Negerkonföderation, wird erzählt, dass, wenn der König nieste, seine nächste Umgebung gleichfalls zu niesen gehalten war; dass sich das Niesen vom Hof in die Residenz, von der Residenz in die Provinz fortpflanzte und dass schliesslich das ganze Reich Monomotapa nieste. Das war positive Selbstbeherrschung.

Das eine wie das andere Mal spielt man die Natur; doch darf man dieses falsche Spiel nicht ohne weiteres mit dem Spiel des Mimen im Schauspielhaus verwechseln. Freilich ist die Welt ein grosses Schauspielhaus; aber im wirklichen Leben wird der Natur ungleich mehr zu nahe getreten, als im Theater. Denn im Theater liegen doch, nach der Bestimmung dieses Kunstinstituts, die Verhältnisse so, dass wir eigentlich von einem Spiele und von darstellenden Künstlern gar nichts merken. Die Bretter bedeuten die Welt, und die auftretenden Schauspieler nimmt die Illusion des Publikums gläubig für die handelnden Personen. Wenn Rachel Félix im Théâtre Français *Adrienne Lecouvreur* spielt, so identifiziert sie sich mit ihrer Rolle, und je vollständiger ihr das gelingt, um so weniger Kunst braucht

sie, denn sie gibt sich selbst und alle ihre Geberden gehen ihr von Herzen. Wenn dagegen die Maintenon oder die Pompadour am französischen Hofe unter ihrer eigenen Firma intriguieren, so geben sie sich keinesweges selbst, ihre Geberden gehen ihnen nicht nur nicht von Herzen, sie widerstreben ihnen geradezu, schon ihr Geschlecht bringt es mit sich, dass sie sich verstellen müssen. Die Verstellung scheint für alle Frauen eine wahre Ehrenpflicht zu sein, sie ist hauptsächlich an der *Unergründlichkeit des weiblichen Herzens* schuld. Ja, die Frauen überschauspielern die Lecouvreur und die Rachel, denn sie accomodieren sich nicht bloss einer sympathischen Natur, sie verleugnen ihre eigene Natur und verwandeln sich schnurstracks in ihr eignes Widerspiel. Aber wie merkwürdig! Auch das Spiel, das die Menschen auf der grossen Weltbühne betreiben, muss verdeckt bleiben, um nicht zwecklos zu sein. Auf die Beobachtung ist gerechnet, aber es soll nicht den Anschein haben, als ob man beobachtet werden wollte. Es ist schon bewusste Sprache, und doch trägt sie noch die Maske des Instinkts.

Aber diese Schauspielkunst, welche die Natur auf den Kopf stellt, indem sie natürlich scheinen will und an sich zu den geschilderten Lebensäusserungen nicht das geringste neue Moment hinzuthut, ist ein grosses Mittel der Sprache ohne Worte, sobald die Maske abgeworfen und die Absicht, gesehen zu werden, eingestanden wird. Sie kann immer noch Lüge sein; aber der offenkundige Zweck erhebt sie zu einer wirklichen Mitteilung. Natürliche Mienen und Geberden künstlich vormachen, um seine Gesinnungen zu zeigen, das ist die erste und hauptsächliche Form der absichtlichen Mitteilung, die einen besseren Ausdruck des Gedankens noch nicht gefunden hat. Damit haben wir das Ziel erreicht, das unserem ersten Buche gesteckt ist: ohne Absicht der Mitteilung und ohne Gedankenaustausch. Die Absicht der Mitteilung bezeichnet ein zweites Buch und eine zweite Stufe.

Zweites Buch.

Mit Absicht der Mitteilung, aber ohne Gedankenaustausch

Erstes Kapitel.

Ein Schritt vorwärts. Die Reveille.

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Der Wächter sehr hoch auf der Zinne.
Philipp Nicolai.

Der Stein der Weisen — es scheint, wir haben ein Pulver gefunden, das die Kraft hat, die ganze Welt in Sprache zu verwandeln — warum die Weltsprache noch keine rechte Sprache ist — der Zweck macht das Wesen der Thätigkeit aus, die Absicht der Mitteilung ist es, was eigentlich Sprache macht — das animalische Leben der Boden, in welchem die eigentliche Sprache keimt — indessen der Gedanke, der mitgeteilt werden soll, ist vorerst noch nicht entwickelt — es kann sich fügen, dass nur die Absicht der Mitteilung allein zum Ausdruck kommt, der Gedanke im Hintergrunde bleibt — die Weckstimmen, die Reveille in der Sprache — das Anklopfen — wie man in England klopfen muss — diese Verständigung eine Vorstufe des Verkehrs — ausgestellte Wachen bei Gemsen, Affen, Kranichen — Unterhaltungen zwischen Insekten — der Krokodilwächter — Krebs und Muschel — es fragt sich, inwieweit die Signale der Tiere bewusst erfolgen — die Zeichen, welche sich die Menschen untereinander geben — der Pfiff des Odysseus und die Pfeifsprache auf Gomera — die Trommelsprache in Kamerun — das Klatschen in der Diamantenwäscherei — das Zeichen wird konventionell und verschieden gestaltet, um seine Ausdrucksfähigkeit zu steigern — Kanonenschüsse, Glockengeläute, das Tamtam oder Gonggong — die Flaggensprache — wie die Wenden zur Gemeindeversammlung eingeladen werden, wie der oberösterreichische Bauer Gevatter bitten geht — der Ceremonienmeister, der Droschkenkutscher, der Schutzmann, wie sie sich bemerkbar machen — die Klingeljungen der Bolleschen Milchwagen, die seltsamen Weckapparate der Hausierer — diese Reveille nur eine Vorstufe der Sprache — wir können damit nur den schlafenden Verstand aufwecken.

Der Stein der Weisen war bekanntlich ein Pulver, welches alle Körper in Gold verwandelte. So scheint es,

dass wir einen Stein der Weisen gefunden haben, welcher die Kraft hat, die ganze Objektivität in Sprache zu verwandeln. In der grossen und der kleinen Welt, im Makrokosmus und im Mikrokosmus, überall haben wir die goldnen Adern einer schlummernden Vernunft und, was dasselbe ist, einer Sprache ohne Worte angehauen. Und doch, fast möchten wir mit den Adepten der Alchimie bekennen: den Stein der Weisen haben wir gefunden, Gold zu machen ist uns dennoch nicht gelungen. Ein goldähnliches Produkt, nichts weiter. Wir haben vieles sprechen lassen, eine rechte Sprache ist es nicht geworden. Die Welt, welche die Summe aller menschlichen Erkenntnis einschliesst, deren Eindrücke uns zurechtzulegen das Ende alles Forschens und alles Erkennens ist, sie kann wohl mit einem Chemischen Laboratorium verglichen werden, in welchem sich Millionen Studierende privatim in der qualitativen und in der quantitativen Analyse üben: sie gleicht wohl einem Lehrsaal, welcher selbst doziert: aber die Natur doziert doch nur insofern, als sie eben die Basis jedweder Lehre darstellt, sie selbst thut zu unserer Belehrung nichts hinzu. Denn weder die Jehovahs Ruhm verkündigende Feste; noch die faltenreiche Stirne; noch die jedes Geheimnis ausschwatzende Geberde — nichts davon hat den Zweck uns klüger zu machen, uns zu bessern und zu bekehren, sintemal selbst wer die letztere künstlich nachmacht, um gesehen zu werden, uns gern vom Gegenteil überzeugen möchte. Verstehen wir diese Hieroglyphen zu entziffern, ausgezeichnet; aber es ist keine andere Weisheit darin als unsere Weisheit, sie sind blinde Wirkungen unvernünftiger Gesetze, nicht selbstleuchtend wie Sonnen, sondern nur wie Planeten das Licht zurückwerfend, das sie von uns empfangen haben.

Das Rad der Welt rollt, rollt und rollt. Da ist kein Gedanke, der es in Umdrehung versetzte; keine Seele, die sich seiner als Symbol bediente, dem Menschengeschlechte ewige Wahrheiten zu enthüllen. Oder sollten die Gestirne

in Wahrheit wundervollen Chiffren eines göttlichen Verstandes gleichen? Die Träume, die Gesichte wirklich Boten Gottes sein, die den grossen Geschicken wie himmlische Geister voranzuschreiten und die Menschen zu warnen hätten? Diese schneebedeckten Alpen, diese grünenden Wälder, diese kraftbegabten Organismen nur Evolutionen der träumenden Weltseele darstellen, die zum Bewusstsein ihrer selbst gelangen will? — Wir halten das für eine schöne, aber freie Phantasie; wenn wir im vorigen Buche wiederholt von einer Sprache Gottes, von göttlichen Sinnbildern und Vorzeichen, von der leisen Stimme eines in unserer eigenen Brust wohnenden Gottes gesprochen haben, so geschah das nur gleichnisweise, um dem Verständnis des sinnigen Lesers, der die rein objektive Sprache der Natur nicht recht begreifen kann, zu Hilfe zu kommen: andernfalls wäre es ja gar keine Sprache ohne Absicht der Mitteilung gewesen. Und die Absicht der Mitteilung ist es doch, die eigentlich Sprache macht; fehlt die Absicht, so können wir wohl für unsern Geist tausendfältige Nahrung finden, aber es ist niemand, der uns dieselbe reicht.

Ein mit Sinnen versehenes Gehirn empfängt die Eindrücke einer unbekannten Welt; es sichtet, vergleicht, ordnet diese Bilder, und diese Anordnung nennen wir Gedanke. Es will dann seine Gedanken einem anderen Wesen von gleicher Beschaffenheit mitteilen, sucht die Mittel auf, um eine derartige Mitteilung zu machen und sich Geist dem Geist zu offenbaren: diese Mitteilung nennen wir Sprache. *Dic aliquid ut duo simus.* Solche Sprache mag dann an sich selbst betrachtet eine Geberde, ein vernunftloses Bild, ein Ding wie vorhin sein; ja strenggenommen ist die Sprache in der That und in der Wahrheit niemals etwas anderes als ein Stückchen nachgemachte Welt. Aber der Zweck macht das Wesen der Thätigkeit aus und dieser adelt hier gewissermassen die blosse Materie und erhebt sie in die Sphäre des Verstandes — wie ein Edelstein zum Geschenke wird, wenn man ihn von liebender Hand empfängt.

Krystalle schiessen an, Pflanzenzellen wuchern, Tierleiber verbrennen im Sauerstoff der Luft — so weit reicht die begriffene, nie begreifende Realität. Aber hier, im Haushalt des animalischen Lebens blitzt der Gedanke wie ein elektrischer Funke auf, und augenblicklich wird er zur Flamme und um sich greifend, zündet er ein Licht an, das die ganze Welt erleuchtet: *Poca favilla*, sagt Dante, *poca favilla gran fiamma seconda* (Paradiso I. 34).

Indessen nur nicht so hitzig! — Wenn wir es zu etwas bringen wollen, müssen wir klein anfangen. Wir sind übereingekommen, dass die Absicht, einen Gedanken mitzuteilen, das sei, was eigentlich Sprache macht; wir haben sie nur einem Wesen zugestanden, dem nach langer Finsternis das Lichtlein der Erkenntnis aufgegangen ist und das, erstaunt über die plötzlich eintretende Helle, den Wunsch hat, einem anderen Wesen ein solches Lichtlein gleichfalls aufzustecken. Aber mit dem Gedanken sieht es noch windig aus: er ist noch nicht entwickelt, er existiert sozusagen erst *in nuce*, und ein regelrechter Gedankenaustausch steht noch im weiten Felde. Ja, es kann sich fügen, dass zunächst nur allein die Absicht der Mitteilung zum Ausdruck kommt, der Gedanke aber, welcher mitgeteilt werden soll, sich wie das bescheidene Veilchen nicht hervorwagt. Es hat einer etwas zu sagen: was er zu sagen hat, gibt er gar nicht von sich. Es ruft einer: Wachet auf! — wir spitzen schon die Ohren — aber es bleibt still. Das sind die *geistlichen Weckstimmen*, wie sie nicht bloss in der Wüste, sondern auch bei uns zu Lande, ja an unsern eigenen Thüren den Tag über hundertmal erschallen.

In der mündlichen Tradition der Franziskaner kommt die Regel vor, dass ein Mönch beim Terminieren, wenn er an sieben Thüren vergeblich angeklopft habe, zuversichtlich an die achte klopfen solle, denn dort werde es ihm nicht fehlen. Die Bettler hören also, wie sie's zu machen haben — sie müssen nur immer wieder anklopfen, an acht verschiedenen Thüren; vielleicht hülfe es auch, wenn sie

achtmal hintereinander an einer und derselben Thür anklopften. Aber warum denn nur immer anklopfen, es handelt sich doch darum, die Leute anzusprechen? Natürlich, aber man geht doch nicht *sans façon* in ein fremdes Haus hinein; man pflegt sich erst zu melden. Und wenn man wollte, so könnte man nicht hinein: es muss erst aufgeschlossen werden. *Klopfet an, so wird euch aufgethan.* Klopfen thuts freilich nicht; es dient nur dazu, den Bewohner aufmerksam zu machen, dass jemand draussen ist — wer draussen ist und was er will, geht aus dem Klopfen nicht hervor, wenigstens bei uns, auf dem Kontinent nicht. In England lässt sich allerdings schon aus der blossen Art des Klopfens Verschiedenes entnehmen.

Dem Fremden, der zum erstenmal in London bei einer befreundeten Familie einen Besuch macht, kann es vorkommen, dass er von der Dame des Hauses freundschaftlich belehrt wird, er habe nicht recht geklopft. Er habe nur einmal geklopft, und daraus schliesse man hier zu Lande, dass ein Händler oder ein Diener draussen sei. Ein Gentleman und wer einen Besuch machen wolle, klopfe zweimal, er bringe den kunstgerechten *Double-Knock* hervor, eigentlich keinen blossen Doppelklopfer, sondern zwei lange, durch mehrere kurze Noten verbundene Schläge, was man musikalisch etwa so ausdrücken könnte:



während der Bäcker dreimal klopfe, der Briefträger dagegen, wenn er die Briefe in den Kasten geworfen habe, einen Jambus, das heisst einen kurzen und einen langen Klopfer mache (*the Postman's Knock*), desgleichen der Telegraphenbote. Wo solche Signale hergebracht sind, hat man an ihnen einen gewissen Anhalt, das ist keine Frage; auch liessen sie sich, wenn es darauf ankäme, noch weiter ausbilden. Nur enthalten sie durchaus nichts von der thatsächlichen Mitteilung, die doch der Zweck des Kommens

ist. Sie beweisen nur, dass jemand da ist, der etwas sagen will, dass der oder jener darauf wartet, eingelassen und gehört zu werden — was er bringt, wird sich erst hernach ergeben. Das Klopfen entspricht nur dem Rufen des Fernsprechers, das die Aufmerksamkeit rege machen und den Adressaten veranlassen soll, sein Ohr an den Apparat zu legen; es soll nur das Bewusstsein vorbereiten und den schlummernden Verstand aufwecken. Es ist eine Art *Reveille.*

Diese *Reveille* spielt eine grosse Rolle in der Sprache, nicht bloss der Menschen, sondern auch der Tiere; ja, die Sprache der letzteren besteht gewöhnlich nur in einer Reveille. Um es noch einmal zu wiederholen: eine eigentliche Sprache, wenn man eine solche der deutlichen, aber unbewussten Sprache, welche die Dinge und die Thatsachen sprechen, entgegensetzt, entsteht erst mit der Absicht der Mitteilung. Solche Absicht kann allein zum Ausdruck kommen, ohne dass sich eine förmliche Mitteilung daran schliesst, so dass die letztere zu erraten bleibt. Eine derartige Verständigung ist gleichsam die Vorstufe des Verkehrs, die beschritten zu haben unter Umständen, wenn es sich um bekannte Dinge handelt, genügt, den anderen *au fait* zu setzen und die immerhin das Aufblitzen des sprechenden Geistes anzeigt.

> Das Tier hat auch Vernunft,
> das wissen wir, die wir die Gemsen jagen.
> Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
> 'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnet
> mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Die Sache hat ihre Richtigkeit, wenn auch das Wächteramt nicht offiziell übertragen werden mag: bei jedem gelagerten Rudel bemerkt man regelmässig eine oder mehrere aufrecht stehende und um sich blickende Gemsen; so wie diese etwas Verdächtiges gewahren, zeigen sie dies durch ein auf weithin vernehmbares, mit Aufstampfen des einen Vorderfusses verbundenes Pfeifen an, und das Rudel

ergreift, sobald es sich von der Thatsächlichkeit der Gefahr überzeugt hat, nunmehr sofort die Flucht, wobei immer eine, wahrscheinlich die älteste Geiss, die Führung übernimmt. Dergleichen Einrichtungen sind bei Tiergesellschaften gar nichts seltenes: auch eine Kranichherde stellt regelmässig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesamtheit obliegt, und wenn die Affen in Trupps durch den Urwald ziehen, so befinden sich immer einzelne Affen im Vortrab und im Nachtrab, sowie zu beiden Seiten; diese stossen dann, wenn sie Gefahr merken, laute Schreie aus und benachrichtigen das Hauptkorps. Bei den Menschen nennt man das Alarm und Alarmsignale.

Hierher gehören vermutlich auch die Unterhaltungen, die zwischen Insekten beobachtet worden sind und die, stumm und lautlos, einigermassen an unsere Pantomimen oder die Fingersprache der Taubstummen erinnern. Eine Biene, eine Ameise eilt auf die andere zu, berührt sie mit den Fühlhörnern und gibt ihr damit ein Zeichen, das diese wiederum weitergibt. Was bedeutet dieses Zeichen? Wahrscheinlich auch nicht eine wirkliche Mitteilung, sondern nur ein konventionelles Alarmsignal, das wie ein Lauffeuer durch die Gesellschaft fliegt, denn sofort werden Massregeln ergriffen. Man hat diese gegenseitige Alarmierung, die der schnellen Verbreitung eines Extrablattes gleicht, bei den Bienen immer bemerkt, wenn ein Weisel gestorben ist; bei den Ameisen, wenn ein Krieg mit einem anderen Volk in Sicht ist.

Ja, es kommt sogar der Fall vor, dass ein Tier einem anderen, ganz verschiedenen Tiere Wächterdienste leistet, wie das der sogenannte *Krokodilwächter,* ein hübscher und gewandter Vogel, dem Krokodile thut. Plinius erzählt, er warne das Krokodil vor dem Ichneumon, indem er herbeifliege und die Panzerechse teils durch seine Stimme, teils durch Picken an der Schnauze aufwecke: die Freundschaft zwischen ihm und dem Krokodil besteht wirklich, und das Geschrei, welches der kluge Vogel beim Anblicke nicht

gerade des Ichneumons, aber irgend eines ihm fremdartig oder gefährlich dünkenden Wesens oder Gegenstandes ausstösst, erweckt das schlafende Krokodil und veranlasst dasselbe, sich in die sicheren Fluten zurückzuziehen. Analog glaubten die Alten, diesmal aber irrigerweise, an ein Freundschaftsbündnis zwischen Krebs und Muschel. Die Steckmuschel oder Pinne sollte in ihrer Mantelhöhle einen rundlichen Krebs beherbergen, den sie *Pinnoteres* oder *Pinnophylax*, Pinnenwächter, nannten. Wenn die kleinen Fische, von denen die Pinne lebt, angeschwommen kommen oder wenn Gefahr zu befürchten ist, kneipt der mit guten Augen begabte Krebs die Steckmuschel, damit sie ihre Schalen schliesse; der Krebs, fügt Plinius hinzu, erhält dann für seinen Dienst einen Teil der Beute. Also selbst die Krabben, könnte man mit Schiller sagen, haben Vernunft, wenigstens in der Fabel.

Es ist nun allerdings schwer auszumachen, inwieweit diese bald mit der Stimme, bald mit einem Bewegungsorgan gegebenen Signale der Tiere bewusst, inwieweit sie unbewusst, als unwillkürliche Reaktionen gegen den eigenen Schreck, erfolgen, die von selbst zu Warnungen und Benachrichtigungen werden. Die ausgestellte Gemsenvorhut pfeift — hat man sie wirklich ausgestellt und weiss sie, dass sie gleichsam ihre Pflicht thut, wenn sie pfeift? Schwerlich. Wie klug sind die Hunde und wie viel geben sie uns, ihren alten Freunden, durch Zeichen zu verstehen. Der Hund scharrt an der Thür und bellt: er will hereingelassen werden. Der Hund schlägt an und weckt uns mitten in der Nacht: ein Dieb schleicht sich in den Hof. Wir fahren übers Meer und haben einen Neufundländer an Bord: derselbe wittert das Land in grosser Entfernung und gibt das durch Bellen zu erkennen. Ja, gibt zu erkennen! Freilich verstehen wir den Hund, mag er scharren oder bellen. Aber will er verstanden werden? Regt ihn nicht der Anblick des Einbrechers, der Geruch des Landes plötzlich auf, dass er bellen muss, was dem Menschen dann zu

einem willkommenen Zeichen wird? Auf die Absicht, die Absicht kommt es an! —

Indessen, es hiesse unsere eigene Sprache bedeutend überschätzen, wenn wir glaubten, dass alles in ihr berechnet und vorgesehen sei; das Unbewusste, Instinktive spielt auch in den menschlichen Äusserungen, die ganz absichtlich scheinen, die allergrösste Rolle. Denn wie gesagt, auch unser Leben ist voll von Zeichen, die keinen selbständigen Inhalt haben, sondern die nur die Absicht bekunden, etwas zu sagen, und die dennoch verstanden werden. Wir pfeifen, wir klatschen, wir räuspern uns, wir pochen und kratzen an der Thüre wie der Hund — vor ein paar Jahren war in den Zeitungen von einer hohen, unglücklichen Persönlichkeit zu lesen, wie der Verkehr mit den unentbehrlichsten Bediensteten bei verschlossenen Thüren stattfand und wie der erhabene Herr durch Kratzen an denselben zu erkennen gab, dass er den auf der anderen Seite Sprechenden verstanden habe. Wie inhaltslos an sich dergleichen Signale seien und wie eben nichts als die Absicht in ihnen zutage tritt, sieht man zum Beispiel an dem Klopfen, das bei den verschiedensten Gelegenheiten angewendet wird. Zwei Menschen haben ihr Bett an derselben Wand in zwei anstossenden Zimmern. Während sie darin liegen, wird dem einen ein Glück gemeldet, was der andere hört. Er bringt seinen Glückwunsch dar, indem er klopft. Der Glückliche klopft wieder: er dankt. Wir nennen das Sprache, weil die Zeichengeber wirklich wollen, dass der andere höre und sich etwas aus dem Geräusch entnehme; daher auch Homer im zehnten Buche der Ilias, wie Odysseus und Diomedes in das Lager der Trojaner eingebrochen sind, der erstere die Pferde des Rhesus weggeführt hat und nun den Diomedes davon durch einen Pfiff benachrichtigt, ausdrücklich dazusetzt, er habe mit diesem Pfiff *gesprochen* (*ῥοίζησε πιφαύσκων* Il. X, 502). Der Premierlieutenant a. D. Quedenfeldt, der im vorigen Jahre (1887), in der letzten Sitzung der Berliner Anthropologischen

Gesellschaft einen Vortrag über *die Pfeifsprache auf der Insel Gomera* hielt, hätte sich auf diesen homerischen Vers berufen können. Die Insel Gomera, eine der Kanarischen Inseln, ist von tiefen Schluchten durchfurcht, in welchen schöne, an Wasserfällen reiche Bäche rauschen; daher Leute, die sich ganz nahe sind, um zu einander zu kommen und mit einander sprechen zu können, oft stundenweite Umwege machen müssen. So bedienen sie sich zur Verständigung gellender Pfiffe, aus denen sich eine besondere Sprache entwickelt hat. Schon in einer (Anfang des XV. Jahrhunderts von französischen Geistlichen geschriebenen) *Histoire de la découverte des Canaries* findet sich ein Hinweis auf die Pfeifsprache, indem von den Bewohnern Gomeras gesagt wird, *sie sprächen mit den Lippen, als hätten sie keine Zunge.* In Wahrheit geschieht das Pfeifen mit den Lippen und der Zunge; einzelne bedienen sich dabei, wie es auch bei uns geschieht, eines oder zweier Finger. Namentlich beim Volke ist dieses *Silbar articulado* sehr entwickelt. Als Quedenfeldt mit seinem Führer auf einem Ausflug begriffen war, tönte ihm aus der Ferne ein Pfiff entgegen, den der Führer beantwortete; gefragt, was das bedeute, erklärte letzterer, er habe auf die Anfrage, mit wem er gehe, geantwortet: *mit einem Engländer.* Mit dieser *Pfeifsprache* kann man die *Trommelsprache* der Eingeborenen in Kamerun vergleichen, die man unlängst in den Zoologischen Gärten zu hören Gelegenheit hatte; beiden Kundgebungen wird man in ihrer jetzigen Ausbildung die Bezeichnung von *Sprachen* kaum versagen können, wenn sie gleich aus reinen, bedeutungslosen Weckstimmen hervorgegangen sind; während man ein andermal sogar den Charakter der Weckstimme in Frage stellen muss. Es gibt genug Fälle, wo man bei den Menschen, wie bei den Tieren an der klaren Absicht zweifeln und an den Instinkt appellieren kann; natürlich darf man das nur, solange die Zeichen noch nicht durch den Gebrauch geheiligt, sondern noch ganz ursprünglich und so herzlich sind wie ein Lockton oder eine Interjektion.

Wir stehen in einer ostindischen Diamantenwäscherei: sobald ein Neger einen Diamanten findet, klatscht er in die Hände. Welch ein natürliches Signal! — der Ausdruck der Freude, einen so kostbaren Stein entdeckt zu haben. Aber was der Neger zunächst, so sehr er sich auch eben dadurch verriet, dennoch halb unwillkürlich that, das thut er jetzt absichtlich, weil er sonst von dem Aufseher geprügelt wird, weil das Klatschen als konventionelles Zeichen des Fundes eingeführt worden ist; er soll es sagen, wenn er einen Diamanten hat, und er sagt es wirklich.

Viele solcher Signale, die, wie das Anklopfen, an sich selbst noch nicht die geringste Mitteilung enthalten und nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit zu erregen, sind durch den Gebrauch zu wirklichen Meldungen geworden, die ihren Zweck nur deshalb erfüllen, weil sie herkömmlicherweise zur Anzeige eines bestimmten Ereignisses verwendet werden; und wie das Anklopfen in England je nach seiner eigentümlichen Art eine gewisse Aufklärung über die klopfende Persönlichkeit in sich schliesst, so mag auch die konventionelle Annonce wieder verschieden gestaltet werden, um ihre Ausdrucksfähigkeit zu steigern; zum Beispiel bei den Vorposten im Kriege. Auf diesem Wege wird aus einem Pfiff die ebenerwähnte *Pfeifsprache*, aus einem Trommelwirbel die *Trommelsprache* geworden sein; und analog liesse sich von einer *Kanonensprache*, einer *Glockensprache*, einer *Flaggensprache* reden. Die *Flaggen und Fernsignale des internationalen Signalbuchs* ermöglichen eine grosse Zahl verschiedener Mitteilungen, gleichviel, welche Sprache geredet wird; aber schon zu Lande dienen Fahnen zu den kompliziertesten Meldungen. Bei der Entbindung der Königin von Spanien erfuhr man die Zeichen, durch welche Madrid von dem Geschlecht des Infanten unterrichtet zu werden pflegt. Ist dasselbe männlich und der zukünftige König des Landes geboren worden, so wird auf der *Punta del Diamante* genannten Spitze des Schlosses die spanische Flagge aufgezogen und es erfolgt eine Salve von 24 Kanonenschüssen.

Ist es weiblich, so wird eine weisse Fahne aufgezogen und eine Salve von 15 Schüssen abgefeuert. Erfolgt die Entbindung nachts, so wird am Fuss der Fahnenstange je nach dem Geschlecht eine rotgelbe oder eine weisse Laterne angebracht. Die Fahnen und die Laternen erinnern an die beim Eisenbahn- und Marinedienst gebräuchlichen farbigen Signale; bleiben wir einmal bei den Kanonenschüssen stehen. Ein Kanonenschuss an sich ist nichts — er sagt uns nichts — wir horchen auf und fragen: was ist los? — denn niemand kann das erraten. Aber es ist ausgemacht, dass geschossen wird, wenn ein Infant geboren wird; wie anderwärts eine Kanone gelöst wird, wenn der Kaiser kommt oder wenn die Sonne durch den Meridian des Ortes geht, das heisst, wenn es Mittag ist; und so gilt uns das nichtssagende Signal für eine thatsächliche Anzeige, die durch ihre besondere Modifikation noch ausführlicher wird. Mit dem Läuten der Glocken ist es gerade so. Ob der Glockenstrang einfach angezogen, ob die Glocke beim Sturmläuten mit dem Hammer einseitig angeschlagen wird — ob zur Kirche oder beim Einzug des Kaisers geläutet wird: alles beruht auf Übereinkunft. Der Glockenton an sich ist stumm, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, der Gedanke kommt erst, wenn der Herr Pastor predigt. *Tamtam* nennen die Inder, *Gonggong* die Chinesen ein Instrument, das, mit einem hölzernen Klöppel geschlagen, einen dröhnenden Klang gibt; in englischen Familien und in einzelnen Hôtels bedient man sich desselben vielfach zum Zusammenrufen, zum Beispiel, wenn angerichtet ist. Der Fremde, der mit dieser Sitte unbekannt ist, hört nur das Gonggong dröhnen und ahnt höchstens, was der Ton bedeuten soll, ohne es zu wissen: er muss fragen. Bei den Wenden in der Oberlausitz hiess es vor dreissig Jahren: *Der Hammer geht herum;* das heisst, es wurde vom Dorfschulzen ein hölzerner Hammer herumgeschickt und damit an das Hofthor geschlagen, um die Bewohner zu einer Gemeindeversammlung, einer sogenannten *Hromada,* einzu-

laden. Dieser Hammer hiess *Hejka* und war ursprünglich ein Kieferholzhaken; und zwar schickte ihn der Dorfschulze gewöhnlich im Dorfe rechts herum; war aber eine Leiche, so wurde er abgeschält und links herumgeschickt. Man kann damit vergleichen, dass bei den Jagden auf der Schorfhaide die Treiber zum Zeichen, dass sich jagdbare Hirsche in dem Jagen befinden, mit langen geschälten Stöcken bewaffnet werden. Und mit den oben angeführten spanischen Usancen mag man den Brauch der Bauern in Oberösterreich vergleichen, wonach einer, der Gevatter bitten geht, während er seinen Spruch hersagt, das rechte Knie beugt, wenn es ein Knabe, das linke, wenn es ein Mädchen ist. Was sich die Menschen alles für Grimassen ausdenken, um sich ein paar Worte zu ersparen, ist freilich wunderbar; es ist als ob sie gar keine Sprache hätten, weder eine Laut- noch eine Geberdensprache. Es ist als ob sie immer nur auf dem Standpunkt der Tiere ständen, sprechen wollend und nicht könnend, mühsam einander anstossend, ob sie wohl endlich erraten möchten, unfähig, herauszubringen was sie meinen.

Im gewöhnlichen Verkehr begnügen wir uns erst recht mit Klopfern und mit Schnipsen ohne Kommentar. Der preussische Landtag wird eröffnet und der Kaiser erwartet. Nachdem der Ceremonienmeister mit seinem Stabe drei Stösse auf das Parquet gethan, erscheint Seine Majestät im Rahmen der Eingangsthüre. Es ist eine Abendunterhaltung im Weissen Saale des königlichen Schlosses: sowohl wenn der Kaiser als wenn die Kaiserin kommt, klopft der Ceremonienmeister oder der Hofmarschall mit seinem Stabe auf. Will König Richard II. bei Shakespeare den Zweikampf suspendieren? Er wirft seinen Stab hinunter. Will ein londoner Schutzmann, dass Halt gemacht werden soll? Er hebt seinen Stab in die Höhe. Will auf einer londoner Strasse in einer Reihe von Wagen der vorderste Kutscher stehen bleiben, so hebt er die Peitsche in die Höhe, welches Zeichen weitergegeben wird. Will uns in London

ein *Cabman* eine Fahrt anbieten, so hebt er den rechten Arm in die Höhe; in Neapel bedeutet man mit dieser Geste einen Vorübergehenden stehen zu bleiben. Aber man hüte sich, in diesen Bewegungen etwa plastische Geberden und im eigentlichen Sinne ausdrucksvolle Zeichen zu erblicken: sie sind in einer Umgebung, wo vielleicht das gesprochene Wort unhörbar verhallen würde, nur Mittel sich bemerkbar zu machen und auf die Thatsache, dass man etwas zu sagen habe, hinzuweisen, aber von den Adressaten unschwer zu einem wirklichen Befehle zu ergänzen. Der Ceremonienmeister, welcher mit seinem Stabe aufklopft, sollte eigentlich dazusetzen: *Macht euch fertig, der Kaiser kommt!* — der Droschkenkutscher, der seinen Arm in die Höhe hebt: *Wollen Sie mit mir fahren, ich bin frei!* — und jeder so ein Sätzchen; aber unser Verstand ist so gross, dass wir dessen nicht bedürfen.

Wenn wir im Restaurant den Kellner zitieren wollen, so klopfen wir mit dem Bierglas oder mit dem Deckel desselben oder wir machen: *Pst!* — im Orient klatscht man dem Kellner; die Alten schnipsten dem Sklaven, indem sie mit den Fingern schnellten: diese Geste, *Crepitus* genannt, brauchen auch wir, um dienende Geister und Hunde herbeizurufen. Jedes Instrument, jedes Mittel, Spektakel zu machen, wird ergriffen, wenn unsere eigenen Hände und Füsse nicht durchdringen. Vor hundert Jahren wurde die Wiener Stadtpost in der Art betrieben, dass Boten mit einer Klapper, ähnlich einer Ratsche, durch die Strassen zogen und klapperten. Hörte man die Klapperpost draussen, so warf man ihr die zu expedierenden Briefe vom Fenster aus zu oder hiess den Boten zu sich in die Wohnung kommen. Ja, man braucht nur in Berlin auf die Bolleschen Milchwagen zu achten, wie sie von einem Klingeljungen begleitet werden, der den Kunden die Ankunft derselben durch Klingeln meldet*) — man braucht nur in Leipzig

*) Bolle, eigentlich Bollé, aus einer französischen Refugiés-Familie,

auf die Strasse zu sehen und zu hören, wie die Hausierer, die nicht immer ihre Ware ausrufen und die *Äppel, Äppel, Äppel,* die *Heedelberrn,* die *warmen weechen Brätzeln* oder *Sallat Sallat Radüüschen* beim Namen nennen, tausend Weckapparate und die seltsamsten Mittel, sich bemerklich zu machen, in ihren Händen haben: der Holzmann bläst auf einem Feuerrohre, der Kohlenmann benutzt ein Timbre, ja, ein Mann, der mit einem Hundefuhrwerk herumging und, wenn ich nicht irre, mit Bettstroh handelte, führte eine Maschine aus Holz mit eisernen Schwengeln, ganz ähnlich derjenigen, die im kaiserlichen Harem zu Konstantinopel gebraucht wird, um das Aufstehen, das Schlafengehen und die Mahlzeiten anzuzeigen. Alle diese *Freihändler* schlagen gleichsam unseren Sinnen Reveille, und diese Reveille ist, wie wir oben sagten: eine Vorstufe der Sprache.

Nur eine Vorstufe. Mag nun getrommelt oder gepfiffen, angepocht oder mit Kanonen geschossen werden, die wahre verständliche Mitteilung steht noch aus, und nur auf Grund besonderer Übereinkunft kann allenfalls das unartikulierte Geräusch statt einer solchen dienen; um einen schon gebrauchten Vergleich zu wiederholen: wenn es im Telegraphenbureau klingelt, so wird der Beamte aufmerksam gemacht, aber die Depesche folgt erst nach. Verliert der Empfänger die Depesche oder kann er sie nicht erraten, so mag es klingeln so viel es will, das hilft nichts, die Neuigkeit entgeht ihm. Im Gegenteil, er ist nur neugierig gemacht. Die Reveille an sich gleicht einer tauben Nuss.

Ist es Dir nicht schon vorgekommen, lieber Leser, dass Du Deine Freundin oder einen Bruder in Gesellschaft unter dem Tische leise mit dem Fusse gestossen hast, um zu erinnern, um zu warnen, aber nicht verstanden worden bist? — Da Telemach in der Nacht von der Athene die

---

war der erste, der von der berliner Polizei am Ausgang der siebziger Jahre das Privilegium erhielt, auf den Strassen zu klingeln.

Weisung bekommen hat, Lakedämon zu verlassen, stösst er seinen Gefährten auch mit dem Fusse, nämlich mit der Ferse (*λάξ*) an, um ihn zu wecken, dann sagt er ihm, er solle anspannen:

> *Ἔγρεο, Νεστορίδη Πεισίστρατε! μώνυχας ἵππους*
> *ζεῦξον ὑφ' ἅρματ' ἄγων, ὄφρα πρήσσωμεν ὁδοῖο!*
>
> Odyssee XV, 46 ff.

Ἔγρεο, Τυδέος υἱέ! ruft Nestor (Ilias X, 158) dem Diomedes zu, nachdem er ihn gleichfalls mit der Ferse gestossen hat! Aufgewacht, aufgewacht! — Ja, was können wir mit unserer Reveille mehr als den schlafenden Verstand aufwecken?

Zweites Kapitel.

Offizielle Wiederholung natürlicher Geberden.

I. Die Beredsamkeit des Marmors.

Die Marmorstatue des Philosophen Condillac — Statuen Typen der Kälte und Empfindungslosigkeit — sich in eine Statue verwandeln heisst zur Leiche werden — die Elfenbeinstatue Pygmalions macht eine Ausnahme hiervon — die griechische Bildhauerkunst hat eine Entwickelung durchgemacht, die an das allmähliche Auftauen und Erwarmen der schönen Galatea erinnert — versteinerte Geberden: der Zeus des Phidias, der trunkene Satyr, Harpokrates, Narciss — Vergleich zwischen Statuen und den Denkmälern Verstorbener — die ersteren beleben sich allmählich mit dem Fortschreiten der Kunst und fangen an zu reden — der Wunderglaube des Volkes verleiht den Statuen häufig eine phänomenale Beweglichkeit und schreibt ihnen die Geberden lebender Wesen zu — die klingenden Statuen auf dem Kapitol, das wiehernde Pferd des heiligen Georg in Konstantinopel — Don Juan und der Steinerne Gast — aber die Statuen leben und sprechen schon als solche — wir selbst gleichen Marmorstatuen, die mit Geberden sprechen — Unterschied zwischen unserer Geberdensprache und der Beredsamkeit des Marmors — die gesprächigen Statuen gleichen Modellen, an denen wir uns die Sprache ohne Worte deutlich machen, wie sich das Volk die Weisheit gelehrter Männer an bronzenen Köpfen deutlich macht — jedermann stellt die beste Bildsäule von sich dar — die neunte Statue in dem Märchen aus Tausendundeine Nacht.

Um die Entstehung unserer Vorstellungen zu zeigen und die sinnliche Wahrnehmung als die Quelle aller menschlichen Erkenntnis zu erweisen, machte bekanntlich der französische Philosoph Condillac die Fiktion einer Mar-

morstatue, der nach einander die einzelnen Sinne gegeben werden. Zunächst verleiht er ihr den Geruchssinn, worauf er die Freuden und Leiden, die Wünsche, die abstrakten Begriffe eines so beschränkten Wesens beschreibt. Dann bekommt sie den Tastsinn, den Geschmack, das Gehör, endlich das Gesicht — mit jedem Sinne wird das Seelenleben der Statue vollkommener und reicher, bis sie zuguterletzt alle ihre Sensationen in der Idee des Ich zusammenfasst. Die Fiktion ist geistreich und überaus treffend, sintemal dem Menschen nichts mehr gleicht als eine Marmorstatue und doch die Empfindung bei ihr auf dem Nullpunkt steht.

Statuen sind geläufige und abgebrauchte Typen der Kälte, der Härte und der Stummheit. *Sie steht da wie eine Statue. Er ist zur Bildsäule geworden, wie* (in der Schlussszene des ersten Aktes des *Barbiers von Sevilla* durch den ruhigen Abzug der Wache) *der Doktor Bartolo. Es ist ein schöner Bildstock.* Ja, fast möchte man sagen, Statuen sind Typen des Todes und als solche geradezu dem Leben entgegengesetzt. Sich urplötzlich und wirklich in eine Statue verwandeln ist soviel wie plötzlich zur Leiche werden. *Und Lots Weib sahe hinter sich und ward zur Salzsäule,* heisst es 1. Mose XIX, 26. Die Königin Niobe, die in ihrem ungeheuren Schmerze keine Thränen und keine Worte findet, starr und unbeweglich auf einem Flecke steht, gleicht einer Statue; da sie aber ein Gott auf dem Berge Sipylus thatsächlich in eine Statue verwandelt, erlöst er sie vom Leben. Der florentiner Bildhauer Donatello hat zwei prächtige, sprechende Marmorstatuen geschaffen, den David oder den sogenannten *Zuccone*, will sagen, den *Kahlkopf*, am Glockenturm und den Evangelisten Marcus an Orsanmichele. Beide sind so sprechend, dass man sich wundert, warum sie den Mund nicht aufthun. Zu dem *Zuccone* soll Donatello selber gesagt haben: *Favella! So rede doch!* — den Evangelisten fragte Michelangelo: *Marco, perchè non mi parli? Marcus, warum sprichst du nicht zu mir?* — Aber Marmor-

statuen reden und fühlen nimmer. Wenn Diogenes auf dem äusseren Topfmarkt spazieren ging, pflegte er die daselbst aufgestellten Bildsäulen um ein Almosen anzusprechen: er wollte, so sagte er, *lernen, wie man abschlägt.* Und als die gefeierte Phryne in dem tugendhaften Philosophen Xenokrates ihren Meister gefunden hatte, bemerkte sie aufgebracht, *sie komme nicht von einem Manne, sondern von einer Bildsäule.* Von einer Bildsäule, der Condillac ihre fünf Sinne noch nicht gegeben hatte, der namentlich das abging, was man den sechsten Sinn nennt. Was sage ich, Condillac? Der standhafte Philosoph strafte vielmehr eine Statue der griechischen Sage Lügen, die das gerade Widerspiel von ihm war: die Elfenbeinstatue des Königs Pygmalion, die unter dessen glühenden Umarmungen belebt, ja, thatsächlich in Fleisch und Blut verwandelt ward. *Cela échaufferait du marbre!* — Aber die schöne Galatea, wie man die Geliebte Pygmalions getauft hat, ist wiederum für viele Gebilde typisch.

Die griechische Bildhauerkunst selbst hat eine Entwicklung durchgemacht, die an das allmähliche Auftauen und Erwarmen dieser Figur erinnert. In der ersten Periode Starrheit; in der zweiten erhabene Ruhe; in der dritten Pathos und Leidenschaft. Wie die schöne Galatea fangen die Statuen des Altertums nach und nach an zu fühlen und zu leben, und ihr Leben und ihr Gefühl in ausdrucksvollen Bewegungen zu äussern, die von den Künstlern festgehalten werden. Mächtige Geberden, Dolmetscherinnen des verborgenen Gedankens, erschüttern die ebenmässige Gestalt — selbst der Zeus des Phidias, das Weltwunder, war gleichsam eine versteinerte Geberde, denn der Vater der Götter und Menschen war nicht passiv dargestellt, er schien sein majestätisches Haupt zu neigen, dass die Haarmassen vorwärts fielen, diese Auffassung wird durch die Erzählung Strabos, wonach Phidias seinem Neffen Panänus als die Quelle seiner Inspiration die bekannten homerischen Verse nannte, nur bestätigt.

Sprach's und huldvoll nickte mit beiden Brauen Kronion;
Wallend fiel das ambrosische Haar dem ewigen Vater
Über die hohe Stirn; es erbebte der ganze Olympos.
Ilias I, 528 ff.

Je mehr Virtuosität die bildende Kunst gewann, um so vollständiger schmolz, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Körper unter ihren Händen, um so leichter liess sie die Gestalten in seelenvollen Zügen, in Geberden und Mienen sprechen; zumal die menschlichen Gestalten, zu deren sterblicher Natur sich eine solche Unruhe besser schickte, als zur Majestät der Olympier. Harpokrates, der als Gott des Stillschweigens den Zeigefinger der rechten Hand auf seine Lippen legt*); der Redner, der den Arm ausstreckt, um Schweigen zu gebieten; der betende Knabe, der beide Hände gen Himmel erhebt; der Fechter, der den Finger in die Höhe hebt und sich für besiegt erklärt; der Zuschauer, der den Daumen nach unten wendet und den Befehl zur Erteilung des Todesstosses gibt; Narciss, der auf das Echo lauscht und mit den Fingern nach der Gegend hinweist, woher die Töne kommen; der trunkene Satyr, der der Welt ein Schnippchen schlägt — sie alle sind ja Figuren, die gleichsam leben, im Steine sprechend und ausdrucksvoll im Tode; der Künstler, der sie schuf und ein ganzes Dasein in einen einzigen prägnanten Moment zusammenpresste, musste eben diesen Moment so wählen, dass er möglichst viel sagte und dem Beschauer möglichst viel zu denken gab.

Wenn wir auf einen Friedhof, in ein Pantheon oder eine Westminster-Abtei gehen und die gesetzten Denkmäler mustern, so begegnen wir einer dreifachen Auffassung. Bald sind die Toten schlummernd, von Todesnacht umfangen dargestellt; das war die altchristliche Manier. Bald wachen sie, befinden sich aber in einem Zustande ernster Ruhe; dieses Motiv zogen die alten Griechen und Römer

*) Harpokrates, Sohn des Osiris und der Isis, war identisch mit Horus, nämlich Horus als Kind. Er wurde deshalb auch als Kind dargestellt; als solches steckte er nach Art der Säuglinge den Finger in den Mund. Erst philosophierende Griechen nahmen diese kindische Geberde für ein Gebot zu schweigen.

vor. Bald wiederum hat man sie abgebildet, wie sie im Leben waren, so dass sie auf uns zuzukommen und mit uns reden zu wollen scheinen; solche Monumente herrschen in der neueren Zeit vor. Diese drei Formen, in denen uns die Verstorbenen auf den Friedhöfen erscheinen, sind auch die Formen, in denen die Kunst das Leben porträtiert. Ihre Erstlingswerke blicken uns leblos und glanzlos an wie eine Leiche. Allgemach werden die Toten auferweckt, sie beginnen langsam zu leben und zu atmen, aber sie verharren noch regungslos in ihrer Stellung, sie gleichen einem Wesen, das nicht stumm ist, aber schweigt. Endlich stehen sie auf und wandeln. Wie? Die Bildsäulen stehen auf? So wäre denn nicht jede Statue ein Typus der Kälte, der Stummheit und der Unempfindlichkeit? Gewiss nicht; und wenn Condillac eine Marmorstatue belebt, so darf er sich höchstens etwa den Apollo von Tenea oder sonst ein altertümliches Werk aussuchen, das in seiner maskenhaften Starrheit allerdings einer Bildsäule ähnlicher ist, als einem Menschen.

Dass die Statuen gleich dem Töchterlein Jairi aufstehen und wandeln, wäre zwar nichts Seltenes, wenn es nach der Sage ginge, welche gern Abgötterei treibt und die Abbilder lebender Wesen mit den lebenden Wesen selbst verwechselt. Im Mittelalter erzählte man sich von den *Mirabilien* der Stadt Rom. Das erste war, dass auf dem Kapitol oder auf dem Kolosseum eherne Statuen der römischen Provinzen standen, in ihrer Mitte Roma mit einem goldenen Apfel in der Hand. Sobald sich eine Provinz im Reich empörte, läutete ihr Standbild in Rom ein Glöckchen und kehrte der Roma den Rücken zu. *Avis au lecteur. Tali arte,* setzt der Grammatiker Ugutio hinzu, *Romani Trojani mundum subjugabant.* Er hätte statt der *Romani Trojani* auch sagen können: *Romani Byzantini;* denn aus Konstantinopel wird von Nicephorus Gregoras ein analoges *Mirabile* erzählt. In dem kaiserlichen Palaste zu Konstantinopel befand sich

seit dem Jahre 1227 ein Gemälde, welches den heiligen Georg zu Pferde darstellte. Dieses Pferd pflegte laut zu wiehern, so oft ein Feind die Stadt mit Erfolg zu berennen drohte. Aber überall hat der Wunderglaube des Volkes den Statuen eine phänomenale Beweglichkeit verliehen, namentlich den Heiligenstatuen, die bald reden, bald weinen, bald mit dem Finger drohen, bald ausweichen mussten, wenn eine Kugel geflogen kam: dem heiligen Januarius in Neapel juckt es in allen Gliedern, ja, eine seiner Statuen in Pozzuoli bekam sogar einmal die Pest. Und anderseits heftet sich der Volkswitz mit Vorliebe an die steinernen Männer, die in der Stadt herumstehen — es ist schrecklich, was man den achtundzwanzig Bildsäulen nachgesagt hat, welche das Geländer der Prager Karlsbrücke krönen — der berliner Schusterjunge kann sich nicht entbrechen, den Freiherrn von Stein zu bewundern, weil er die Hand vorstreckt und sagt: *es trippelt schon* — und dem Grafen von Brandenburg die Worte in den Mund zu legen: *mag der Dreck auch fusshoch liegen, mit die Stebbel komme ich dorch.* Immerhin ist das ein Leben, welches den Statuen nur geliehen wird, indem man für den Augenblick vergessen will, dass man tote Bildsäulen vor sich hat; es ist ein von den Originalen erborgtes Leben — ein Leben, an welchem das steinerne Bild allerdings auf kurze Momente Teil hat, das aber in dieser Fülle nur Eine Statue besitzt: der Mensch.

Man kennt den *Don Juan* des Antonio de Zamora, der eigentlich eine Nachahmung eines Stückes von Tirso de Molina ist. In Sevilla, einer der üppigsten Städte der einstigen Weltmonarchie, hat ein Edelmann aus dem Geschlechte Tenorio die Tochter des Gouverneurs Komtur Ulloa entführt und den alten Herrn im Zweikampf erstochen. Der Ermordete wird im Franziskanerkloster in der Familiengruft beigesetzt, das Denkmal ist ein Reiterstandbild. Don Juan, dessen Familie hier gleichfalls eine Kapelle hat, kommt in das Kloster und in einer übermütigen Laune lädt er den Komtur zu sich auf die Calle de San Leandro.

Der steinerne Mann nickt, wie oben Zeus genickt hat, nur dass er wirklich den Kopf bewegt: er nimmt die Einladung an und stellt sich ein: er reicht Don Juan die eiskalte Hand: er führt ihn an den Ort der ewigen Verdammnis. Wer hätte den Herrn *Comendador,* den *Convidado de Piedra,* der in Sevilla noch gezeigt wird, nicht im Opernhause gesehen? Der Augenblick, in welchem sich das Haupt des steinernen Reiters regt und das erste Zeichen eines geheimen Verständnisses erfolgt, ist ein sehr merkwürdiger — wir schaudern, wie wir im *Zampa* schaudern, da die Marmorbraut den Ring angesteckt bekommt und zukrampft.

Warum erschrecken wir nicht über uns selbst? Denn wir sind auch steinerne Gäste und unheimliche Pantomimen. Belebten Bildsäulen gleich, sprechen wir, ohne den Mund aufzuthun, eine leise, wunderbare Sprache — kein Geräusch, keine unheilige Stimme stört unsere geisterhafte Unterhaltung — nur der stumme Gruss, nur der schweigende Händedruck geht vielsagend hin und her, ein leuchtender Blick, ein blitzartiger Fingerzeig genügt, die Situation zu klären, Fragen werden gestellt und Antworten erteilt, indem eine Wimper zuckt: tausend edle, bildsame Menschenleiber gaukeln wie Traumgestalten durcheinander und verkörpern ihre heimlichsten Gedanken einen ganzen langen Tag mit angeborener Plastik; und wenn es Abend wird, so faltet sich die wandelnde Statue zusammen, ruht von ihrem Tanze aus und wird, was die *Schlafende Ariadne* ist, ein Ebenbild des Todes.

Ich weiss wohl, dass im gemeinen Leben neben dieser stummen und geisterhaften Unterhaltung die Lautsprache hergeht, wie ein Tambour neben der Kompagnie. Aber es wird gut sein, den Trommelschlag einmal ganz wegzudenken, uns gleichsam auf eine stille Insel zu flüchten, wo nicht mit Worten, sondern nur mit Geberden gesprochen wird, und zu dem Ende die Menschen für einen Augenblick als Statuen anzusehen, die sich gleichsam selber formen, die den unerschöpflichen Bildnergeist in ihrem Innern

tragen und die als solche auf die *Sprache ohne Worte* ausschliesslich angewiesen sind. Zwischen Statuen und Menschen ist, solange die letzteren schweigen, der Theorie nach kein anderer Unterschied als der, welcher bei Bewegungen hervortritt; in der Ruhe gleichen sie sich durchaus. Aber sobald es sich um eine lebendige Bewegung handelt, wird man inne, wie der Marmorstatue die Freiheit mangelt. Der Mensch führt die ganze Bewegung vom ersten bis zum letzten Momente aus und durchläuft alle Stadien derselben; die Statue ist an einen einzigen bestimmten Moment gebunden. Der Mensch, der eine Geberde macht, verwandelt sich in eine ganze Reihe von Statuen, nämlich in so viel einzelne Statuen, als die Geberde Momente hat; die Statue stellt nur einen dieser Momente dar, die übrigen werden vom Beschauer hinzugedacht. Aber in diesem einen Momente gleichen sich Statuen und Menschen wieder ebenso vollkommen wie in der Ruhe.

Wir können daher wohl von einer Beredsamkeit des Marmors reden, wenn wir die schöne Fähigkeit des Menschen, in Mienen und Geberden zu sprechen, bezeichnen wollen, indem der Marmor diese Fähigkeit gleichfalls und reiner zu besitzen scheint als wir. Zwar erfolgen unsere Geberden vollkommener und mit einer grösseren Ausführlichkeit, aber sie werden bei uns fortwährend von Lauten unterbrochen und mit tönenden Phrasen ergänzt, gleichsam mit einem Accompagnement versehen, während eine Versammlung von Marmorbildern, wie ein Klub des Stillschweigens, jedwede Rede ausschliesst, so dass ihre Geberden sauber und isoliert auftreten. Und wenn dieselben gleichzeitig, der Beschränktheit des Elementes wegen, kurz und prägnant sein müssen, erscheinen sie nicht als um so viel bessere rhetorische Leistungen? Sie geben von unseren Bewegungen nie mehr als die Quintessenz und erreichen doch dasselbe, weil sie alles Charakteristische enthalten. Es versteht sich, dass diese Beredsamkeit nur die natürlichen, allgemein menschlichen und allgemein verständlichen

Geberden braucht, nicht solche, die in bestimmten Gesellschaftskreisen, zum Beispiel in Taubstummenanstalten, ausgebildet und von ihnen vereinbart worden sind, denn daraus würde der gewöhnliche Zuschauer nicht klug. Und anderseits versteht es sich, da es sich um Beredsamkeit handelt, dass hier nur bewusste Geberden in Frage kommen, welche eine Mitteilung beabsichtigen, wenn sie gleich die Mitteilung in keine Satzform bringen. Beredt ist der menschliche Organismus in allen seinen Mienen, ja sogar schon in den Zügen des Angesichts und in den Formen des Skelettes, die alle etwas verraten. Aber beredt im engeren Sinne wird er erst, wenn er etwas verraten will und er zu dem Ende die natürlichen Äusserungen reproduziert.

Wild und regellos macht der Naturmensch seinen Empfindungen Luft, blindlings folgt er den Impulsen des mächtigen Genius, der ihn wie einen Besessenen durchwaltet und bald in die Höhe, bald in die Tiefe schleudert. Auf alles, was ihm vorkommt, hat er eine Antwort, die mit Naturnotwenigkeit erfolgt, sei es, dass er sich vor seinem Gotte niederwirft, sei es, dass er dem besiegten Feinde den Fuss auf den Nacken setzt, sei es, dass er den Freund ans Herz drückt, sei es, dass er vor einem Verräter ausspeit — das ist seine instinktive und unüberlegte Beredsamkeit, auf die bald eine künstlichere folgt. Denn allmählich wird er inne, wie gut diese Äusserungen von allen Menschen verstanden werden, wie jedermann auf seine Geberden achtet und Schlüsse daraus zieht, und wie er selbst bei anderen darauf achtet. Er geht also nun systematischer vor und unterdrückt seine Geberden, wenn sie ihm schaden können; umgekehrt wiederholt er sie geflissentlich, ohne dass er von der Natur dazu getrieben wird, wenn er das für vorteilhaft erachtet. Der Schauspieler auf der Strasse handelt ganz konsequent und die Berechnung, die er anstellt, entbehrt nicht eines gewissen Scharfsinns. Er fühlt nichts und würde, wenn es nach der Natur ginge, kalt bleiben wie ein Stein. Aber die Erfahrung lehrt, dass auf

ein gewisses Gefühl eine gewisse Geberde als Reaktion erfolgt, und es liegt dem Manne daran, andere an sein Gefühl glauben zu machen. Er bringt also die Wirkung hervor, damit es so aussehe, als ob die Ursache existiere. Und indem diese Reproduktion ausdrücklich an die Adresse des Zuschauers gerichtet wird, entsteht eine absichtliche Mitteilung, wie sie der Kulturmensch alle Tage macht.

Zu derartigen Mitteilungen werden vorzugsweise solche Geberden benutzt, die plastisch hervortreten und im Auge einen ausgesprochenen Eindruck hinterlassen — das ist der Grund, weshalb sie nicht nur im Steine nachgeahmt, sondern auch oft geradezu den Statuen selber zugeschrieben worden sind. Durch nichts können wir doch die Verehrung, die wir für jemand haben, und die Unterwürfigkeit unter seinen Willen deutlicher machen, als indem wir uns faktisch vor ihm verkleinern, den Hut abnehmen und uns verneigen, und deshalb ist diese Geberde unser stehender Gruss geworden; in China verneigt sich das Volk neunmal vor einem Mandarinen und der Mandarin neunmal vor seinem Kaiser. Und abermals, weil diese Geberde so deutlich, so plastisch ist, hat sie Phidias nicht verschmäht, als er seinen Zeus modellierte — sie bedeutet hier nicht minder eine Art Unterwürfigkeit, nur nicht im allgemeinen, sondern in dem besonderen Falle des Gewährens und des Erhörens einer Bitte, was nur scheinbar entgegengesetzt ist; denn der Herr, der dem Diener einen Wunsch erfüllt und ihm eine Zusage macht, ordnet sich dem Willen des Dieners gleichfalls unter. Endlich wird dieselbe Geberde von der Sage dem Komtur von Sevilla zugeschrieben. Gepriesen sei die Beredsamkeit des Marmors! Sie ist den tiefsten Bass wert! —

Als der scharfsinnige Junker Don Quixote von der Mancha zu Barcelona im Hause des Don Antonio Moreno war, machte sich dieser einen Scherz mit ihm. Er führte ihn in ein abgelegenes Gemach, in welchem ein Tisch von

Jaspis stand. Auf dem Tische war eine bronzene Büste aufgestellt, die wie das Brustbild eines alten römischen Kaisers aussah. Diesen Kopf hatte ein Zauberer gemacht: er antwortete auf alle Fragen, die man ihm ins Ohr sagte. Bei einer Probe sprach er in der That und gab nicht nur Don Quixote und seinem Schildknappen, sondern allen Anwesenden die merkwürdigsten Aufschlüsse. Es war das Abenteuer mit dem verzauberten Kopfe, *la Aventura de la Cabeza Encantada.*

Cervantes hat die sinnreiche Vorrichtung, vermöge deren die Antworten erfolgten, selbst beschrieben; die Sache war, dass das Mittelalter an die Existenz solcher allwissenden Köpfe wirklich glaubte. Nicht weniger als fünf könnte man namhaft machen, denen in verschiedenen Ländern Zauberkraft zugeschrieben ward und die nicht bloss Kunstwerke gewöhnlicher Hexenmeister waren. Nein, durch den Besitz derartiger Köpfe suchte sich das Volk das erstaunliche Wissen einzelner Gelehrter zu erklären. Der kenntnisreiche Albertus Magnus zu Köln fabrizierte im XIII. Jahrhundert einen irdenen Kopf, der sprechen und die Miene verändern konnte: er hatte Albert dreissig Jahre Arbeit gekostet und schliesslich zerbrach ihn sein Schüler, der heilige Thomas von Aquino, in tausend Stücke. Gerbert, der Lehrer Ottos III., nachmals Papst Sylvester II., hatte dagegen schon im X. Jahrhundert ein sprechendes Haupt von Erz gemacht; und ebenso besass der englische Mönch Roger Bacon, der Doctor Mirabilis, im XIII. Jahrhundert zu Oxford sein *Brazen Head.* Ja, von dem letzteren hat sich bis auf den heutigen Tag die Nase erhalten — jene eherne Nase, welche man am Thorweg eines Oxforder College sieht und nach welcher dasselbe *Brazenose College* heisst. Man nimmt an, dass hier ursprünglich ein *Brasenhus* oder *Brazing House,* das heisst ein Brauhaus, gestanden habe und dass *Brazenose* eine Umdeutung des alten Wortes sei, doch kommt der Name *Brazenose Hall* für das einstige Kollegiatgebäude schon in einer Urkunde von

A. D. 1278, der Zeit Roger Bacons, vor; und das Zusammentreffen mit der Sage von dem *Brazen Head* scheint mir um so mehr zu beachten, als die Formen *Brasenhus* und *Brazing House* nichts als Hypothesen sind.*)

Aber wie seltsam und ungeschickt ist doch der Gedankengang des Volkes, das solche Märchen erfindet! Es sieht einen grossen Mann, der in der Natur unendlichem Geheimnis liest und der, wie man zu sagen pflegt, einen guten Kopf hat — lieber als ihm den ausgezeichneten Kopf zu lassen, schreibt es ihm die Verfertigung eines bronzenen Kopfes zu, der für ihn denkt und ihm das Vergangene und Zukünftige offenbart! Denn es ist doch gar kein Zweifel, dass der bronzene Kopf des Roger Bacon im Grunde sein eigener Kopf ist, der nur gewissermassen vom Rumpfe getrennt und wie eine wunderbare Maschine vor ihn auf den Tisch gestellt wird.

Wie daran kein Zweifel ist, dass Götzen und Heiligenbilder nur einzelne Personen sind, in welche das Original zerlegt wird. Das menschliche Begriffsvermögen ist so schwach und der Anschauungen so bedürftig, dass es seinen Gott verdoppeln und verdreifachen muss, um das Wesen desselben zu erfassen — es wird uns leichter, die Eigenschaften eines Wesens zu erkennen, wenn wir sie gleichsam abstrahieren und auf Bilder desselben Wesens übertagen — worauf dann diese Bilder eine Macht über uns gewinnen, dass wir schier vergessen, woher sie genommen sind. Und doch ist jedes Bild, und gehörte es zu den *Acheropitis,* noch schattenhafter als der Mensch, der doch selbst nur der Traum eines Schattens ist.

Wenn wir darüber recht nachdenken, so kommen wir zu dem Schluss, dass die gesprächigen Statuen, an denen

*) Das Haupt des Orpheus, welches der Sage nach nebst seiner Leier von den Wogen zu den Küsten von Lesbos getragen wurde und hier das blutige Ende des Cyrus unter den Massageten vorausgesagt haben soll, war kein künstliches, sondern das natürliche Haupt des mythischen Sängers, vielleicht wie das des heiligen Januarius in einer kostbaren Büste eingeschlossen.

wir die Beredsamkeit des Marmors studieren wollten, nur Modellen gleichen, die ein Zeichenlehrer seinen Schülern vorlegt; und dass wir uns an ihnen die Sprache ohne Worte deutlich machen, wie sich das Volk die Weisheit eines Mönches an einem bronzenen Kopfe deutlich macht. Modelle sind vorzügliche Lehrmittel, ja, als solche vielleicht instruktiver als die Natur selbst, aber doch nur Proben und Beispiele der Natur. So mögen wir an den Statuen sehen, was die Menschen für Geberden machen, sie lehren das vortrefflich, sie eignen sich in ihrer steinernen Ruhe viel besser zu Demonstrationen als lebendige Individuen. Aber auf die letzteren kommt es an: die Bildsäule ist ja nur eine Drahtpuppe, die sich anstellt und geberdet, bückt und aufrichtet, wie es ihr der Mensch vormacht, der sie innerlich regiert — ihre Beredsamkeit wie die Aarons, der für Moses zum Volke spricht, aber dem sein Bruder Moses alle Worte in den Mund legt.

Jedermann stellt offenbar selbst die beste Bildsäule von sich dar, was denjenigen zum Troste gesagt sein mag, denen noch keine gesetzt worden ist und die deshalb gelegentlich bei ihren nächtlichen Spaziergängen ein leeres Piedestal besteigen.

Kennst Du, lieber Leser, die *Geschichte des Prinzen Zeyn Alasnam, der Zierde der Bildsäulen* aus Tausendundeine Nacht? — In der alten Stadt Basra, dem Athen des Orients, war ein junger König, dem hatte sein Vater acht diamantene Bildsäulen hinterlassen, jede einzelne von unschätzbarem Werte. Diese acht Bildsäulen standen in einem unterirdischen Gemach auf goldenen Fussgestellen. Aber es gab noch ein neuntes Fussgestell, ebenfalls von gediegenem Golde, auf dem lag nur ein Stück Atlas mit der Inschrift: *O, mein lieber Sohn! Diese acht Bildsäulen zu erwerben hat mir viel Mühe gemacht, und sie sind sehr schön. Aber Du musst wissen, dass es noch eine neunte auf der Welt gibt, welche sie übertrifft. Sie allein ist mehr wert, als tausend solche, wie Du hier siehst. Willst Du Dich in ihren Besitz setzen, so mache*

Dich auf und gehe in die Stadt Kairo. Der König liess sichs gesagt sein, er reiste nach Kairo und fand dort einen alten Sklaven seines Vaters, Namens Mobarek, der ihn unter mannigfachen Abenteuern auf eine Insel zu einem mächtigen Geiste brachte. Der Schutzgeist des königlichen Hauses empfing sie gnädig: er war es, der dem verstorbenen König die acht Bildsäulen, eine nach der anderen, geschenkt und seinem Sohn die neunte, ungleich schönere, zu geben versprochen hatte. Nun gab er Zeyn Alasnam auf, ihm eine fünfzehnjährige Jungfrau zu bringen, die noch von keinem Manne wisse und überdies ausgezeichnet schön sei; sie zu erkennen, sollte ein Spiegel dienen. Der König zog denn abermals mit dem alten Sklaven aus, die Jungfrau ausfindig zu machen und fand endlich nach langem Suchen in Bagdad eine, wie sie sein sollte, die er am liebsten selber behalten hätte, die er aber standhaft genug war, dem Geist zu überliefern. Dieser war zufrieden und befahl dem König Zeyn nach Basra zurückzureisen, in dem unterirdischen Gemache werde er jetzt die neunte Bildsäule finden. Und richtig, als er zu Hause war und mit seiner Mutter hinunterging, stand die neunte Bildsäule auf dem neunten Fussgestelle — es war das schöne Mädchen, das er mit schwerem Herzen dem Geist überlassen hatte.

Mein König, sprach die Jungfrau zu dem überraschten Jüngling, *Du erwartetest etwas Kostbareres zu sehen, als mich, und bereust jetzt ohne Zweifel, dass Du Dir so viele Mühe gegeben hast* . . . . wollen wir abwarten, was der König Zeyn Alasnam erwiderte oder wollen wir die Antwort für ihn geben? Wer liesse nicht ein Pio-Clementinisches Museum für die holde, zitternde und schamhaft errötende Beredsamkeit der neunten Statue? —

II. Plastische Zeichen der Gesinnungen.

Die systematische Darstellung — Zeichen der Liebe: der Kuss, die Umarmung und der Händedruck — letzterer aus dem Handschlag hervorgegangen — Hand in Hand — im Mittelalter reichte der Ritter der Dame nicht den Arm, sondern die Hand — der Nasenkuss der Fidschiinsulaner — Zeichen der Verehrung — sie laufen auf eine Selbsterniedrigung hinaus — Grade der letzteren: die Niederwerfung, das Niederknien, die Verneigung, das Hutabnehmen, das Ausziehen der Schuhe, das Ausweichen und Platzmachen — wir verfolgen diese Geberden durch Altertum, Mittelalter und Neuzeit — Beispiele aus der Bibel, historische Belege, Beobachtungen, die auf Reisen gesammelt sind — Stellungen beim Gebet — die Adoratio und die *Προςκύνησις* — Abraham und die drei Engel — Herzog Rollo und Karl der Einfältige — der Selam der Türken — Zeichen der Dankbarkeit: sie fallen vielfach mit den Geberden der Liebe und Verehrung zusammen — Zeichen des Beifalls: das Klatschen — die Nachsicht: durch die Finger sehen — Zeichen des Missfallens: sie sehen den Zeichen des Beifalls oft sehr ähnlich — der Zorn: die Ohrfeige — der Verweis: die Nase — Zeichen des Spottes: der Storch, das Eselbohren; das Herausstrecken der Zunge, Hörner machen, Rübchen schaben, eine lange Nase machen, ein Schnippchen schlagen — Zeichen der Verachtung: das Ausspeien, das Entblössen des Gesässes, das Bieten der Feige, das Ausstrecken des Mittelfingers — die Feige ein Bild der Gebärmutter, die Geberde ein Bild des Coïtus.

Nach dieser Exkursion in das Reich der Marmorstatuen, welche uns auf die angeborene Beredsamkeit des lebendigen Menschenbildes nur vorbereiten sollte, indem sie uns dieselbe im Spiegel der Bildhauerkunst zeigte: schreiten wir jetzt zu einer systematischen Übersicht über die plastischen Zeichen, welche sich die Menschen untereinander von ihrer jeweiligen guten oder schlechten Gesinnung geben, und über die bewussten Reproduktionen der natürlichen Geberden, sofern dieselben eingestandenermassen an die Adresse des Beobachters gerichtet sind. Wir ordnen dieselben nach den Gefühlen, denen sie entspringen und die dadurch, aufrichtig oder nicht, zum Ausdruck gebracht werden sollen — die Aufrichtigkeit ist am gewissesten, wenn es sich um feindselige Kundgebungen handelt, hier wird nicht geheuchelt, wie nur allzuhäufig bei den

A. **Zeichen der Liebe** geheuchelt wird. Wenn wir einem Freunde die Hand schütteln, wenn wir ihn beim Wie-

dersehen küssen und umarmen, streicheln und an uns drücken, so kommt uns das wohl von Herzen und wir folgen einem natürlichen Impulse. Aber es wird doch dabei bezweckt, ihm einen offiziellen Liebesbeweis zu geben, und der Fall ist ja nicht selten, dass der Beweis noch beibehalten wird, wenn die Liebe schon erkaltet ist, ihre Fortdauer gleichwohl durch diese ihre natürlichen Äusserungen annonciert werden soll —

> in welcher Rücksicht,
> obgleich ich ihn wie Höllenqualen hasse,
> weil mich die gegenwärtge Lage zwingt,
> ich aufziehn muss der Liebe Flagg' und Zeichen.
>
> Jago in Shakespeares *Othello* (I, 1).

So zog schon Judas der Liebe Flagge und Zeichen auf, als er seinen Meister küsste. Der (a) Kuss, und zwar der eigentliche Kuss oder der Kuss auf den Mund, wie ihn die Umarmung, das *Embrassement* der Franzosen, mit sich bringt,*) ist immer das vornehmste offizielle Zeichen der Liebe, respektive der Versöhnung gewesen und geblieben, er stellt daher auch eine Hauptform der freundschaftlichen Begrüssung dar. *Vergessen Sie nicht, zu mir auf einen Kaffee und auf einen Kuss zu kommen,* schrieb Klopstock an Gleim unterm 16. Juni 1750. Weil der Kuss indessen den bekannten geschlechtlichen Beigeschmack hat und von rechtswegen nur am Platze ist, wenn *Amor* und *Psyche* zusammenkommen, so sollten Männer untereinander und Frauen untereinander sparsamer mit ihren Küssen sein, als sie es in vielen Ländern sind; und die englische Sitte nachahmen, wonach

---

*) Die Umarmung oder Umhalsung allein, französisch *Accolade*, ist im Mittelalter gleichfalls eine offizielle Ceremonie gewesen. Wenn ein Junker in einen Ritterorden aufgenommen ward, umarmte ihn der Grossmeister des Ordens oder wer sonst den Ritterschlag erteilt hatte, feierlich, indem er ihm seine Arme um den Hals *(à col)* legte. Später wurde *Accolade* auch für den Akt des Ritterschlages selbst gebraucht.

sich nur die nächsten Angehörigen mit einem Kuss begrüssen. Auf mehreren Inseln Polynesiens, den Gesellschafts-, den Freundschafts-, den Fidschiinseln küssen sich die Bewohner nicht mit den Lippen, sondern mit den Nasenspitzen, welche letzteren dadurch ganz abgestumpft werden: auch die Lappen drücken, wenn sie sich begrüssen, die Nasen fest aneinander: wenn sie's nicht lassen mögen, können Personen einerlei Geschlechtes auch das nachahmen.

Das wäre freilich eine allzufreie, dichterische Erweiterung des Begriffs, wollte man, so oft sich zwei Personen mit den entsprechenden Körperteilen berühren, von einem *Kusse* reden: dann würden sich auch die Leute küssen, wenn sie sich herzen, wenn sie sich liebhaben, das heisst, die Wangen, die Schenkel, die Knie aneinanderdrücken, und wenn sie sich die Hände reichen. Bei dem geistlichen Dichter Spee bedeutet allerdings *Bäcklein* wirklich soviel wie Kuss, entsprechend dem Ausdruck *Mäulchen,* doch weiss man nicht recht, was er eigentlich damit meint. Aber alle diese zärtlichen Duale, welche nach Analogie des Kusses in Szene gesetzt werden, sind gleich ihm und nächst ihm hergebrachte Beweise der Liebe und Freundschaft. *Sein Händedruck und ach, sein Kuss!* — — Zumal der (b) Händedruck, der nicht seitlich auf die Finger, sondern vermittels des Daumens auf den Rücken der Mittelhand wirken und von einem kräftigen Stoss nach unten begleitet sein soll (englisch *to shake hands with*). Die Sitte, sich beim Kommen und Gehen die rechte Hand zu drücken, ist uralt; *ἐν δ' ἄρα οἱ φῦ χειρί,* gleichsam *ihre Hände verwuchsen miteinander,* liest man häufig bei Homer, und schon bei den alten Römern waren, wie man aus antiken Medaillen sieht, zwei verschlungene Hände *(dextrae)* Symbole der Gastfreundschaft und der Eintracht. Es gibt wohl Leute, die ihre Briefe zu schliessen belieben: *mit herzlichem Gruss und deutschem Handschlag Ihr ergebener*

N. N. Dazu wäre zweierlei zu bemerken. Erstens, dass man sich nicht bloss in Deutschland, sondern in ganz Europa die Hand zum Abschied gibt, sintemal auch der Franzose seine Briefe schliesst: *je vous serre la main* und der Italiener: *vi stringo la mano*, oder *ricevete una stretta di mano;* den Händedruck nennen die Franzosen: *une poignée de main.* Überall gilt Heines Wort: *wenn zwei von einander scheiden, so geben sie sich die Händ.* Zweitens, dass Handschlag etwas anderes ist als Händedruck, nämlich nicht ein Zeichen der Freundschaft, sondern die altherkömmliche Bekräftigung eines Versprechens, eines Gelübdes, eines Eheverlöbnisses, die man auch einfach als *Handtreue* bezeichnet; noch heute werden bei der Reichstagswahl Protokollführer und Beisitzer von dem Wahlvorsteher mittels Handschlags an Eides Statt verpflichtet, und beim Handel, namentlich auf Viehmärkten, kommt der Handschlag als Zeichen des erfolgten Vertragsabschlusses häufig vor. Allerdings gehen beide Geberden, Handschlag und Händedruck, vielfach ineinander über, denn nicht nur, dass der Handschlag gelegentlich für einen Gruss, auch der Händedruck wird wieder gelegentlich im Sinne eines Gelöbnisses genommen;

> wann einst fromme Herzen deutsch sich finden,
> ohne Eide, mit dem Händedruck
> werden sie hier Treue binden,

sagt der alte Arndt in seinen *Gedichten.* Aber gerade die Arndtschen Verse leiten uns vielleicht zu einer richtigen Auffassung des Verhältnisses, in welchem die beiden Gesten zu einander stehen. Der innige Zusammenhang beider leuchtet ja ein, und es ist sehr wahrscheinlich, dass der Handschlag als Gelöbnis das Ursprüngliche darstellt, der Händedruck als Zeichen der Liebe das Sekundäre, der Gruss aus dem Versprechen hervorgegangen ist. Zuerst hat man sich die Hand darauf gegeben, dass man etwas thun, etwas leisten, etwas kaufen

wolle, dass ein Geschäft abgeschlossen sei; dann hat man sich durch den Handschlag zu Schutz und Trutz verbündet, sich ewige Freundschaft und ewige Treue versprochen, sich verheiratet und verlobt: bei Huldigungen nach Lehnrecht faltete der Mann die Hände und der Herr nahm sie zwischen die seinigen, und *einer Dame seine Hand anbieten* ist ja gerade soviel wie *um sie freien* und *sie zur Ehe begehren.* Endlich reicht man sich die Hand zum Grusse, indem man die Versicherung bei jeder Gelegenheit erneut: *wir wollen Freundschaft halten.* Der Händedruck ist ein Handschlag, nur durch die allzuhäufige Wiederholung abgeschwächt und verblasst — ein heiliges Versprechen, das zum Grusse erhoben wird — nicht sowohl ein Zeichen der Liebe selbst, als vielmehr ein Liebesschwur. Und dieser feierliche Liebesschwur, diese, wie es formelhaft genannt wird, *handgebende Treue* scheint zwar allen Nationen und allen Zeiten bekannt gewesen zu sein. Aber zu einer stehenden Form der Begrüssung mögen sie erst die Deutschen benutzt und als solche in den romanischen Ländern Mode gemacht haben, denn ein Gruss durch Handgeben wird meines Wissens weder in der Bibel, noch im römischen Altertum erwähnt.*) Noch heute begrüssen sich ja die Türken und die Araber nicht mit einem Handschlag; Hand in Hand gehen habe ich junge Muselmänner zum Beispiel in Kairo, in dem Esbekîye-Garten oft gesehen. Wenn bei uns ein Pärchen Hand in Hand geht, so denkt man, es sind Geschwister oder Liebesleute: wie Friedrich Wilhelm Gotter in seinen *Gedichten* sagt:

---

*) *Manum dare* heisst: einem die Hand reichen, um ihn zu führen; wohl uch: sich ergeben oder für überwunden erklären. *Dexteram ferre* war soviel vie Handschlag leisten. *Manum conserere,* dem homerischen *φῦναι ἐν χείρεσσι* cheinbar so ähnlich, bedeutet doch etwas ganz anderes, nämlich: handgemein verden. In der Bibel kommt allerdings der Händedruck als Gruss nicht vor, loch der Handschlag als Gelöbnis wird erwähnt: *Sprüche* XVII, 18.

die frühe sich verloren hatten,
begegnen sich im Abendschatten
und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Vor Jahrhunderten konnte es auch blosse Höflichkeit sein, dass der Ritter die Dame bei der Hand nahm. Im Mittelalter und noch lange nach dem Mittelalter reichte der Herr der Dame nicht den Arm, sondern die Hand, wenn er sie zu Tische oder zum Tanze führte; das Fassen unter den Arm galt für bäuerisch. Ich möchte auch sagen, dass ein Hand-in-Hand ein anmutigeres, gleichsam vornehmeres Bild gewährt als ein Arm-in-Arm.

B. **Zeichen der Verehrung.** Da man, wie die Welt läuft, noch häufiger seine Hochachtung darzuthun hat als seine Liebe; da das Gefühl der Demut nicht bloss für den Umgang mit den Menschen, sondern auch für den täglichen Verkehr mit dem höchsten Wesen bestimmend ist: so sind die Zeichen der Verehrung unter allen ostentativen Geberden vielleicht die wichtigsten und am meisten ausgebildeten. Soviele ihrer aber auch sein mögen, alle laufen sie auf ein und dasselbe Prinzip hinaus, das nur bald mehr, bald minder vollständig durchgeführt wird: das Prinzip der Selbsterniedrigung. Die Komplimente aller Sorten, von dem freundlichen Kopfnicken des Europäers bis herab zu dem demütigen Grusse des Japaners, der seine Sandalen auszieht und die rechte Hand in den linken Ermel steckt, als worauf er die Arme langsam an den Knien herabgleiten lässt und in ängstlichem Tone ausruft: *Augh! Augh! Füge mir kein Leid zu!* — sind nur verschiedene Grade einer einzigen Grundgeberde, mit der man sich selbst erniedrigt und den anderen erhöht. *Wer den ersten Buckel machte,* sagt ein geistreicher Schriftsteller, dem die furchtsame Geberde des Japaners vorgeschwebt haben mag, *muss sich vor einem Schlag ins Gesicht gefürchtet haben.* Er muss wenigstens, können wir hinzufügen, die Übermacht eines Wesens empfunden haben, das ihn allenfalls

schlagen konnte: denn vor einem solchen beugen wir uns unwillkürlich, es ist, als ob einer, der uns in seiner Gewalt hat, auch leiblich grösser wäre, es ist, als dürften wir nicht so gross sein, wenn wir es etwa sind. Die Majestät hat etwas Niederdrückendes, wir kriechen in uns zusammen, wir fühlen uns wie Zwerge einem Riesen gegenüber — bei wenigen Begriffen schmeckt die ursprüngliche sinnliche Anschauung so vor, wie bei den Begriffen Hoch und Niedrig. Daher denn die Selbstverkleinerung, welche diesen Eindruck mit Bewusstsein widergibt und die Unterwürfigkeit, die Ergebung in den fremden Willen sprechend malt. Tigranes, erzählt Plutarch in seinem *Leben des Lucullus,* Tigranes hatte immer vier Könige als Trabanten bei sich, die, während er ritt, in kurzen Hemden nebenherliefen und wenn er auf seinem Throne sass und Audienz erteilte, mit gekreuzten Armen, nicht unähnlich den Statuen gefangener Barbaren, tiefgebückt um ihn standen, *indem diese Haltung wie eine die Knechtschaft auszudrücken, Leben und Person der Willkür des Herrn preiszugeben schien* (XXI, 10). Wenn ich in China bin und auf einem Pferde sitze und einem gleichfalls reitenden Mandarin begegne, so werde ich absitzen — wenn ich in Rom bin und in einer Droschke fahre und dem Heiligen Vater begegne, so werde ich aus dem Wagen springen — ja, hiermit noch nicht zufrieden, werde ich als guter Katholik dem Papste zu Füssen fallen und ihm den Pantoffel küssen. Da haben wir noch in unserer Zeit und in Europa jenen höchsten Grad der Selbsterniedrigung, der im Orient von jeher üblich und die älteste Form der Begrüssung gewesen ist.

a) Die Niederwerfung. Als der heilige Bernhard A. D. 1113 mit dreissig Gesinnungsgenossen nach Cîteaux zog, um in den Cisterzienserorden zu treten, warf sich die heilige Schar an der Pforte des Klosters vor dem Abt Stephan auf die Erde und flehte unter Thränen um Aufnahme. Wenn heutzutage ein Reisender in

Frankreich der Grossen Trappe einen Besuch abstattet, wird er umgekehrt von den Mönchen gleich einem Gott bewillkommt: sie werfen sich die Länge lang vor ihm auf den Boden. Sie folgen hierbei dem Beispiel Abrahams (1. Buch Mose XVIII, 1—16). Als der Patriarch im Haine Mamre vor der Thür seiner Hütte sass, erschien ihm der Herr in Menschengestalt, begleitet von zwei Engeln, den Dienern seines Zornes gegen Sodom. Wie Abraham die drei Männer erblickte, lief er ihnen entgegen und bückte sich nieder auf die Erde, das heisst, er fiel auf seine Knie und neigte dann seinen Körper tiefer und tiefer, bis er mit der Stirn den Boden berührte. Diese Art der demütigen Verehrung war in der That beim Gottesdienste wie beim Götzendienste Regel; doch darf man zweifeln, ob Abraham seinen Freund Jehovah gleich erkannt hat. Zwar die griechischen Maler, und mit ihnen Rafael, haben, im Einklang mit den Worten der Liturgie, die drei Gäste des Abraham für die heilige Dreieinigkeit selbst genommen; doch glaube ich kaum, dass Abraham die drei göttlichen Personen selbst zu bewirten sich vermass. Wenigstens beweist das seine Begrüssung nicht — die Niederwerfung war auch im Verkehr mit den Menschen obligat und die herkömmliche Form, Gäste zu empfangen, Königen Ehrfurcht zu bezeigen, Gleichstehende seiner besonderen Hochachtung zu versichern; gelegentlich wurde sie dreimal und siebenmal wiederholt. Dazu kam meist das Umfassen der Knie und der Füsse und das Küssen des Bodens, auf welchem der Gewaltige stand, wohl auch das Küssen der Füsse selbst. Diese Sitte herrschte noch zur Zeit Christi, wie man nicht nur aus den zahlreichen Fällen, in welchen sie gegen die Person des Erlösers selbst beobachtet wurde, sondern auch aus der Parabel von dem *Unbarmherzigen Knechte* sieht (*Evangelium Matthäi* XVIII, 26). Selbst der Hauptmann

Cornelius machte dem Apostel Petrus keine geringere Reverenz, doch wollte sie Petrus nicht annehmen, weil er *auch ein Mensch* sei, umsoweniger, als der Römer die Niederwerfung nicht gewohnt war (*Apostelgeschichte* X, 25).

Während nämlich der fussfällige Gruss nicht bloss bei den Hebräern, sondern auch bei den Babyloniern, den Persern und im ganzen Osten vorkam, wussten die freien Griechen und die stolzen Römer in der guten Zeit nichts von einer Demütigung, die etwas Sklavisches hatte, nicht einmal den Göttern gegenüber: den ersteren, welche sie *Προςκύνησις* nannten — noch heute klingt dieses griechische Wort in den *Proscinemi* der römischen Katakomben wieder, man nennt so die Gebete und Anrufungen, welche die Pilger auf dem Wege zu berühmten Grüften in die Wände gekritzelt haben — fiel dieselbe namentlich am persischen Hofe auf. Als die beiden edlen Spartaner Sperthias und Bulis im Jahre 485 v. Chr. nach Susa reisten, um sich dem König Xerxes vorzustellen, und die Garden sie zwingen wollten, sich vor der Majestät in den tiefsten aller Stäube zu werfen, sagten sie, die noch dazu für ein Verbrechen ihrer Vaterstadt bestraft werden sollten, trotzdem unerschrocken, wie die Protestanten im römischen Vatikan: *sie würden das nie thun, denn sie beteten keinen Menschen an* (*οὐ γάρ σφι ἐν νόμῳ εἶναι ἄνθρωπον προσκυνέειν.* Herodot VII, 136). Alexander der Grosse, der in Asien ein asiatischer Despot ward, wollte auch die *Προςκύνησις* einführen, die er von den Makedoniern selber forderte, stiess aber bei denselben auf heftigen Widerstand, der Philosoph Kallisthenes eiferte laut gegen diese Schmach. Analog verlangten nachmals auch die römischen Kaiser die orientalische *Adoratio:* auch vor ihnen musste man sich auf die Erde werfen und ihnen Füsse und Knie küssen; und zwar war es Diokletian,

der A. D. 290 statt der *Salutatio* die *Adoratio* einführte und damit die kaiserliche Herrschaft dem orientalischen Despotismus näherte. Wenn ein Unterthan nach endlosen Schwierigkeiten zur geheiligten Person des Kaisers zugelassen ward, musste er, welches auch sein Rang sein mochte, niederfallen, den Fusskuss leisten und nach persischer Manier die Gottheit seines Herrn und Meisters anbeten. Diese Sitte erhielt sich im Oströmischen Reiche bis zum letzten Ende der griechischen Monarchie. Ausgenommen die Sonntage, an welchen man sie aus Bigotterie erliess, wurde die demütige Reverenz von allen gefordert, die Audienz erhielten, von gekrönten Häuptern und von Gesandten unabhängiger Staaten, von den Gesandten der Kalifen, der Könige von Italien und Frankreich und der römisch-deutschen Kaiser. A. D. 968 wurde Liutprand, ein Italiener aus longobardischem Geschlecht, Bischof von Cremona, von Kaiser Otto I. nach Konstantinopel gesandt, um beim Kaiser Nicephorus für Otto II. um die Prinzessin Theophania zu werben. Er vergab dem Freiheitssinn des Germanen und der Würde seines kaiserlichen Herrn nichts, dennoch konnte er sich den despotischen Zumutungen, welche die Etikette bei seiner ersten Audienz stellte, nicht entziehen. Als er sich dem Throne näherte, wirbelten die Vögel des goldnen Baumes ihre Noten, dazu brüllten die beiden goldnen Löwen. Mit seinen beiden Begleitern ward Liutprand angewiesen, sich zu beugen und niederzufallen: dreimal berührten sie den Boden mit der Stirne. Er stand auf, mittlerweile war der Thron durch eine Maschinerie bis zur Decke gehoben worden, die kaiserliche Figur erschien in neuem Glanze, ein majestätisches Schweigen schloss die Erscheinung ab. Die Beherrscher der alten Reiche vererbten ihren Anspruch wieder den römischen Päpsten und den deutschen Kaisern, ja, noch viel kleineren Potentaten.

Als der nordische Seekönig Rollo A. D. 911 Karl dem Einfältigen von Frankreich für die Abtretung der Normandie den Lehnseid leistete, sollte er dem König den Fuss küssen; der stolze Herzog weigerte sich und rief die englischen Worte: *Ne se bi God! Nimmer bei Gott!* — woraus angeblich der Ausdruck *bigott* entstanden ist. Schon schien der Abbruch der Verhandlungen unvermeidlich, als einige Hofleute dem Herzog die Hände nahmen und sie mit Gewalt in die Hände des Königs legten, zu mehr war er nicht zu bewegen, er schlug an sein Schwert und wiederholte: *Ne se bi God!* — Wie die Franzosen sahen, dass nichts mit ihm auszurichten sei, wandten sie sich an einen seiner Offiziere, der sollte die Ceremonie zu Ende bringen; aber der, nicht minder stolz als der Herzog, nahm den Fuss des Königs und zog ihn, ohne sich zu bücken, bis an seinen Mund hinauf, so dass er den ganzen Mann vom Stuhle zog und sich der Monarch auf die Erde setzte. Jetzt wäre die Sache beinahe ernst geworden, aber die Hofleute wussten wohl, dass Karl nicht bloss einfältig, sondern auch schwach war, und es blieb ihnen nichts übrig als gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

Unsre Kaiser wären keine Germanen gewesen, wenn sie dieses Gefühl nicht zu würdigen verstanden hätten, sie duldeten den Fusskuss mehr als dass sie ihn gerne sahen, ja, Maximilian I. und Karl V. protestierten förmlich dagegen, die zweifelhafte Ehre den römischen Päpsten überlassend, welche sie seit Gregor VII. (A. D. 1077) als ihr Privilegium betrachteten, ja, eben von den Kaisern selber erwiesen haben wollten. Wirklich haben die deutschen Kaiser den Päpsten nicht bloss den Pantoffel geküsst, sondern auch wie Reitknechte den Steigbügel gehalten, zuerst Kaiser Lothar III. dem Papst Innocenz II. zu Lüttich, A. D. 1130, sodann Friedrich Barbarossa dem Papst Hadrian IV. zu Sutri

A. D. 1155 und dem Papst Alexander III. zu Venedig nach der Niederlage bei Legnano, A. D. 1177. Heutzutage wird der Fusskuss fürstlichen Personen vom Papste meist erlassen, während ihn der gemeine Katholik nach wie vor zu leisten hat. Weltlichen Grossen küsst man in unsern Kreisen höchstens die Hand oder nach polnischer Art die Schultern oder, kindliche Schauer treu in der Brust, *den letzten Saum des Kleides,* wie es die Böhmen thun.

Bei den slavischen Nationen kann man die alte Sklaverei noch heute beobachten. Der Russe wirft sich zu den Füssen seines Väterchens nieder, umklammert dessen Knie und küsst sie; der Pole verneigt sich bis zur Erde oder wirft sich ebenfalls dem Herrn zu Füssen. Desgleichen bei andern, fernen, halb- oder unkultivierten Völkern. Die Abessinier fallen bei der Begrüssung auf die Knie und küssen die Erde. Auf der Insel Ceylon legt man in gewöhnlichen Fällen die flache Hand an die Stirn und verbeugt sich tief dabei; vor einem Vorgesetzten aber wirft man sich auf die Erde und spricht dessen Namen und Titel wohl fünfzigmal aus, während der erhabene Herr gravitätisch vorüberschreitet und kaum mit dem Kopfe nickt. Ein andermal wird die Niederwerfung nur angedeutet, indem der Grüssende Erde und Stirne mit der Hand berührt, so zum Beispiel in Bengalen. Die Bewohner der Marianneninseln dagegen malen sie womöglich noch widerlicher aus — sie lassen sich gleichsam treten; das heisst, sie fassen den Herrn beim Fuss und reiben sich mit dem Fusse das eigene Angesicht.

b) Das Niederknien ohne Beugung des Oberkörpers, jetzt die gewöhnliche Haltung beim Gebet, namentlich beim Bussgebet und bei der Bitte um Verzeihung; im Alten und im Neuen Testamente häufig erwähnt, zum Beispiel bei Salomos Tempelweihe (2. Chronica VI, 13)

und bei Stephani Steinigung (Apostelgeschichte VII, 59); von den Aposteln geboten: *dass in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind* (Philipper II, 10). Von dem frommen Apostel Jakobus dem Jüngeren berichtet die Tradition, er sei Tag für Tag im Tempel gesehen worden, wie er Gott auf den Knien um Vergebung für sein Volk bat, sodass die Haut über der Kniescheibe hart wurde wie die Haut eines Kamels. Sonst entsteht bei Personen, die viel knien, eine Wassersucht des Schleimbeutels am Kniescheibenband (englisch *House-maids-knee,* Scheuerfrauenknie).

Die Kniebeugung oder die *Genuflexio* wurde von den ersten Christen als Symbol von Adams Fall betrachtet, daher auch am Sonntag, dem Tag der Auferstehung Christi, und in der Osterzeit unterlassen: *Die Dominica,* sagt Tertullian in seinem Buche *De Corona, nefas ducimus de geniculis orare, eademque immunitate a die Paschae in Pentecosten usque gaudemus.* Doch ist sie offenbar nur eine Milderung, ein Rest der Hauptgeberde, der vollständigen Niederwerfung, und selbst dieser Rest wird gewöhnlich nicht vollständig ausgeführt. Daher finden wir die Kniebeugung nicht bloss bei den Israeliten, sondern auch bei den Heiden, nicht bloss in der Römisch-katholischen, sondern auch in der Anglikanischen Kirche und nicht bloss Gott gegenüber, sondern auch den Menschen. An den Stufen des Jupitertempels auf dem Kapitol, in welchen als dankopfernder Sieger einzuziehen ein fast übermenschliches Glück erschien, beugte der stolze Cäsar ehrfurchtsvoll seine Knie, um so demütig hinaufzuklimmen, genau so wie die Romfahrer noch heute die achtundzwanzig Marmorstufen der Treppe, die einst zur jerusalemer Landpflegerschaft führte und die der schmerzensreiche Erlöser hinaufgestiegen sein soll, gegenwärtig in Rom in der Nähe des Lateran, auf den

Knien zu ersteigen gehalten sind. Die Russen betrachten es für unschicklich, auf den Knien zu Gott zu beten, und auch die modernen Juden beten nie anders als stehend. Man erinnert sich noch an den mehrjährigen, im bayrischen Landtage ausgefochtenen Streit, welcher A. D. 1838 darüber entstand, ob auch die protestantischen Soldaten die Knie zu beugen hätten, wenn sie dem Sanctissimum auf der Strasse begegneten, zum Beispiel bei der Fronleichnamsprozession.

Da Petrus auf Jesu Geheiss das Netz ausgeworfen und eine grosse Menge Fische gefangen hatte, fiel er, wie es im Evangelium heisst, dem Erlöser zu den Knien und sprach: *Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch* (Lucä V, 8). Es kann niemand wundernehmen, wenn die Kniebeugung, wie die vollständige Niederwerfung, gelegentlich auch menschlichen Göttern geleistet wird. Als Cortez in der Stadt Mexiko ankam, wurde er von Montezuma als Herr, von den Einwohnern als Gott empfangen: sie knieten in den Strassen nieder, wenn ein spanischer Bedienter vorüberkam. Ja, selbst in europäischen Ländern war bis in die neuere Zeit hinein das Knien an der Tagesordnung. *Lit de justice* hiess der erhabene Sitz, auf welchem die alten Könige von Frankreich, umgeben von ihren Baronen und Pairs, Gericht hielten. Wer mit dem Könige sprach, war es nun ein Deputierter des dritten Standes, war es ein Mitglied des Parlamentes, war es ein Gerichtsbeamter, ja der Kanzler selbst, der that es, ein Knie auf der Erde. Auch die stolzen Engländer näherten sich ihren Königen nicht anders als kniend, und man erinnert sich der Szene aus Shakespeares *König Heinrich dem Achten,* wo sich die gefallene Königin Katharina über einen Boten entrüstet, der in der Eile eingetreten ist, ohne die Knie zu beugen (IV, 2). Heutzutage kniet man nur noch im höchsten Affekt und oft vor seinesgleichen

— auf den Knien bittet der Sohn der Mutter das begangene Unrecht ab — auf den Knien, die Knie des Mächtigen umfassend, bittet vielleicht die Schwester ihren Bruder, einem geliebten Manne das Leben zu schenken — auf den Knien beschwört die Freundin ihren Freund, nicht auf seinem Willen zu bestehen, sie nicht unglücklich zu machen, nachzugeben. Und je seltener die Geberde Menschen gegenüber ist, um so tieferen Eindruck macht sie.

c) Die Verneigung, bald mehr, bald weniger tief, häufig mit dem Kuss der Hand verbunden, das *Kompliment* oder die *Révérence par excellence.**) Hier wird die Geberde noch mehr abgeschwächt, gleichsam nur angedeutet — dass dies die auf die vorige folgende Stufe ist, sieht man schon daraus, dass das weibliche Kompliment, der sogenannte *Knicks*, noch in einer Kniebeugung besteht. Aber diese Abschwächung ist, wie aus Josephs Träumen, wo sich die Garben und die

*) *Kompliment*, italienisch *Complimento*, französisch *Compliment*, von dem italienischen Zeitwort *complire* = (lat.) *complere*, bedeutet eigentlich Erfüllung, Vollendung; konkret das was eine Sache vollmacht und fertig macht, wie wir sagen *komplettiert*, gleichsam das Pünktchen aufs i. Das italienische *Compimento* hat denselben Sinn, es kommt ebenfalls von dem lateinischen *complere*, das sich in *compiere* und *compire* verwandelte. Wenn man nun erwägt, dass im Italienischen *un uomo compito* einen *vollendeten Weltmann*, französisch *un homme accompli; compitezza* die vollendete Erziehung und Lebensart bezeichnet: so erscheint es als das natürlichste, auch *complimento* für die *vollendete Höflichkeit* und weiter für diejenigen Geberden und Worte zu nehmen, in welchen sich diese vollendete Höflichkeit erweist, das heisst für das einzelne *Kompliment.* An eine Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten, wie sie Webster, oder an eine Komplettierung der Liebesbeweise, wie sie Nicolò Tommaseo meint, indem er sagt: *il complimento dovrebb' essere compimento alle prove di cordialità, ma sovente n'è il supplemento* — wird meines Erachtens nicht gedacht. Littrés Erklärung ist unklar. Im Französischen bedeutet *Compliment* nicht eine Verbeugung, sondern nur die höflichen Worte, die man bei besonderen Gelegenheiten an eine Respektsperson mündlich oder brieflich richtet; die Verbeugung, wie sie der Tanzmeister lehrt, heisst *Révérence*, italienisch *Riverenza*, und es ist dies einer der Fälle, wo die Deutschen ein französisches Wort in unangemessener Bedeutung aufgenommen haben.

Sterne vor ihm neigen, hervorgeht, ebenso alt wie die ausgeführte Niederwerfung. Man darf annehmen, dass die letztere immer nur eine besonders feierliche Art der Begrüssung gewesen ist, dass man sich dagegen in gewöhnlichen Fällen nur verbeugte, wie das heute noch allerorten und im Morgenlande selbst geschieht. *Der Staub, den du trittst, sei geküsst und auf mein Haupt erhoben!* — Mit diesem *Selam* verbeugt sich der Ankömmling in der Türkei tief vor seinem Pascha, während die Rechte den Boden, dann Brust, Mund und Stirn berührt — der Pascha schlägt beide Arme übereinander, legt sie auf die Brust und bückt sich wieder — der Ägypter streckt die Hand aus, legt sie auf seine Brust und neigt den Kopf, auf den er, wenn er besonders artig sein will, die ausgestreckte Hand legt, nachdem er sie geküsst hat — die Hindu berühren mit der rechten Hand die Stirne und beugen den Kopf — die höflichen Perser machen ihren Gästen die ehrfurchtsvollsten Komplimente. Und so finden wir das Neigen des Kopfes auch in Deutschland, schon zur Zeit des Nibelungenliedes, wo sich Siegfried vor Kriemhilde *fleissig verneigt* (v. Aventiure, 293) — fleissiger noch, als es ein neuer Gesandter vor dem deutschen Kaiser thut, denn er hat doch bei seinem Empfange nur die drei Hofverbeugungen zu machen. Die erste, nachdem er die Thürschwelle überschritten hat. Die zweite in der Mitte des Saales. Die dritte, wenn er sich an den Kaiser wendet.

Die Selbsterniedrigung bei einer einfachen Verneigung ist geringer als bei der Niederwerfung; das Prinzip bleibt dasselbe. *Fiesko!* ruft Verrina, *mein Geist neigt sich vor dem deinigen — mein Knie kann es nicht!* — Es ist doch bezeichnend, dass es heisst, wenn einer sich verbeugt: *er mache einen Diener.*

d) Das Hutabnehmen, der schwächste Grad, selbst dieser oft genug nur angedeutet. Man hat gesagt, der-

selbe sei nur als eine mechanische Folge der Verneigung zu betrachten, indem dabei die Kopfbedeckung von selbst abfalle: ich glaube das nicht; denn gerade in den Zeiten, wo die Verneigung am tiefsten ging, findet sich von einer Entblössung des Hauptes keine Spur, man beobachtet sie auf Bildwerken erst im XV. Jahrhundert, zum stehenden Gruss wurde sie erst im XVII. Jahrhundert. Und doch ist die Sitte, Hüte zu tragen, in Europa ziemlich alt und wenigstens bei den Römern nach dem Tode Neros ganz allgemein gewesen. Eher liesse sich hören, dass das Hutabnehmen nur eine symbolische Bedeutung habe, indem der Hut bei denselben Römern ein Zeichen der Freiheit gewesen sei, das die Sklaven bei ihrer Freilassung erhielten — wenn ein Sklave freigelassen war, wurde ihm das Haupt geschoren und ein weisser, ungefärbter Hut aufgesetzt. Nach Cäsars Ermordung setzten Brutus und Cassius den *Pileus* der Freigelassenen zwischen zwei Dolchen auf Münzen, was die Republik der Vereinigten Niederlande nach Abwerfung des spanischen Joches nachgemacht hat. In der französischen Revolution führten bekanntlich die Jakobiner die Phrygische Mütze, weil die Statue der Freiheit eine solche hatte. Den Hut abnehmen wäre demnach soviel als sich der Freiheit wiederum begeben. Doch ist es wohl das Allernatürlichste, das Hutabnehmen als eine Fortsetzung der Hauptgeberde und als eine äusserliche Verkürzung der Existenz aufzufassen, die man vor jedem Heiligenbilde und vor jedem Dominus Reverendus in Scene setzt. Lord Byron nahm den Hut vor der Stadt Florenz ab, als er zum ersten Mal auf die Piazza della Signoria trat; dies ist um so mehr anzuerkennen, als der Engländer sonst den Hut fast nie beim Grusse abnimmt, ihn auch an allen öffentlichen Orten, in Läden, Restaurants, Museen, ja, selbst im Theater aufbehält, wie der Jude in der Synagoge.

Der Chinese lässt zum Zeichen der Ehrfurcht seinen Zopf, wenn derselbe aufgewickelt ist, über den Rücken fallen.

e) Das Ausziehen der Schuhe. Aus der Bibel wissen wir, dass es ein Zeichen der Ehrerbietung war, bei der Annäherung an einen heiligen Ort oder eine heilige Person die Schuhe abzulegen oder entsprechend dem hebräischen Ausdruck *abzuwerfen* (נָשַׁל); daher der (2. Mose III, 5) Mose und der (Josua V, 15) Josua gegebene Befehl. Demgemäss sollen die Priester im Tempel ihres Amtes barfuss gewaltet haben; ja die Talmudisten verboten es männiglich, in Schuhen durch den Tempel zu gehen. Sothanes Zeichen der Ehrerbietung, welches ein Pendant zu dem heidnischen Hutabnehmen bildet, war nicht auf das Judentum beschränkt: wir finden es im Altertum beim Dienst der Cybele in Rom, sowie (nach einem Gemälde aus Herculanum) bei dem Dienst der Isis und überhaupt bei ägyptischen Priestern wieder. In der Neuzeit legen bekanntlich die Mohammedaner ihre Schuhe beim Betreten einer Moschee und namentlich beim Betreten der Kaaba in Mekka ab; ebenso thun es die Jeziden Mesopotamiens, wenn sie das Grab ihres Patrons besuchen, und die Samaritaner auf dem Gipfel des Bergs Garizim bei Sichem. Auch die Gewohnheit der heutigen Ägypter, ihre Schuhe abzulegen, wenn sie den mit Teppichen belegten *Liwan* betreten, scheint mehr auf einem Gefühl der Ehrfurcht, als auf Reinlichkeitsliebe zu beruhen, denn dieser Raum dient zum Beten. Übrigens war das öffentliche Barfussgehen im Altertum zugleich ein Zeichen von Trauer und heftiger Bewegung, das uns hier nichts angeht.

f) Das Ausweichen und Platzmachen, im Gegensatz zu dem burschikosen *Rempeln.* Nicht gerade eine Selbsterniedrigung, wohl aber ein freiwilliges Nachstehen und das Aufgeben eines Vorteils oder Rechts zu gunsten eines anderen.

C. **Zeichen der Dankbarkeit.** Ein Diener, der seinen Herrn flehentlich um etwas bittet, wirft sich wohl vor ihm nieder und umfasst seine Knie; ist er erhört worden, so kniet er vielleicht abermals und küsst seinem Wohlthäter inbrünstig die Hände. Überhaupt wird man beobachten, dass sich die Geberden der Liebe und Verehrung, die für den Umgang mit Menschen zunächst bestimmend sind, mit besonderer Deutlichkeit bei Bitten und Danksagungen wiederholen, sintemal gewöhnliche Leute ihre Vorgesetzten am sichersten lieben und verehren, wenn sie von ihnen eine Wohlthat oder eine Gnade empfangen haben, und umgekehrt die Hoffnung eine solche zu empfangen, gemeiniglich Veranlassung wird, Liebe und Verehrung zu erweisen. Deshalb sind die meisten Grüsse zugleich Zeichen der Dankbarkeit. Wir verneigen uns ebensogut, wenn wir einer vornehmen Frau begegnen, als wenn wir an ihrem Tische sitzen und sie uns fragt, ob sie uns noch ein Stück Braten reichen soll; wir drücken einem Freunde nicht nur beim Wiedersehen die Hand, sondern auch, wenn er uns einen Dienst erwiesen hat, und der Maure legt seine beiden Hände den Tag über wohl zwanzigmal kreuzweise über die Brust, ohne dass man weiss, will er uns seiner Treue oder seiner Ergebenheit oder seiner Dankbarkeit versichern.

Der verstorbene Prinz Friedrich Karl pflegte zu danken, indem er die Hand aufs Herz legte — noch in seinen letzten Augenblicken bediente er sich dieser sinnigen Geberde, da man ihm Papier und Blei gebracht hatte, um an Seine Majestät zu schreiben. Er hatte sie vielleicht von seiner orientalischen Reise mitgebracht, denn auch der Araber legt die Hand auf die Brust, wenn er uns *Selam aleikum* zuruft; endlich legt man auch beim Schwure die Hand aufs Herz, mit dieser Geberde leisteten sonst die Frauen ihre Eide. In allen drei Fällen soll auf den vermeintlichen Sitz der Seele hingewiesen

werden: der Araber will sagen: *mein Wunsch kommt mir von Herzen;* die schwörende Frau will sagen: *meine Worte und Gedanken stimmen überein;* der Prinz will sagen: *ich werde den geleisteten Dienst nicht vergessen.* *Dank* ist ja etymologisch nichts anderes als *Denken;* wer *dankt, denkt* an das Gute, das er empfangen hat, und fühlt sich dafür verpflichtet, erst später folgt der Ausdruck dieses Gefühls durch Worte und Handlungen. An sich ist die Pantomime nur ein stummer Appell an die Gesinnung, die leider nicht selbst gezeigt werden kann; von den Umständen hängt es ab, ob der Zuschauer an die Treue des Gedächtnisses oder an die Aufrichtigkeit des Wunsches oder an die Wahrheit der Aussage zu glauben hat. Für den Dank, wenn derselbe gleichsam das Gefühl und die Gesinnung selbst ist, eignet sie sich allerdings vorzugsweise, denn sie protestiert gegen jene Unabhängigkeit des Herzens, die Undankbarkeit genannt wird.

D. **Zeichen des Beifalls**, etwas lauter als die vorigen, was sich daraus erklärt, dass sie durchgängig systematisch wiederholte Freudenausbrüche sind. So vor allen Dingen das Klatschen, das *Claquer* der Franzosen, das *Plaudere* der Römer, das im römischen Theater von dem letzten Schauspieler ausdrücklich gefordert ward: *Nunc, spectatores, clare plaudite!* — Es ist bekannt, dass dies die letzten Worte des sterbenden Kaisers Augustus waren. Die Erklärung ist leicht: zunächst klatscht man vor Lust, wohl auch vor Verwunderung, um sich gleichsam des Eindrucks zu erwehren, in die Hände; dann gibt man damit ein offizielles Zeichen der Befriedigung. Aber in der Freude strampelt man auch mit Händen und Füssen; daher gibt das Publikum im Theater seinen Beifall auch durch lebhaftes Pochen kund, namentlich in England *(beating with the feet),* und daher mögen auch die Studenten das Kommen und Gehen beliebter Docenten in den und aus dem Hörsaal, ja ihre Vorträge selbst mit Trampeln begleiten.

Andere Beifallsbezeigungen scheinen einfache Ehrenbezeigungen zu sein, denjenigen analog, die wir oben als Zeichen der Verehrung namhaft machten. Ob man sich selbst erniedrigt oder den Anderen erhöht, läuft auf dasselbe hinaus; wenn also die Bulgaren im Mai 1886 Karawelow, den Führer der nationalen Partei, unter begeistertem Hurra nach Landessitte mit ihren Fäusten packten und in die Luft hoben, dass sein breitkrämpiger Calabreser davonflog: so war das sogut und vielleicht nur noch drastischer, als wenn sie sich vor Karawelow niedergeworfen hätten. Wenn dagegen, wie es vorgekommen ist, die leipziger Studenten, von dem muntern, schelmischen und naiven Spiel einer Hedwig Raabe hingerissen, am Schluss der Vorstellung, nachdem sie gehörig geklatscht haben, den Wagen der Schauspielerin ausspannen und ihn eigenhändig ins Hotel ziehen: so ist das wiederum sogut, als ob sie Hedwig Raabe in den Himmel höben, denn sie machen sich selbst zu ihren Pferden. Nur werden solche Ehren den Helden des Tags nicht ein für allemal, sondern bloss bei einzelnen Gelegenheiten erwiesen, wenn sie eben besonderes Wohlgefallen erregt und besonderen Dank verdient haben, und das ist der Grund, warum wir die Zeichen des Beifalls, wie die der Dankbarkeit, unter eignen Nummern bringen; der Sache nach stimmen sie mit den vorigen Nummern so ziemlich überein.

Ein geringerer Grad des Beifalls ist die Nachsicht, bei der man etwas Unrechtes geschehen lässt, das man verhindern könnte und das man wohl bemerkt, aber wozu man ein Auge zudrückt. *Wir wollen freundlich durch die Finger sehen,* verspricht Leonore von Este ihrem Bruder, dem Herzog von Ferrara, da derselbe zu verstehen gibt, er werde bei dem allgemeinen Geliebele auch kein Kostverächter sein (*Torquato Tasso* I. 2). Was will sie damit sagen? — Auch die Tochter Noahs, die sogenannte *Vergognosa di Pisa* (auf dem Gemälde Benozzo

Gozzoli's im Campo Santo zu Pisa, welches die *Trunkenheit Noahs* darstellt) hält sich die Finger vor die Augen. indem sie nach der Scham ihres entblösst daliegenden Vaters hinlugt; sie sieht im eigentlichen Sinne durch die Finger, aber gewiss nicht im Sinne der Prinzessin Leonore. Die *Vergognosa* will etwas sehen, sie heuchelt nur Schamhaftigkeit. Die Prinzessin will im Gegenteil nichts sehen, um nicht einschreiten zu müssen; wenn sie sich die Finger vor die Augen hält, so thut sie es, um sich am Sehen zu hindern und nicht ordentlich zu sehen; sie könnte ebensogut die Augen schliessen *(καταμύειν)* oder wenigstens blinzeln (*connivere*) und wie wir oben sagten *ein Auge zudrücken.* Aber welche Komödie! Es wäre doch viel einfacher, überhaupt nicht hinzusehen und die Augen von vornherein abzuwenden! Ja, aber durch diese Komödie wird etwas erreicht. Das wird erreicht, dass einerseits den Sündern gegenüber offiziell Straflosigkeit zugesichert, anderseits den andern gegenüber die Parole der Nicht-Intervention und des Gewährenlassens ausgegeben wird. Wer gar nicht hinsieht, von dem kann man nicht wissen, wie er sich verhalten würde, falls er sähe. Wer durch die Finger sieht, der sagt: *Meinetwegen könnt ihrs thun! Wir wollen euch nicht stören!* —

E. **Zeichen des Missfallens.** Wenn die Zeichen des Beifalls Freudenausbrüche sind, so entspringen die Zeichen des Missfallens einer lebhaften Ungeduld. Beide können sich sehr ähnlich sehen und doch verschieden sein. Dieselben Studenten, die ihren Professoren trampeln: scharren und pochen, wenn ein Fremder eintritt oder ein Bursche, der *im Verschiss* ist; dasselbe Publikum, das in einem londoner Theater beifällig pocht, wird in Lissabon mit den Füssen scharren, mit den Stöcken aufklopfen und eine sogenannte *Pateada* machen, die ein Zeichen der Missbilligung ist. Natürlich, man stampft ja im Zorne mit den Füssen. Die alten Griechen machten, wenn ihnen ein Stück, ein Schauspieler oder Redner

missfiel, das, was sie in ihrer Sprache *κλώζειν* nannten und was wohl ein dentaler, durch Anschlagen der Zunge an die Alveolen der Oberzähne hervorgebrachter Schnalzlaut war, wie die Engländer sagen *a dental cluck;* auch wir bringen denselben zu Hause in der Unzufriedenheit hervor, und namentlich lieben ihn die Italiener, die gleichzeitig mit dem rechten Zeigefinger eine abwehrende Bewegung machen und damit nicht sowohl zu tadeln, als vielmehr ein einfaches Dementi zu geben pflegen; die Franzosen und Spanier haben dem Laut die vollere Form *Ta, Ta, Ta, Ta!* gegeben, sie wollen damit einen Verirrten warnen und auf eine drohende Gefahr aufmerksam machen. Gewisse Zeichen des Missfallens dürften geradezu den Scheucherufen zu vergleichen sein, die wir in dem Kapitel über *Interjektionen* kennen gelernt haben. Wenn wir in einer Volksversammlung zischen oder pfeifen, so klingt es, els ob wir den Vortragenden durch das Geräusch wie ein lästiges Tier, wie eine Fliege vertreiben wollten. Die Schlangen geben allerdings ihrem Zorne durch ein heiseres, langanhaltendes und nur auf Augenblicke unterbrochenes Zischen Ausdruck, sie pfeifen wohl auch. Aber sollten wir von den Schlangen zischen und pfeifen gelernt haben? —

Als Christus dem Hohenpriester nicht mit dem Respekt antwortete, der ihm gebührte, gab ihm einer der Umstehenden eine Ohrfeige oder, wie es Luther edler ausdrückt, einen *Backenstreich* (Evangelium Johannis XVIII, 22); wenn heutzutage einem Beamten, sagen wir dem Friedensrichter Tosini in Florenz, etwas verwiesen wird, so heisst es, er *bekomme eine Nase.* Man kennt das Hebelsche Rätsel:

> Gott gibts im Mutterleib, ein andrer aufs Papier;
> Das eine putzt oft uns, das andre putzen wir.

Aber was ist das für eine sonderbare Art Verweis, die Nase? — Die Lexikographen haben wundersame Er-

klärungen. Sie leiten den Ausdruck von der angeblichen Sitte her, dem Empfänger einer Rüge eine bunte Nase von Pappe aufzusetzen — sie erinnern an die *lange Nase*, mit welcher der Genaste abzieht, an das *lange Gesicht*, das er in seiner Beschämung macht, wie die Franzosen sagen: *il allonge le nez;* die Nase wird ja, wie wir früher einmal (auf Seite 113) selbst bemerkten, gar häufig für das ganze Gesicht genommen. Indessen, dass ein Verweis deshalb eine Nase genannt worden wäre, weil der Empfänger darnach eine lange Nase machte, scheint mir etwas weit hergeholt; und was die Pappnase anbetrifft — wer hätte sie denn dem Empfänger des Verweises aufgesetzt? Doch nicht etwa derjenige, der den Verweis erteilte? — Höchstens etwa das schadenfrohe Publikum, das doch das zehntemal von dem Verweise gar nichts weiss, auch keineswegs immer damit zufrieden ist. Das Ganze würde nach der Schule schmecken, in welcher auch Hörner und Eselsohren aufgesteckt werden, und viel mehr dem Spotte über den Verweis als dem Verweise selbst entsprechen. Wie viel natürlicher ist es doch anzunehmen, dass die Sache wie bei Christus gewesen sei und dass derjenige, der jetzt eine *Nase* schwarz auf weiss bekommt, ursprünglich faktisch eins *auf die Nase*, einen *Nasenstreich* oder einen *Nasenstüber* erhalten habe! — Ohrfeigen und Nasenstüber werden als Strafen oft zusammengenannt. Ganz analog *gibt* der Franzose *einem eins auf die Nase*, wenn er ihn *ausschelten* will: *donner sur le nez à quelqu'un*, einen ins Gesicht schlagen, ist soviel wie *le tancer*.

F. **Zeichen des Spottes.** Der lateinische Dichter Persius deutet in drei Hexametern die drei Geberden an, mit denen sich die antiken Gassenjungen über die Menschen hinter ihrem Rücken lustig machten. Die erste war der *Storch;* die zweite das *Eselbohren;* die dritte das *Herausstrecken der Zunge* nach Art eines lechzenden apulischen Hunds.

O Iane, a tergo quem nulla ciconia pinsit,
Nec manus auriculas imitari mobilis albas
Nec linguae, quantum sitiat canis Appula, tantae!
(*Satirae* I, 58 ff.).

Der *Storch* oder die *Ciconia* bestand darin, dass man den Zeigefinger wie den Hals eines Storches aufrichtete und krümmte; diese Geberde, auf deutsch *einem den Storchschnabel stechen,* ist uns nicht mehr recht bekannt, auch nicht mehr recht verständlich. Das *Eselbohren* war eine Geberde des Mittelalters, darin bestehend, dass man einem mit den Fingern Eselsohren deutete oder drehte und, wie die Schwaben sagen, mit gabelförmig ausgestreckten Fingern *ein Gäbeli machte;* aber nicht mit dem *Hörner machen* weiter unten zu verwechseln. Bei dem Schiessen zu Coburg A. D. 1614 war oben auf der Spitze der Zielstatt ein Männlein angebracht, welches nach einem guten Schuss eine Fahne schwenkte, dem schlechten Schützen höhnend einen Esel bohrte. Bei anderen Freischiessen geschah es wohl, dass der Pritschenmeister, wenn er die Preise verteilte, zuletzt den Unglücklichen rief, der den weiten Schuss gethan hatte. Er hielt ihm eine höhnende Anrede, *doch,* sagte er endlich, *ich merke, ihr seid ein guter Christ, ihr wollt anderen auch was übrig lassen. Darum, liebe Vexatoren, nehmt euch seiner an, pfeift ihm einen hübschen Reihen vor, und bohrt ihr ihm Eselsohren, so seid anständig und thuts hinter seinem Rücken!* — Der Esel muss ja häufig herhalten, die Menschen zu beschimpfen, nicht bloss in Worten, sondern ganz eigentlich: der Kaiser droht, den Abt von St. Gallen *auf einem Esel verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand, durchs Land führen zu lassen;* faule Schüler mussten einen hölzernen Esel reiten, einen gemalten Esel umhängen, papierne Eselsohren aufstecken, und noch spät war der Eselritt eine Strafe für Soldaten. Dass man das Nachmachen von Eselsohren mit den Fingern gerade *Eselbohren* nennt, hat einen bildlichen

Sinn. Die Redensart entspricht der anderen: *einem den Esel stechen* oder *den Gauch,* das heisst den Narren, *stechen:* der Gehöhnte wird durch die Geberde wie mit einer Nadel angestochen, dass der Esel herauskommt, wie der Eiter aus einem Geschwür.

Die dritte Geberde, das Herausstrecken oder Blecken der Zunge geht noch heute durch ganz Europa (italienisch *trarre la lingua*, französisch *tirer la langue à quelqu'un*, spanisch *sacar la lengua á alguno*). Man kann sich verschiedenen Erklärungen zuneigen, eventuell sogar einer obscönen: am ungezwungensten scheint mir folgende zu sein. Das Ausreissen und Ausschneiden der Zunge ist früher bei den Deutschen eine nicht allzu seltene Strafe, namentlich für Verleumder und Verräter, gewesen. Der Gassenjunge nun, der die Zunge herausstreckt, fordert gleichsam neckend die Strafe heraus, da er sich aber in Sicherheit weiss, wird diese Herausforderung zum Hohn. Schon im Alten Testament, bei den Assyrern, Babyloniern und anderwärts, kommt diese Strafe, die *Γλωσσοτομία*, mittellateinisch *Linguatio,* das ist *Elinguatio,* vor: der König Antiochus befahl dem ältesten unter den sieben Brüdern, die kein Schweinefleisch essen wollten, die Zunge auszuschneiden (*2. Makkabäer* VII, 4); Judas Maccabäus liess dem Nicanor die Zunge ausschneiden und den Vögeln geben (*2. Makkabäer* XV, 33).

In Italien machen die Kinder *Pfötchen* zum Hohn: sie nennen das *far pepe,* wörtlich *Pfeffermachen,* weil man die Fingerspitzen zusammenhält, wie wenn man in die Pfefferbüchse greift und Pfeffer nehmen will. Von Haus aus macht das Kind sein Pfötchen, wenn es vom Schulmeister mit dem Panter Schläge darauf bekommen soll. Diese Geste wiederholt es nun spottweise, wenn es in Sicherheit ist.

An diese Gesten schliessen sich noch folgende an:

a) Hörner machen, französisch *faire les cornes à quelqu'un,* italienisch *far le corna.* Die Geberde, die auch zur

Abwehr des Bösen Blickes dient, besteht darin, dass man gegen einen, dem man trotzt, zum Beispiel gegen den Lehrer, den Zeigefinger und den kleinen Finger ausstreckt, während die drei übrigen Finger eingebogen werden. Man könnte glauben, es sei dies eine Andeutung von Hörnern, wie vorhin von Eselsohren, soviel wie: *Du bist ein Rindvieh;* wirklich werden ja wohl auch Kindern, die nichts gelernt haben, Papierhörnchen hinter die Ohren gesteckt, wie vorhin papierne Eselsohren *(mettre des cornes à un enfant).* Doch scheint es mir natürlicher, die Sache so zu erklären, dass derjenige, welcher Hörner macht, die Hörner bietet, wie der zum Kampfe bereite Stier. Der Spanier sagt *estar de cuerno con alguno,* um auszudrücken, dass man schlecht mit jemand steht, ebenso der Italiener: *pigliare uno sulle corna.* An das Aufsetzen von Hörnern ist jedenfalls nicht zu denken.

b) Rübchen schaben, auch Möhrchen schaben, ein Ausdruck der Schadenfreude, darin bestehend, dass man den Zeigefinger der linken Hand mit dem der rechten Hand wie ein Rübchen oder Möhrchen schabt, wobei man dem Verspotteten zuruft: *Ätsch! Ätsch!* — Dieses *Ätsch* erinnert an die Interjektion *Autsch!,* die bei lebhaft empfundenem sinnlichen Schmerze ausgestossen wird; und die ganze Geberde scheint auch wirklich den Schmerz oder Ärger malen zu sollen, der am Herzen des Unglücklichen nagt, wie das Messer an der Rübe oder wie die Feile am Metall. Das letztere Bild brauchen die Kinder in Italien, welche dieselbe Geberde haben, aber dabei rufen: *Lima, lima! Vello, Vello!* das heisst: *Feile, Feile! Siehe ihn, siehe ihn!* — *Lima,* Feile, hat im Italienischen in der That die Bedeutung einer verzehrenden Leidenschaft, ja sogar einer lästigen, gleich einer Feile wirkenden Person; dergleichen Übertragungen, die an die *psychologischen Metaphern* von oben erinnern, stecken

den Italienern und allen Menschen tief im Blute. Man kennt den Ausdruck *Tribulation* für Plackerei, Not und Drangsal, lateinisch *tribulatio*, italienisch *tribolazione*. Er kommt von dem lateinischen *Tribulum*, worunter ein schwerer, hölzerner, unten mit eisernen Stiften und spitzen Steinen versehener Dreschschlitten verstanden ward; derselbe, der von Ochsen über das ausgebreitete Getreide hin- und hergezogen wurde, ist noch jetzt im Oriente vielfach in Gebrauch. Bei uns selbst, wo das Getreide bisher gewöhnlich mit dem Dreschflegel bearbeitet wurde, hat *dreschen* nicht nur den Sinn von *schlagen* und *durchprügeln*, sondern auch den von *quälen* und *plagen* angenommen: *es kann wohl sein*, sagt Goethe, *dass der Mensch durch öffentliches und häusliches Geschick zu Zeiten grässlich gedroschen wird, allein das rücksichtslose Schicksal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber spüren nichts davon und springen lustig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob sie zur Mühle, ob sie zum Saatfeld wandern*. Das Wort *Tribulum* ist jedenfalls von *terere*, reiben, herzuleiten, aus welchem Begriffe auch die kirchlichen Ausdrücke *Attrition*, Reue, und *Kontrition*, Zerknirschung, gezogen sind — alles grobsinnliche Bilder für die Betrübnis einer Seele.

c) Einem eine lange Nase machen, französisch *faire un pied de nez à quelqu'un*, die höhnende Geste, wobei man die ausgespreitete Hand mit dem Daumen an die Nasenspitze und den Daumen der andern Hand an den kleinen Finger der ersten Hand anlegt. Vielleicht soll dadurch dem Verspotteten abermals die lange Nase, mit der er hat abziehen müssen, seine enttäuschte, verlängerte Miene vorgemacht werden (vergleiche unter E. *Nase als Verweis*). Möglich aber auch, dass es der Hohn eines Mannes ist, dem die Nase hat abgeschnitten werden sollen, der sich aber in Sicherheit weiss. Denn das Abschneiden der Nase

war in früheren Zeiten, wie das Ausschneiden der Zunge, eine nicht allzuseltene Leibesstrafe.

d) Einem ein Schnippchen schlagen, indem man mit dem Daumen und dem Mittel- oder Zeigefinger schnalzt, wie der trunkene Faun von Herkulanum im Museum von Neapel, lateinisch *digitis concrepare.* Wir haben die Geberde schon auf Seite 224 als einen Weckruf kennen gelernt; hier ist sie ein Zeichen, dass man sich aus jemand, respektive aus seinen Scheltworten nichts macht und dass man nicht mehr darum gibt als diesen Schnalz, der völlig wertlos ist. In diesem Sinne *pfeift* man auch auf die Welt, *hustet* man auf die Welt — *ich werde dir was husten*, sagt die Jungemagd zu dem verliebten Knecht, der einen Kuss von ihr haben möchte, *und wenn du mir drohst, so gebe ich darum keinen Schnips!* — So war schon der letzte König von Assyrien Sardanapal nach einer weitverbreiteten Sage auf seinem Grabe zu Anchiale als ein Mann abgebildet, der mit den Fingern schnipst und ausruft: *Iss und trink und mache dir gute Tage, alles übrige ist Schwindel und nicht soviel wert! Reliqua ne digitorum quidem crepitu digna sunt!* —

Die Sprache ohne Worte ist reich an Wendungen, die dem leidigen Spotte dienen. Sie bringt der bejahrten Witwe, die sich wieder verheiratet, eine Katzenmusik, sie treibt die gefallenen Mädchen ins Haberfeld, sie streut ihnen am Hochzeitstage Häckerling, sie flicht der Braut im Falle einer Unzucht anstatt des Myrtenkranzes einen Strohkranz. Auch Christi Dornenkrone war ein Kranz mit der ironischen Bedeutung einer Königskrone: *und flochten eine Dornenkrone, und setzten sie auf sein Haupt, und ein Rohr in seine rechte Hand, und beugten die Knie vor ihm, und spotteten ihn, und sprachen: Gegrüsset seist du, der Juden König!* (Evangelium Matthäi XXVII, 29). Eine analoge Szene ereignet sich in Shakespeares König Heinrich der Sechste. Dritter Teil, wo die Königin Margareta dem ge-

fangenen Herzog von York eine papierne Krone aufsetzt und die Lords sich tief vor ihm verneigen heisst (I, 4). In Wilhelm von Kaulbachs *Narrenhaus* sieht man einen Irren, der in seinem Grössenwahn eine papierne Krone trägt; er ist ein Vorbild für alle Prätendenten, die ihr Spiel verloren haben. Indessen mit dergleichen Manifestationen gehen wir über die blossen Geberden hinaus, sie gehören einem andern, reicheren Kreise von Kundgebungen an, der uns erst im nächsten Kapitel erschlossen werden wird.

G. **Zeichen der Verachtung.** Dieselben stehen mit den Zeichen des Spottes in engem Zusammenhang und mischen sich mit ihnen, sie sind nur noch kälter und noch energischer. Die hauptsächlichsten dürften folgende sein.

a) Das Anspeien. Nachdem die Kriegsknechte Jesu einen Purpurmantel angelegt, Szepter und Krone gereicht und ihn wie einen König gegrüsst hatten, spien sie ihn an (Evangelium Matthäi XXVII, 30). Schon vorher hatten ihn, wie Jesaias geweissagt, die Juden angespien (XXVI, 67); das Anspeien ist überhaupt bei den Juden ein gewöhnliches Zeichen der Verachtung. Gemäss der sogenannten *Leviratsehe* musste, falls ein Mann ohne Kinder starb, der Bruder des Verstorbenen die Witwe ehelichen; weigerte er sich dessen, so hatte die Witwe ihrem Schwager vor den Richtern mit der rechten Hand oder mit den Zähnen den Schuh ausziehen und ihn anzuspucken, weil er seinen Verpflichtungen nicht nachkam (5. Mose XXV, 5—10). Diese Sitte gilt noch heute bei den modernen Juden. Aber auch die Christen haben diese schimpfliche Geberde — der heilige Philippus Neri empfahl seinen Schülern, höllischen Visionen ins Angesicht zu speien und den Teufel auszuschimpfen; man speit auf Dinge, auf Geschenke, die verächtlich sind, und namentlich speit

man vor einem Manne aus, indem man die Geberde mildert und nicht ganz ausführt. Auch die ebenerwähnte Witwe hat nach der Erklärung der Talmudisten nur vor ihrem Schwager auf den Fussboden zu speien. Im Grunde ist überhaupt das Ausspeien das Wesentliche, sintemal die ganze Geberde den heftigen Ekel anschaulich machen soll, welchen die verachtete Person und ihre Handlungsweise der schönen Seele einflösst. Beim Gefühl des Ekels läuft einem unwillkürlich der Speichel im Munde zusammen; es ist daher natürlich ihn auszuwerfen. Diese natürliche Funktion wird zum Zeichen der Verachtung absichtlich reproduziert.

b) Einem den Hintern weisen. Seit alter Zeit erweist der gemeine Mann dem andern seine souveräne Verachtung dadurch, dass er vor ihm den Hintern aufdeckt und vielleicht dazusetzt: *Lecken Sie mich im Arsche!* — eine Aufforderung, deren Ausführung in rohen Zeiten gelegentlich erzwungen worden ist. Wenn vorhin der heilige Philippus Neri jungen Mädchen empfahl, den Teufel anzuspeien, so wandte eine Protestantin, der er in Gestalt einer Ratte über das Bett lief, ihren Podex zum Bett heraus und sprach: *Da, Teufel, hast du einen Stab, wallfahrte damit nach Rom zu deinem Abgotte und lass mich!* — und ebenso machte es Luther selbst: wenn der Teufel in der Nacht schadenfroh an seinem Lager stand und ihn ängstigte, streckte er seinen Allerwertesten zum Bett heraus; das half, denn verächtliche Behandlung konnte der hochmütige Satan nach seiner Meinung nicht vertragen. Fürst wie Bauer, Kardinal und Gesandter *boten* in Luthers Zeit *den Arsch:* es wird erzählt, dass der päpstliche Nuntius Campani, der A. D. 1471 in Deutschland war, um die weltlichen Fürsten zu einem Kriegszuge gegen die Türken zu veranlassen, aber unverrichteter Sache wieder über die Alpen gehen musste, auf der Brennerstrasse wütend seine Beinkleider herunterzog und,

Deutschland die beiden blanken Hinterbacken zukehrend, rief:

aspice nudatas, barbara terra, nates! —

Die Geschichte des Mittelalters liefert mehr als ein Beispiel, dass solche Schmach vorüberziehenden Feinden von der Burgmauer herab angethan wurde, man wolle nur die Autobiographie des Götz von Berlichingen und die erste Ausgabe von Goethes *Götz von Berlichingen* (1773. Seite 133) lesen; ja noch im vorigen Jahrhundert, während des Österreichischen Erbfolgekrieges, im Frühjahre 1744 bot der bekannte österreichische Oberst Mentzel auf einer Rheininsel der Festung Fort Louis den blossen Hinteren, was ihm schlecht bekam; denn ein Vorposten nahm den naiven Teil für eine willkommene Scheibe und traf das Schwarze so genau, dass Mentzel Knall und Fall niederstürzte.

Namentlich die Frauen lieben es, sich die Röcke aufzuheben und dem Gegenstand ihres Zornes ihren Allerrosensten zu weisen, was ihnen durch die Tracht erleichtert wird. Wie jene Herzogin, deren Söhne im Felde erschlagen worden waren, auf der Mauer der Stadt stehend, ihr Kleid in die Höhe hob, den verzweifelten Bürgern ihren Schooss zeigte und rief: *Hier ist die Form zu neuen!* — so werden die zartbesaiteten Geschöpfe mitunter zu energischen, ganz unglaublichen Demonstrationen der Leidenschaft hingerissen. Calpurnia, die letzte Gemahlin Cäsars, hob sich auf der Rednerbühne auf, nachdem sie ihre Sache fruchtlos verteidigt hatte, was die Veranlassung war, dass seitdem die römischen Frauen nicht mehr vor Gericht erscheinen durften (?) — Charlotte, Prinzessin von Hessen und Gemahlin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, beschimpfte denselben auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin er sie mitgenommen, bei einer Jagd durch mutwillige Entblössung

ihres Leibes, wie Kayser in seinem *Schauplatz von Heidelberg* erzählt — und als der Simplicissimus mit seinem Herzbruder auf der Donau nach Wien fuhr, machte er die Bemerkung, dass die *Weibsbilder, so an dem Strand wohnen, den Vorüberfahrenden, so ihnen zuschreien, nicht mündlich, sondern schlechthin mit dem Beweistum selbst antworten.* Vieler andern Fälle zu geschweigen, denn es fallen mir eben noch drei Prinzessinnen aus Menzels *Geschichte der Deutschen* ein, die dasselbe einem alten Minister anzuthun sich nicht entblödeten. Meines Erachtens hat die Geberde keinen anderen Grund als den — dass das Gesäss als Sitz des Afters ein verachteter Körperteil ist; auch die sogenannten *Schamglieder* machen uns wohl nur deshalb eine gewisse Schande, weil sie zugleich zur Ausscheidung des Harns dienen und in der Nähe des Afters gelegen sind, sonst brauchte man sich ihrer doch wahrlich nicht gerade zu schämen, wenn man sie auch aus andern Rücksichten sorgfältig hütete und verbärge. Man bedeckt also das Gesäss wie einen Flecken, den man an sich hat. Jemand nun diesen Flecken zeigen, ja, ihm denselben gar zum Kusse darzureichen, ist eine Beleidigung, wie wenn man einem Gaste Pferdeäpfel, Ziegenbohnen und Eselsfeigen vorsetzen wollte.

:) Das Bieten der Feige, mittellateinisch *Ficham facere,* italienisch *far la Fica,* französisch *faire la Figue,* spanisch *hazer la Higa,* auch im Böhmischen und Polnischen bekannt. Seit dem Mittelalter von Italien her ins Volk gedrungen. Die Geste besteht darin, dass man den Daumen zwischen den Zeigefinger und den Mittelfinger steckt und zugleich die Faust ballt. Man sagt daher auch: *einem den Daumen stecken.* Denkbar wäre, dass man den Daumen neckend wiese wie die Zunge, indem auch das Abhauen des Daumens eine Strafe war. Lassen wir uns zunächst an eine

Anekdote erinnern. Bernardino Corio und nach ihm Rabelais erzählt, A. D. 1162 sei Beatrix, die Gemahlin Kaiser Friedrich Rotbarts, in das unterjochte Mailand gekommen und das Volk habe sich an ihr rächen wollen, indem es die Kaiserin rücklings auf eine Mauleselin setzte und so durch die Strassen der Stadt führte; worauf sich wieder der Kaiser an den Mailändern also rächte: der Mauleselin wurde eine Feige in die Mutterscheide gesteckt, und ein Mailänder nach dem andern musste diese Feige mit den Zähnen herausholen, sie dem Henker zeigen und sagen: *Ecco la fica!* und sie dann wieder auf dieselbe Weise, ohne Beihilfe der Hände, hineinpraktizieren. Wer es nicht that, wurde auf der Stelle gehängt. Manche zogen in der That den Tod dieser Schmach vor, aber die meisten machten das Kunststück. Dadurch soll die Feige zu einer Geberde der Verachtung geworden sein: man müsste sich etwa denken, dass der Daumen die Feige, der Spalt die Mutterscheide der Eselin bedeuten sollte. Die ganze Erzählung wird von den Historikern angezweifelt, aber selbst wenn sie wahr wäre, würde sie wegen ihrer Sonderbarkeit vielmehr auf eine bereits bekannte Bedeutung der Feige schliessen lassen. Zweierlei kann man sich denken. Erstens Barbarossa wollte die Mailänder gleichsam Eselsmist verschlingen lassen, da derselbe mit Feigen verglichen wird: dann aber würde die Feige der Eselin in den After gesteckt worden sein. Zweitens, die Feige wurde ebendeshalb der Eselin in die Scheide gesteckt, weil *Feige* seit den ältesten Zeiten die weibliche Scham bedeutet. Schon das griechische *σῦκον* hat diese Bedeutung, im Lateinischen weist *ficetum* daraufhin, selbst im Hebräischen *teenah*, vergleiche *taanah;* notorisch aber ist die obscöne Bedeutung von *Fica* im Italienischen, wo deswegen die Feige als Frucht *Fico* genannt wird, während sonst die Obstbäume

männlich, die Früchte weiblich sind. Einerseits hat die weibliche Gebärmutter, vergleiche Seite 28 und 99, die Gestalt einer Feige, anderseits erscheint sie dem Volke gleichsam nackt und unbedeckt, weil sie unmittelbar, ohne vorhergegangene Blüte hervorwächst. Aus demselben Grunde heisst die Herbstzeitlose *Fut* und *Nackte Hure*, weil sie scheinbar die Früchte vor der Blüte entwickelt. Es ist gewiss nicht zufällig, dass sich die ersten Eltern ihre Scham gerade mit Feigenblättern bedeckten, und wahrscheinlich kommt von dem italienischen *Fica* das deutsche Wort *ficken* her. Man vergleiche auch den Ausdruck *Feigwarze*, das heisst zunächst: Warze an den (weiblichen) Genitalien. Die Geberde ist nun offenbar ein Bild nicht bloss der weiblichen Scham, sondern der weiblichen Scham, in der das männliche Glied in Form des Daumens steckt, das heisst der Begattung, ein Pendant zum Lingam. Noch heute kann man die *Feige* gelegentlich in Restaurants und auf der Strasse beobachten, wo sich Männer und Frauen mit ihr zu verstehen geben, dass sie sich begatten wollen. Die Geberde mag schon zu Barbarossas Zeiten bekannt gewesen und auch *Fica* genannt worden sein, weil am Ende das ewig Weibliche die Hauptsache dabei ist. Wer aber einer Frau gegenüber dieses Zeichen macht, sagt ihr damit, dass er sie als eine Hure ansehe. Eine Hure ist aber wiederum ein verachtetes Wesen und dadurch gewinnt die Geberde einen verächtlichen Sinn. *Hure* ist ein böses Schimpfwort. Wird nun vollends diese Geberde auf Männer übertragen, werden sie *gehurenzt*, so ist es das ärgste Zeichen der Verachtung, weil damit dem Manne gesagt wird, dass er sich wie eine Frau brauchen lasse und dass er, wie Jago sich ausdrückt, *zum schmucken Weibe versündigt sei*. In Italien ist die Geberde auch Schutzmittel gegen den Bösen Blick. Dante erwähnt die Geste *Inferno*

XXV, 2: ein Dieb macht Feigen. Auf der Rocca di Carmignano in Toscana sah man im XIII. Jahrhundert zwei Hände, welche Florenz die Feige boten.

d) Das Ausstrecken des Mittelfingers, lateinisch *medium ostendere digitum.* Der Mittelfinger, auch der unzüchtige Finger, ist ein Bild des aufgerichteten männlichen Gliedes, welches hinwiederum der *elfte Finger* heisst. *Ostendit digitum, sed impudicum Alconti Dasioque Symmachoque* (Martial VI, 70, 5). Der Sinn der Geberde ist daher derselbe wie vorhin. Wenn Grimm *Wörterbuch* III, Spalte 1651 den vierten Finger als den *namenlosen* oder unzüchtigen bezeichnet, so beruht das wohl auf einem Missverständnis; eher dürfte noch dem Daumen eine obscöne Bedeutung zuzusprechen sein. *Einem den Daumen beissen,* englisch *to bite the thumb of a person,* das heisst den Daumen vor jemand in den Mund stecken, war ebenfalls ein Zeichen der Verhöhnung und sogut wie eine Herausforderung zum Kampf (vergleiche Shakespeare *Romeo und Julia* I, 1). Vielleicht sollte es zunächst eine Einladung sein, das zu thun, was Martial *fellare* nennt.

Drittes Kapitel.

Die Beibringung von Thatsachen.

Athener! Was dieser sagte, thue ich.
Ein griechischer Baumeister.

I. Rhetorische Kunststückchen.

Die lakonische Kürze, deren sich die Engländer in der Sprache befleissen — sie sprechen oft gar nicht, sondern argumentieren mit Thatsachen, zum Beispiel die Temperanzler — *Facta loquuntur* — faktische Beweise, die der Redner beibringt — er lässt die Dinge reden, wie Cid mit seinem Degen redet — Edmund Burke schleudert einen Dolch ins Parlament — dieser praktische Tropus ist verfehlt — Burke hätte sich die Alten zum Muster nehmen sollen — Cato wirft frische Feigen in den Senat — *der Sack ist leer* — Lebende und Tote werden zu Zeugen angerufen: Hyperides und Phryne, Antonius und Cäsar — der Levit, der Stücke seiner Frau an die zwölf Stämme Israels versendet — das sind praktische Tropen und die gewaltigsten Redefiguren unter allen.

Wer in England reist, wird nicht ohne Wohlgefallen die gedrungene Kürze bemerken, deren sich das praktische Volk in seiner Sprache überall befleisst. Alle öffentlichen Verordnungen, alle Plakate, alle Briefadressen sind in Telegrammstil abgefasst, jedes entbehrliche Wort bis auf Pronomina und Verba ist weggelassen, oft ein ganzer Satz in einen anderen gedrängt, und gleichsam als zu weitschweifig rückgängig gemacht. Trotz dieses Lakonismus, der auch alle mündlichen Mitteilungen der Engländer charakterisiert, versteht man die kernigen Ausdrücke recht gut, ja sie sind,

wie man denken kann, eindringlicher als Phrasen. Mitunter ersparen sie sich auch die Worte überhaupt und führen Dinge und Thatsachen ins Feld, auf welche sich die Zuschauer den Vers selber machen mögen. Wie erfinderisch ist die Reklame, wenn es gilt, die Vortrefflichkeit von *Pear's Soap* oder sonst einer neuen Seife durch Beibringung von Thatsachen zu erweisen! Da wird ein Mohrenkind in einer Wanne damit gewaschen und, man denke sich, urplötzlich weiss gewaschen; nur das Gesicht bleibt schwarz, weil es noch nicht eingeseift ist, schwarz wie die Tintenflecken an Lady Montagus Hand, die sie nicht abwäscht, damit alle Welt sehe, dass sie eine Schriftstellerin ist. Oder wenn es gilt, die entsetzlichen Wirkungen des Branntweins und den Segen des Wassertrinkens anschaulich zu machen, dass sie jeder mit Händen greifen kann. Wir haben bereits auf Seite 97 eine Probe von der Propaganda der Temperanzgesellschaften mitgeteilt; einer dieser Vereine hielt vor kurzem seine Jahresversammlung ab. Um den zahlreich erschienenen Mitgliedern und deren Gästen die Folgen der Trunksucht und die Vorteile eines nüchternen Lebenswandels zu Gemüte zu führen, bediente man sich diesmal der Reid'schen Verwandlungsbilder. Ein lebensgrosses Gemälde zeigte einen gänzlich heruntergekommenen Trunkenbold, dem es schwer wird, sich aufrecht zu erhalten. Nachdem man das Bild mit Wasser abgewaschen hatte, traten die Gestalt und die Züge eines bekannten Mässigkeitsapostels in die Erscheinung. Ein anderes Bild zeigte einen zerlumpten, dem Trunke ergebenen Mann, der aus dem Pfandhause kommt und seinen mit zerrissenen Hosen und defekter Jacke gekleideten Knaben misshandelt. Als dasselbe mit Wasser abgewaschen worden war, erschien ein anständig gekleideter Herr, welcher ein gutanzogenes, lächelnd und heiter dreinschauendes Kind an der Hand führt. Von diesem Bilde, das kleiner als alle anderen war. wurde eine Anzahl von Exemplaren an die Anwesenden verteilt.

Aber mit blossen Bildern begnügen sich die praktischen Engländer nicht; Dinge, Dinge, Dinge wollen sie. *Nur reden will ich Dolche, keine brauchen,* sagt Hamlet. Der englische Redner braucht sie. Vor einem Jahrhundert, A. D. 1790, trat der berühmte Staatsmann Edmund Burke, der unversöhnliche Gegner des revolutionären Frankreich im Parlament gegen die französische Bruderschaft und gegen den *Bruderkuss* auf, den die Franzosen den Belgiern, den Niederländern, den Savoyarden, dem linken Rheinufer und aller Welt geben wollten. *Timebat Gallos et oscula ferentes!* Burke bewies, dass diese Bruderküsse Dolchstiche seien, ja, in auflodernder Leidenschaft zog er einen wirklichen Dolch aus seinem Busen, schwang ihn pathetisch über seinem Haupte und rief: *this is the brotherly kiss, thus they will fraternize you! Das ist der Bruderkuss, so wollen sie euch verbrüdern!* — worauf er die Waffe in den Saal schleuderte. Das Haus staunte ob dieser drastischen Illustration und Richard Sheridan bemerkte: *Bravo! Die Rhetorik ist durch Sie um einen praktischen Tropus bereichert worden.*

Nur dass mir hier einmal die englische Rhetorik und ihre praktische Beweiskraft nicht recht gefallen will. Wäre ich wie Sheridan gewesen, ich hätte gerade diesen Tropus keineswegs bewundert. Er erscheint mir mehr neu als glücklich. Warum? Weil er gar nichts beweist. Ja, wenn es ein französischer, von Bruderblut geröteter Dolch gewesen wäre! Wenn Edmund Burke selber mit seinem Dolche Heldenthaten verrichtet hätte, wie der Cid mit seinem Degen!

Mit dem Degen,
mit ihm redet mein Gemahl,

sagt Doña Ximena. Aber so beschränkt sich die Wirkung des affektierten Wurfes darauf, das Wort Dolch zu illustrieren, und das ist gar nicht nötig, denn wie ein Dolch aussieht, wissen alle. Wenn in Websters Wörterbuch neben *Dagger* ein Dolch abgebildet ist, so dient dieses ideographische Zeichen zur Erklärung, die hier bei jedem, auch dem bekanntesten Worte gefordert wird; die Abbildung

vertritt die Stelle eines hieroglyphischen Determinativs. Aber das Wort *Dolch* will doch im englischen Parlament niemand erklärt haben, es soll doch nur die Behauptung erhärtet werden, dass die französischen Bruderküsse Dolchstiche seien. Und das hilft 'der prächtigste Dolch nicht erhärten, dieser praktische Tropus hat keinen praktischen Nutzen. Burke, Burke, was wolltest du mit dem Dolche, sprich? — Er liegt ziemlich überflüssig im Saale herum. Er ist nicht nur ein schwaches, sondern gar kein Argument.

Freilich, es gibt wohl derartige Argumente und faktische Beweise, die der Parlamentsredner mit Glück beibringen kann, sintemal *Facta loquuntur!* Aber Dinge sind keine *Facta*. Edmund Burke hat sich nicht recht überlegt, worauf es bei dieser Methode ankommt: nicht auf Dolche, sondern darauf, dass mit den Dolchen gestochen worden, überhaupt etwas mit ihnen vorgegangen ist. Ei, es ist nicht das erste Mal, dass ein Redner einen realen Gegenstand zur Unterstützung seiner Behauptungen von der Tribüne herab ins Haus geworfen hat. Der alte vierundachtzigjährige Cato war bekanntlich einer der Hauptanstifter des dritten Punischen Krieges. Er war selbst in Karthago gewesen und behauptete, Rom würde niemals sicher sein, so lange als Karthago so mächtig, so feindselig und so nahe wäre. Einmal zog er eine Handvoll frühreifer Feigen unter seinem Gewand hervor und warf sie auf den Boden des Senatsgebäudes. Die versammelten Väter staunten über die Frische und Schönheit der Früchte: *diese Feigen*, sagte Cato, *sind vor nur drei Tagen in Karthago gepflückt worden; so nahe ist der Feind an unseren Mauern! Tam prope a muris habemus hostem!* — Und seit jener Zeit datiert sein ewiges *ceterum censeo, Carthaginem esse delendam.* Die reifen Feigen müssen gleich nach dem Abpflücken gegessen und dürfen nicht viel mit den Fingern berührt werden, daher die drastische Argumentation. Hehn meint, sie seien wohl unreif gepflückt worden und durch Zeit und Drücken reif geworden, eine ganz unberechtigte Annahme, die den Cato

als Lügner erscheinen lassen würde. Diese Geschichte, welche ein Gegenstück zu der Fahrt des Züricher Breitopfs nach Strassburg bildet, sticht sehr zu ihren Gunsten von der Burke'schen Redewendung ab; denn Cato hat wirklich etwas bewiesen.

Facta loquuntur! Wenn nicht viel gesprochen werden soll, ist ein faktischer Beweis mitunter das einzige Mittel, welches dem Redner übrig bleibt, um seiner Ansicht Geltung zu verschaffen. Man kennt den Lakonismus der alten Spartaner. Die Bewohner einer benachbarten Insel, ich glaube der Insel Cythera, leiden Hungersnot und schicken einen Gesandten nach Sparta, um Unterstützung zu erbitten. Derselbe setzt den Grund seines Kommens in einer längeren Rede auseinander. Wie er seinen Vortrag beendet hat, wird er entlassen, denn die Ephoren haben das Ende nicht verstanden und den Anfang nicht behalten. Jetzt wird ein zweiter Bote abgeordnet, der sich möglichster Kürze befleissigen soll. Er nimmt einen leeren Sack mit in die Volksversammlung, wendet ihn vor aller Augen um und spricht: *Es ist nichts darin; thut etwas hinein!* — Ihm wird Getreide verabfolgt, indessen die Bemerkung vom Magistrate nicht erspart — er hätte sich kürzer fassen können; dass der Sack leer gewesen, habe man gesehen; dass er ihn voll haben wollte, habe sich von selbst verstanden. Ein andermal solle er nicht so weitschweifig sein.

Facta loquuntur! — Die Alten waren überhaupt gross darin, die Thatsachen reden zu lassen und sie bei ihren oratorischen Leistungen, auch wo sie sich einen Zwang nicht anzuthun brauchten, als die letzten und höchsten Trümpfe auszuspielen. Sie liessen die Lebenden, sie liessen die Toten sprechen. Nicht so, wie Kriemhild den erschlagenen Siegfried sprechen liess, indem sie des Bahrrechts wartete und den Mörder durch das Bluten der Wunden überführte — sondern so wie der Levit, der sein gemisshandeltes Kebsweib in zwölf Stücke stückte und an alle Grenzen Israels sandte (*Richter.* XIX, 29) — die Mordthat sollte

als solche sprechen und den Mörder verklagen, der bekannt war. Als Julius Cäsar im Jahre 44 an den Iden des März unter den Dolchen seiner Mörder gefallen war, da trug man den grossen Toten wie gewöhnlich über das Forum und setzte ihn vor den Rostris nieder, auf denen Marcus Antonius die Leichenrede, die *laudatio funebris*, hielt. Antonius war ein guter Redner, er rührte und entflammte das Volk mit seinen Worten, er las mit klugem Bedacht Cäsars letzten Willen vor. Endlich hielt er das blutige durchlöcherte Hemd des Ermordeten in die Höhe und zeigte der Menge den Leichnam mit der dreiundzwanzigfachen Wunde. O, ungeheurer Anblick! Gewaltige Redefigur! Das war ein praktischer Tropus und eine Beredsamkeit, an der sich Edmund Burke abermals ein Beispiel nehmen konnte.

Facta loquuntur! — Ein charakteristisches Pendant zu dem Leichnam Julius Cäsars bietet der lebendige Beweis, den einmal ein klassischer Redner gegeben hat. Ein Athener, Namens Euthias, hatte die berühmte Hetäre Phryne der Ketzerei (ἀσεβείας) angeklagt. Der galante Hyperides, einer ihrer Liebhaber, verteidigte sie vor Gericht. Als es ihm mit all seiner Beredsamkeit nicht gelingen wollte, die Richter günstig zu stimmen, bat er die Angeklagte, ihren blühenden Leib zu enthüllen, und erlangte durch dieses gewagte Mittel ihre Freisprechung. Nein, eine solche überirdische Schönheit konnte nicht strafbar, nicht gottlos sein! Sie war selbst etwas Göttliches, ein Ebenbild der Venus Anadyomene! — Es heisst, dass der Ankläger Euthias seitdem nie wieder vor Gericht gesprochen habe.

II. Populäre Argumente.

Wie die Bettler reden — wie der Kaiser Augustus die Hand aufhält — wie Not und Unglück für sich selber sprechen — Graf Eberhard der Rauschebart schneidet das Tischtuch entzwei — der Mönch bittet um Verzeihung mit einem Stricke um den Hals — der Besiegte übergibt dem Sieger seinen Degen — das Abschneiden des Haares — Diogenes beweist dem Philosophen Zeno die Bewegung, indem er geht — der alte Graf geht dem neuen Fürsten, Frau von Pfaffenrath geht der Frau von Gleichen vor.

Faktische Beweise sind rhetorische Kunststückchen, die ihre Wirkung nie verfehlen, wenn sie geschickt ausgeführt werden, und der Platz dazu ist nicht bloss die Tribüne des Redners. Sie gelingen überall, sie werden zum Beispiel mit Vorliebe angewandt, wenn es sich darum handelt, die Not anschaulich zu machen und Mitleid zu erwecken. Jener Gesandte kann die lakonische Beibringung seines Armutszeugnisses von jedem Bettler lernen. Der Blinde, der sich, ohne ein Wort zu sagen, an die Kirchthüre stellt — der Taubstumme, der uns aufsucht, mit der eigenen Behendigkeit dieser Unglücklichen auf seinen Mund weist und milde Gaben sammelt — der Krüppel, der in Lumpen, in Tafeln, auf denen die Geschichte seines Unglücks zu lesen ist, vielleicht ein Gemälde vor den Knien, an der londoner Strasse sitzt und thut, was jener Cythereer hätte thun sollen, schweigend die Hand ausstreckt — die blosse Schaustellung der Armut, des Elendes, des Unglücks, welch ein vielbedeutendes Orakel! Der Kaiser Augustus selbst, der durch einen Traum bewogen worden war, alljährlich an einem bestimmten Tage und Orte zu betteln, machte es nicht anders; er genügte seiner Pflicht, indem er die Hand aufhielt und wartete, bis man ihm eine *Sextula* hineinwarf. Und der Indianer, der sein klopfendes Herz entblösst — der Neger, der den Kopf auf die Hand legt, als ob er schlafen wollte, aber vor Frost zusammenschüttert — der Mensch, der auf der Reise von Jerusalem nach Jericho unter die Mörder fällt, und der, halbtot, ausgeplündert und

zerschlagen, zu dem barmherzigen Samariter aufsieht — Sancho Panza, der (*Don Quixote* II, 54) zum Zeichen, dass er keinen Heller habe, seinen Daumen an die Gurgel hält und die Hand in die Höhe streckt — ha, der bewegliche Anblick dieser Leiden, welche rührende, eindringliche Sprache reden sie! Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Keine Worte! Worte für den, der nicht in den Herzen liest! Für den Leviten, der, unbekannt mit unseren Schmerzen, gleichgültig vorübergeht! Warum sollen wir den menschenfreundlichen Arzt bestürmen, da er doch am besten weiss was uns fehlt, da er doch mit Seherblicken in uns hineinschaut und Öl und Wein in unsere Wunden giesst? —

Die Liebe durchdringt uns mit göttlichem Scharfsinn, vor ihren Argusaugen wird das Verborgenste offenbar; sie errät in einer Handbewegung eine Welt, in einem Blick ein Menschenleben; sie gleicht dem Alborak des Erzengels Gabriel, dem geflügelten Rosse, das den Propheten Mohammed, währenddass ein Wasserkrug umstürzte und auslief, durch sieben Himmel trug und ihm die Herrlichkeiten eines jeden zeigte; sie eilt den mündlichen Erklärungen voraus, wie der elektrische Telegraph den Briefen. Ottilie und Eduard führen in den *Wahlverwandtschaften* ein eigenes Gespräch. Durch einen Zufall stehen sie einander gegenüber; sie sieht ihn an, ohne einen Schritt vorwärts noch rückwärts zu thun; er macht eine Bewegung, sich ihr zu nähern; sie thut einen Schritt zurück bis zum Tisch. Auch Eduard tritt zurück und zeigt ihr den Brief, der sie vorbereiten sollte. *Ohne die Miene zu verändern, hatte sie ihn gelesen, und so legte sie ihn leise weg; dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blicke an, dass er von allem abzustehen genötigt war, was er verlangen oder wünschen mochte.*

Aber in allen Fällen ist das Auge ein trefflicher Kundschafter, sein Bericht zugleich schneller und treuer als der,

welchen wir durchs Ohr aus dem Munde des anderen empfangen. Gewisse alte Bräuche, mit denen man seinen Gesinnungen faktischen Ausdruck gab, sind kostbare Reste einer stärkeren, wortärmeren, aber thatenreicheren Zeit. Wir sagen die Freundschaft auf; Graf Eberhard der Rauschebart fasst, wie sein Sohn Ulrich nach der verlorenen Schlacht bei Reutlingen nach Stuttgart kommt, da er gerade bei Tische sitzt, ein Messer, spricht kein Wort und schneidet das Tafeltuch entzwei (1377). Wir bitten einen Vorgesetzten um Verzeihung, versichern ihm unsere Reue, versprechen ihm Besserung, flehen ihn an, uns die verdiente Strafe zu erlassen. Aber der Mönch, der den Abt des Klosters um Verzeihung bittet, kniet demütig vor ihm nieder mit einem Stricke um den Hals, wie die Italiener sagen, *colla fune* oder *colla coreggia al collo.* Und der Grossvezier, der von Harun-al-Raschid einen Befehl erhält, legt die Hand auf seinen Kopf: im Falle des Ungehorsams wird er den Kopf verlieren. In einem ähnlichen Sinne musste vermutlich nach normännischem Rechte ein Mann, der eine Beleidigung zurücknahm, während er das aussprach, mit den Fingern seine Nasenspitze halten *(nasum suum digitis per summitatem tenere).* Nelson nahm A. D. 1797 nach der Schlacht bei St. Vincent, wie man sich von einem Relief der Nelsonsäule auf Trafalgarsquare in London her erinnern wird, den Degen des spanischen Befehlshabers in Empfang; und Napoléon III. übersandte dem König von Preussen am 1. September 1870 seinen Degen und hatte am folgenden Tage mit ihm und Bismarck persönliche Unterredungen. Aber einst wurde von dem besiegten Feinde gefordert, dass er im Büssergewande, ohne Helm und ohne Schuhe dem königlichen Sieger zu Füssen fiel. Auch die Hohenstaufen, Friedrich und Konrad, der spätere König, mussten so vor ihrem Rivalen Lothar barfuss knien, als sie im Kampfe unglücklich gewesen waren. Fehlte dieser Akt, so hatte sich der Besiegte gar nicht unterworfen und ein neuer Vertrag wurde unthunlich.

Umgekehrt: wie drückt man besser die Überhebung aus, als indem man einem vorgeht, wie der letzte Graf von Hanau dem neugebacknen Fürsten oder wie Frau von Pfaffenrath der Frau von Gleichen? — Im Herzoglichen Schlosse zu Meiningen hatte im Jahre 1746 die Frau Landjägermeisterin Christiane Auguste von Gleichen den ersten Rang unter den Hofchargen. Aber eine andere Hofdame, eine gewisse Frau von Pfaffenrath, zwar eine geborene Gräfin Solms, aber doch nur Regierungsrätin und Frau eines eben erst geadelten Mannes, noch dazu keine recht legitime Frau, wurde durch den abwesenden Herzog Anton Ulrich protegiert. Sie sollte *den Rang vor allen Damens haben.* Frau von Gleichen wollte sich das nicht gefallen lassen, aber als es zur Tafel ging, hatte Frau von Pfaffenrath eine günstige Aufstellung genommen und schnitt der Frau Landjägermeisterin den Vortritt ab, bevor diese es hindern konnte. Darüber grosse Aufregung: Frau von Gleichen erklärte dem Kabinettsminister, wenn Frau von Pfaffenrath ihr wieder vorgehe, so werde sie dieselbe an ihrem Reifrocke zurückzerren; sie liess ein Pasquill gegen Frau von Pfaffenrath verbreiten. Deshalb sollte nach dem Willen des Herzogs wieder die Frau Landjägermeisterin der Frau von Pfaffenrath kniend Abbitte thun und sie auf das bussfertigste um Vergebung bitten. Es ist bekannt, dass dieser Weiberzank den Wasunger Krieg entzündete (1747).

III. Offizielle Akte.

Wie Herzog Anton Ulrich von seinem Lehen Besitz ergreift — moderne Formen der Besitzergreifung — der Bräutigam tritt der Braut auf den Fuss, Beispiel im *Meier Helmbrecht* — warum der Verlobungs- und der Trauring an den Goldfinger der linken Hand gesteckt wird — Absprechen des Besitzes — wie der alte Mieter herausgetrieben wird — Lauzun zerbricht sein Schwert vor den Augen des Monarchen — St. Dominicus zerreisst eine Urkunde vor den Augen des Bischofs, Capponi eine vor dem französischen König — eine Drohung ausführen ist besser als drohen, ein Versprechen erfüllen ist besser, als versprechen — das Ei des Kolumbus — die faktischen Beweise sind zweckmässig gewählte Experimente — Schluss.

Unerschöpflicher, wundervoller Genius der Sprache, lehre mich meinen Gedanken Ausdruck geben! Welches sind deine liebsten Zeichen? Wo finde ich die kurzen, unmissverständlichen Depeschen, die wie Blitze in das Gemüt des Nebenmenschen fallen? — Nicht bloss in unseren eigenen Bewegungen und Geberden. In jeder Sache, die mit einer Wahrheit schwanger geht und sie, gleich einem Rebus, erraten lässt. Die ganze Welt ist ein solches Rebus, das uns von einem Gott gezeigt wird, und diesem Gott lernen wir die reale Methode ab, indem wir Thatsachen exhibieren — indem wir aus dem unermesslichen Schatze einer lehrreichen Realität mit Bewusstsein ein kleines Bruchstück wählen, dem auffassenden Verstand vorhalten und dadurch zu einem Organe der freundschaftlichen Mitteilung erheben.

Wir erwähnten im Vorhergehenden Anton Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen. In seiner Jugend hatte er sein stolzes Haus durch eine Mésalliance gekränkt; die Räte des Landes benutzten den Zwist, ihm seine Revenüen zu verkürzen. Aber Anton Ulrich war scharf dahinter her. Als im Jahre 1722 der letzte Lehensträger des Altensteins, ein Hund von Wenckheim, auf den Tod lag und die Kommissäre der Regierung schon auf dem Sprunge standen, das erledigte Lehen in Besitz zu nehmen, da ritt plötzlich Anton Ulrich in den Schlosshof. Wie der Vasall die Augen zugedrückt hatte, trat er bewaffnet in das Sterbezimmer,

setzte sich in einen rotsamtnen Lehnstuhl und sprach: *Hiemit ergreife ich Possession für meinen dritten Teil, unbeschadet der zwei Drittteile meiner Herren Gebrüder.* Darauf rückte er mit der Hand an dem Tische, dem Symbol der Mobilien, und liess aus den Stubenthüren Späne, sowie Splitter aus dem Eichwald und Rasenstücke aus den Wiesen schneiden, als womit er Besitz von den Immobilien ergriff. Dann kehrte er nach Meiningen zurück. Das war die alte Form der Besitzergreifung oder der sogenannten *Apprehension*, wie sie das deutsche Recht vorschrieb und wie sie jetzt noch bisweilen vorkommt, obgleich man sich gegenwärtig meist damit begnügt, das Grundstück zu betreten, die Schlüssel eines Hauses in Empfang zu nehmen und die Hand an den Riegel der Thür zu legen; von ganzen Ortschaften ergriff man Besitz, indem man ein Laub von der Linde nahm, wie das z. B. die zweihundert Mann der Grafen von Oettingen in Bissingen, dem Gute Schärtlins, ihres Nachbarn, thaten (1561). Die ganze Prozedur läuft offenbar darauf hinaus, dass der Besitzergreifende sein Recht nicht ausspricht, sondern teilweise faktisch Besitz ergreift, was unter allen die deutlichste Sprache ist.

Im Mittelalter hatte der Bräutigam am Schlusse der Trauung der Braut auf den Fuss zu treten:

> und gap Lemberslinde
> ze manne Gotelinde.
> si sungen alle an der stat:
> ûf den fuoz er ir trat —

heisst es in dem (um A. D. 1240 verfassten) *Meier Helmbrecht* 1531 ff. Das Treten auf den Fuss war einzelnen Personen gegenüber ein Zeichen der Besitzergreifung und der angetretenen Herrschaft, wie umgekehrt das Abschneiden des Haares ein Zeichen ist, dass man sich jemand zu eigen gibt, zum Beispiel wird Knechten, Mönchen und Nonnen ihr Haar abgeschnitten. Noch heute herrscht in vielen Gegenden die Sitte, dass sich die Brautleute vor dem Altar nach der Einsegnung einander auf den Fuss oder den Rock

zu treten, und dadurch während der Ehe das Regiment im Hause, sozusagen den Pantoffel an sich zu reissen suchen — die nämlichen Brautleute, die sich durch Verlobungs- und Trauringe ewige Treue und ewige Ergebenheit versprechen und dieselben an den Goldfinger der linken Hand stecken, weil von diesem Finger nach alter, schon aus römischer Zeit stammender Überlieferung eine Ader direkt nach dem Herzen geht.

Es ist heutzutage viel von Besitzergreifungen die Rede; die dabei üblichen Modalitäten haben im Grunde denselben Sinn. Die spanischen und portugiesischen Schiffskommandanten pflegten in den Gebieten, die sie erreichten, ein Kreuz, einen Altar oder sonst einen heiligen Gegenstand zu errichten, den sie einweihten und mit dem sie das ganze Gebiet gewissermassen unter die Herrschaft der römischen Kirche stellten. Dann wurde eine Messe gelesen und in feierlicher Prozession eine Strecke weit nach verschiedenen Himmelsrichtungen umhergegangen, womit die Besitzerergreifung für vollzogen galt. Geradeso thut Buddha gleich nach seiner Geburt je sieben Schritte nach den vier Himmelsrichtungen und ebenso nach dem Nadir und dem Zenith, wobei er jedesmal seine unbestrittene Obergewalt erklärt; in der That stehen alsbald, wie er in die heidnischen Tempel tritt, alle Götter auf und fallen ihm zu Füssen. Auch Privatpersonen richteten gern auf unbekannten Inseln Kreuze auf, so der Simplicissimus und Robinson Crusoe, dessen Name bekanntlich *Kreuzinsel* bedeutet. Wir hissen dagegen die deutsche Fahne auf.

Herzog Anton Ulrich schnitt aus den Thüren des Altensteiner Schlosses Späne; etwas Ähnliches thaten die Boten der Femgerichte. Dem Vorzuladenden wurde nämlich der Ladebrief nicht persönlich übergeben, sondern an seiner Behausung oder einem dieser nahe gelegenen Orte angeheftet. Dabei wurden drei ausgehauene Späne als Wahrzeichen der Fem gebraucht. Hier sollten sie indessen wohl nur für die Anwesenheit des Boten Zeugnis geben.

Wenn man dagegen einem Herrn den Besitz einer

Sache absprechen will, was thut man? Kommt man ihm mit Gründen? Mit Prozessen? Der energische Mann lässt sich darauf nicht ein — er vertreibt den widerspenstigen Inhaber, wie der neue Mieter den alten Mieter, wenn dieser nicht herauswill, indem er einen Stuhl in die gemietete Wohnung stellt — er zerreisst die Urkunde, die ihn bindet, wie Pietro Capponi in Florenz*) — er vernichtet den Besitz vor den Augen des Prätendenten. *Mon épée au roi.* Der Herzog von Lauzun sollte von Ludwig XIV. zum Grossmeister der Artillerie ernannt werden; Louvois, der eifersüchtige Louvois war dagegen. Lauzun forderte kühn, der König solle sein Versprechen halten, und da er ihn unentschlossen sah, zerbrach er vor den Augen des Monarchen sein Schwert, weil er keinem wortbrüchigen Fürsten dienen wollte. Ludwig XIV. warf dafür seinen Stock zum Fenster hinaus und sagte: er wolle es sich nicht zum Vorwurf machen, einen Edelmann geschlagen und das *argumentum baculinum* hervorgesucht zu haben.

Die Überzeugungskraft derartiger Beweise ist eine ungemeine. Vor Drohungen muss man sich nicht fürchten und über Zusagen soll man sich nicht freuen; aber eine auf der Stelle ausgeführte Drohung macht das Blut erstarren und ein Versprechen, dem man die Erfüllung unmittelbar folgen lässt, hebt allen Zweifel auf. Anton Wohlfart hat 200 Thaler auf den Tisch gelegt und die Rollen

---

*) A. D. 1494, als der französische König Karl VIII. in Florenz eingezogen war und übertriebene Forderungen stellte. Capponi nahm dem Sekretär das Papier in Gegenwart des Königs aus der Hand und zerriss es in tausend Stücke, wobei er sagte, ehe die Florentiner solche unbillige Bedingungen eingingen, würden sie sich bis aufs Blut verteidigen. *Fate dar fiato alle vostre trombe, e noi suoneremo le nostre campane!* — vergleiche Rudolf Kleinpaul, *Florenz in Wort und Bild*, Seite 26. So zerschnitt der heilige Dominicus auf dem ersten Generalkapitel zu Bologna eine ihm zugestellte Schenkungsurkunde vor den Augen des Bischofs und liess den Beschluss fassen, dass kein Besitz angenommen werden dürfe (A. D. 1220); und so zerriss Karl XII. mit seinen Sporen dem bestochenen Grossvezier, der am Pruth mit Peter dem Grossen Frieden machte, das lange, prächtige Gewand.

durch vier Kreidestriche eingeschlossen. Schmeie Tinkeles soll die 200 Thaler haben, wenn er Anton die gewünschte Auskunft gibt. Der Jude kämpft einen schweren Kampf; er sieht auf Anton und verzieht sein Gesicht zu einem harmlosen Lachen, er versucht, unbefangen auszusehen und blickt wie gleichgültig in der Stube herum, aber immer wieder fällt sein Blick auf Antons Zeigefinger und das weisse Viereck auf dem Tische. Keiner spricht, das stumme Schweigen dauert einige Augenblicke, und doch ist es eine lebhafte und beredte Unterhaltung.

Die 200 Thaler in dem weissen Viereck auf dem Tische thun es! Wie der Edelknabe in Shakespeares *König Richard der Dritte* (IV, 2) sagt:

Gold ist sogut bei ihm, wie zwanzig Redner!

Bares Geld lacht verführerisch und Liebeserklärungen, wie sie August der Starke der Gräfin Cosel machte: in der einen Hand einen Beutel mit 100,000 Kronen, in der anderen Hand ein Hufeisen, das er zerbrach wie eine Semmel — sind nicht bloss die willkommensten, sondern auch die sichersten. *Hic Rhodus, hic salta! Ein Danimm,* meint Sancho Panza, *ist besser als ein Ichwerdedirgeben!* Hätte August der Starke bloss *ich wills* und *ich kanns* gesagt, so würde die schöne Gräfin vielleicht gelächelt haben. Da er es aber that, so musste sie ernst drein sehen und *ab esse ad posse* schliessen. Darauf beruht ja am Ende schon der Wert des Angelds oder Draufgelds, das eine teilweise vorläufige Bezahlung ist. Wer etwas daransetzen will, der nehme sich an dem starken Mann ein Beispiel.

Darum wird so viel Wert auf die Experimentalphysik und auf die Experimentalchemie gelegt; jeder faktische Beweis, den der Redner auf der Tribüne und der gemeine Mann in der Unterhaltung gibt, ist im Grunde nichts anderes, als ein zweckmässig gewähltes Experiment. Filippo di Ser Brunelleschi, der Erbauer des florentiner Domes, fragt seine Kollegen in Florenz, da sie alle die Kuppel wölben wollen und nicht können, ob sie sich wohl getrauten,

ein Ei aufrecht auf den Marmortisch zu stellen? — Einer nach dem andern versucht es, aber das Ei steht nicht. Es kann nicht stehen! Da nimmt Brunelleschi das Ei, stösst es mit der Spitze auf die Tischplatte, und es steht.*) Der Eleat Zeno, um 450 v. Chr., leugnet die Bewegung. Ein gewisser Diogenes antwortet gar nichts, sondern beweist dem Philosophen die Bewegung, indem er geht! Einer Akademie der Wissenschaften wird die Frage vorgelegt, wie es komme, dass ein Eimer voll Wasser nicht überlaufe, wenn man einen Karpfen in den Eimer stecke? Es entsteht die lebhafteste Debatte; die scharfsinnigsten Erklärungen des Phänomens werden laut; die Gelehrten können sich lange nicht einigen. Endlich nimmt einer einen Eimer, füllt ihn mit Wasser, steckt einen Karpfen hinein, und der Eimer läuft über. Damit war die Sache *ad oculos* demonstriert! Hatten etwa sothane physikalische Demonstrationen einen anderen Zweck als die Enthüllung des Redners Hyperides? —

Das ist es ungefähr, was ein Lehrer der Beredsamkeit bei dem rhetorischen Kunststückchen des Herrn Edmund Burke zu erinnern hätte. Wenn wir in Büchern Anmerkungen machen, so weisen wir auf diese Anmerkungen erst mit Sternchen, dann, wenn diese nicht ausreichen, mit Kreuzchen hin — der Gebrauch soll aus den kirchlichen Agenden stammen, wo jedesmal, wenn der Geistliche beim Gebete ein Kreuz zu schlagen hatte, ein solches angezeichnet war. Die Engländer nennen ein solches Kreuzchen der Ähnlichkeit wegen (denn es ist ein lateinisches Kreuz mit einem langen Unterarme) einen Dolch *(a dagger)*, wie es andere Male ein Spiess genannt wird *(an obelisk)*. Hat Edmund Burke den Dolch geschleudert, müssen wir nicht die Anmerkung dazu machen? Man halte es mir zu gute, wenn sie ein wenig lang ist: ich bin ein Deutscher.

*) Diese Anekdote soll nachmals auf den Kolumbus übertragen worden sein, vergleiche Rudolf Kleinpaul *Florenz in Wort und Bild*, Seite 101.

Viertes Kapitel.

Die Wahl von Bildern.

Blumensprache — Briefmarkensprache.

I. Die Bildersprache des Volkes.

Philomela stickt Bilder, da sie nicht mehr sprechen kann — wie sie, geht die Sprache von schlichten Worten zu poetischen Bildern über — in Bildern zu reden scheint eine Sache der Dichter und der Redner zu sein — aber Männer jeden Schlages wählen gern Bilder, um ihre Gedanken kurz und treffend auszudrücken — das Volk selbst ist an dichterischen Anschauungen reich, das Volksgemüt die grosse Quelle der poetischen Metaphern — die Bilder wechseln von Land zu Land und von Nation zu Nation — die Sprache eine phantasievolle Dichterin — das Volk wählt gelegentlich noch greifbarere Bilder — es wird etwas gezeigt, geschickt, gethan, was ins Auge fällt — sind die Dinge in natura nicht zur Hand, so nimmt man Symbole der Dinge — Beispiele werden aufgesucht und Fabeln in Szene gesetzt — die Wirkung einer solchen Demonstration eine ausserordentliche — wie ein Pastor zwei bissige Hunde eine philosophische Disputation vornehmen lässt — zwei prozessierende Bauern, die eine fette Kuh auseinanderreissen, während sie der Advokat melkt — wie Sancho Panza als Gouverneur eine Frau, die über Notzucht klagt, ad absurdum führt.

Von der Philomela wird erzählt, dass sie, von Tereus entehrt und der Zunge beraubt, ihrer Schwester Prokne das Verbrechen durch ein Gewebe kundgethan habe, in welches sie den ganzen Hergang stickte — es wäre absurd anzunehmen, dass sie ein paar Worte hineingewoben habe, denn das hätte sie leichter haben können; man muss sich vielmehr denken, dass Philomela sticken konnte wie gemalt

und auf einem Peplus menschliche Figuren und Szenen darzustellen wusste, die mündlich zu beschreiben sie nicht mehr imstande war. Sie wird dadurch zu einem Typus für die Sprache, die sogern von schlichten Worten zu poetischen Bildern übergeht und der es oft leichter wird, die Dinge zu malen als adäquat auszudrücken.

In Bildern zu reden, Metaphern und Allegorien verschwenderisch auszuteilen, mit kühnen und prachtvollen Vergleichen um sich zu werfen, erscheint uns im allgemeinen als die Sache der Dichter und Propheten; die *Lehre von den poetischen Bildern*, den *Tropen*, den *Metaphern* und anderen *Figuren* macht ja einen Hauptbestandteil der Poetik und der Rhetorik aus. Aber längst ehe es eine Poetik gab, haben die Poeten in der *Lilie* ein Bild der Unschuld, in der *Rose* ein Bild der Glückseligkeit gesehen und die Schönheit geliebter Mädchen im Stil des Hohenliedes ausgemalt. Der Freiherr von Vincke hält im preussischen Landtag eine Rede — während derselben zieht ein Gewitter auf und wieder vorüber — gleich knüpft er mit Geistesgegenwart an dieses Naturereignis an und spricht von der durch Wolken brechenden Sonne und dem wiederhergestellten Frieden der Natur. Und die Poeten haben auf diese Blumen der Rede durchaus kein Privilegium, sintemal bedeutende Männer jeden Schlages gern Bilder wählen, um ihre Gedanken kurz und treffend auszudrücken. Selbst Generale, die doch gewiss das Leben mehr von der rauhen Seite ansehen. Der kluge und energische Feldherr der Athener Iphikrates — derselbe, welcher die beherzigenswerte Äusserung that, ein Kommandant könne nichts Dümmeres sagen, als: *ich hätte das nicht erwartet (οὐκ ἂν προσεδόκησα)* — Iphikrates behauptete, *ein Heer Hirsche, von einem Löwen geführt, sei mehr zu fürchten, denn ein Heer Löwen, von einem Hirsch geführt.* Und Philipp von Makedonien sagte, wenn ich nicht irre, *er getraue sich jede Festung zu erobern, wenn es ihm gelinge, einen mit Gold beladenen Esel hineinzutreiben*, was die Engländer ausdrücken: *An ass loaded*

with gold climbs to the top of a castle, oder die Spanier: *Asno con oro alcanzalo todo. Die Raben wollen einen Geier haben,* sagte Kurfürst Friedrich von Sachsen seinen Getreuen, als sie ihm Vorwürfe machten, dass er die Wahl Karls V. unterstützte, in demselben Stile. Viele solche Bilder sind nachmals ins Volk gedrungen und sprichwörtlich geworden; welch ein unerhörtes Glück hat zum Beispiel die Phrase *Schwamm drüber* gemacht, die aus dem *Bettelstudenten* stammt und ziemlich genau mit den Versen Corneilles zusammentrifft:

Sur les noires couleurs d'un si triste tableau
Il faut passer l'éponge, ou tirer le rideau —

wozu ein Kritiker bemerkt, dass diese Metapher bei den Römern nicht erträglich gewesen wäre, weil bei ihnen das Wort *Schwamm* einen schlechten, schmutzigen Klang hatte.

Aber das Volk selbst ist an dichterischen Anschauungen überreich und das Volksgemüt die grosse Quelle der poetischen Metaphern; der gewöhnliche Ausdruck des Indianers und des Orientalen enthält kühnere Figuren als der höchste lyrische Schwung des Europäers. An dieser Quelle haben die grossen Männer, die ein Bild aufbrachten, gewöhnlich selbst geschöpft, aus dem reichen Schatze der deutschen Sprichwörter entnahm der Fürst Bismarck noch in seiner letzten Rede im Reichstag (6. Februar 1888) das Bild von *den Hechten im europäischen Karpfenteich.* Man fragte den König von Sparta Agesilaus, warum Sparta ohne Mauern sei. Er wies auf die Soldaten: *das sind die Mauern Lacedämons!* — Aber sagt das nicht jeder Kriegsberichterstatter, dass meinetwegen die Sachsen vor Paris *wie Mauern* gestanden haben? — Wir alle reden wohl nach dem Vorgange Daniels von einem *Koloss mit thönernen Füssen.* Bekanntlich drohte Pius IX. am 24. Juni 1872, dass *dem Koloss des neuen Deutschen Kaiserreiches ein Steinchen den Fuss zerschmettern werde.* Indessen, das Traumgesicht des Königs Nebukadnezar, denn dieser war es, der die Vision hatte, kann uns nicht so sehr befremden, wenn wir bedenken, dass es solche eiserne und thönerne Statuen wirk-

lich gab und dass man vielleicht schon damals von dem *eisernen und irdenen Topfe* sprechen mochte *(c'est le pot de terre contre le pot de fer). Stein gegen Krug und Krug gegen Stein, wird immer des Kruges Verderben sein,* heisst es im *Don Quixote.* Wer hat zum erstenmal von einer *lachenden Gegend,* vom *Lauf der Dinge* und vom *Zahn der Zeit* gesprochen? Wer zum erstenmal die untere Partie eines Berges seinen *Fuss,* den Gipfel sein *Haupt* genannt? — Bilder sind etwas allgemein Menschliches, den Isländern und den amerikanischen Wilden so gut wie den Arabern und Persern Eigentümliches, wenn sie gleich von Nation zu Nation und von Land zu Land wechseln. Der Deutsche spricht vom *Mai des Lebens,* der Italiener vom *Aprile della vita.* Der Bewohner des Nordens vergleicht den geliebten Gegenstand mit einem *wolkenlosen Himmel,* der Südländer vergleicht ihn mit dem *Tau.* Der Psalmist vergleicht den Frommen mit dem Schönsten, was der Hebräer kennt, dem charakteristischen Emblem üppiger Fruchtbarkeit und materiellen Wohlstandes, mit einem *Baume, gepflanzet an den Wasserbächen;* in China wird ein Kaiser, der sein Volk glücklich macht, dem *Südwinde* verglichen. *Unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum zu sitzen,* galt den Juden für den Inbegriff von Frieden und Glückseligkeit; wenn die Armen in London unter freiem Himmel übernachten, so *schlafen sie unter der blauen Bettdecke (under the blue blanket),* und den londoner Nebel nennen sie *Erbsensuppe (Peas' soup).* In den Bädern von Lucca sagen die Eingebornen, sie leben von *Holzbrod und Wolkenwein,* sie meinen, sie hätten kein anderes Mehl, als das von Kastanien und kein anderes Getränk als Wasser; in den Gebirgsdörfern des Vogtlandes und des Erzgebirges sagen die Leute, es *schneie Brod,* weil bei Schneefall die Bewohnerschaft aufgeboten wird, Strassen und Wege offen zu halten und die Gemeinden von Staatswegen eine Vergütung dafür erhalten. In den Gegenden, wo Baumwolle gesponnen wird, heisst es auch, es *schneie Bettelleute,* weil die Spinner die abfälligen Baumwolleflocken *Bettelleute*

nennen; während umgekehrt ein Neger, der zum erstenmal ein Schneegestöber sah, in die Hände klatschte und rief: *da regnet's Baumwolle!* — Bei allen diesen Vergleichen ist sich das Volk des Bildes noch bewusst; wie viele Bilder braucht es erst, ohne darum zu wissen. Unsere ganze Psychologie, was sage ich, jedwede Wissenschaft steckt voll Metaphern, die Sprache ist eine phantasiereiche Dichterin, das erste beste Wörterbuch eine bunte Bildersammlung.

Ja, das Volk spricht gelegentlich in noch greifbareren Bildern. Es wird gar nicht gesprochen, gesprochen in unserem Sinne: es wird etwas gezeigt, etwas geschickt, etwas gethan, was ins Auge fällt. Daran mag sich der aufmerksame Zuschauer, wie es ehemals hiess, *ein Bilde nemen*, das heisst, ein Beispiel nehmen; denn was geschieht und vorgemacht wird, ist abermals bildlich gemeint. Unter allen Umständen würde es natürlich das Beste sein, wenn wir die Gegenstände, von denen wir reden, selbst exhibieren und, wie jener irrsinnige Böttcher aus Frankfurt (der vor zwei Jahren dem Kaiser in Ems ein Mittel gegen Überschwemmungen angeben wollte und zu dem Ende einen mit Erde gefüllten Wasserkrug vor ihn hinwarf) dem verständnisvollen Blicke unseres Freundes unterbreiten könnten; leider sind sie nur nicht immer zur Hand. Alexander der Grosse wollte Xenokrates, den Freund und Schüler Platos, mit Geld bestechen: statt aller Antwort lüftete der Weise den Deckel seines Linsentopfes. Aber wir sitzen nicht immer bei Tische und haben nicht immer Linsentöpfe vor uns. Wir müssen uns also zu helfen suchen und anstatt der Dinge in natura Symbole der Dinge und Analogien bringen, die sich bieten; und zwar malen wir diese Symbole nicht, wir nennen sie nicht, wir schreiben sie nicht, sondern wir greifen sie aus dem Leben selbst heraus und produzieren sie leibhaftig. Vielleicht, dass wir mündlich ein paar erklärende Worte hinzufügen, aber nötig ist es nicht — der Mann mag selber denken, selber erraten, was geschehen ist, geschehen wird und muss, und klug werden durch Er-

fahrung. Und wozu diese kindliche Belehrung, dieser Anschauungsunterricht? Warum machen wir uns die Mühe, Beispiele aufzusuchen, wo wir doch reden könnten? Ah, zunächst um der Wirkung willen. Die Wahrheit, die man sagt, wird überhört; die Wahrheit, die man zeigt, wird nie vergessen. Die Prediger reden in den Wind; die Fabel geht zu Herzen. Wirklich gleicht das Bild, wenn dadurch Moral gepredigt werden soll, oft völlig einer Fabel, die man in Szene setzt, wie damals, als Lykurg seinen Spartanern die Macht der Erziehung an zwei von Einer Mutter stammenden, aber verschieden erzogenen Hunden versinnlichte: er warf einen Knochen hin und liess einen Hasen laufen; der Schoosshund stürzte sich auf den Knochen, der Jagdhund auf den Hasen. Analog liebte es ein alter jovialer Landpastor, dem Herrn Kandidaten mit seinen zwei grossen Hunden einen Begriff von einer *philosophischen Disputation* zu geben: die beiden Hunde hatte er *Aristoteles* und *Cartesius* getauft, und nun brachte er sie zusammen. Aber die Bestien waren einander keineswegs gewogen: wie er sie näher befreunden wollte, fingen sie an zu murren und zu knurren, und das Ende vom Liede war, dass sie übereinanderherfielen und eine wütende Beisserei entstand. Das war eben die *philosophische Disputation*. Und wie schön hat Lafontaine in seiner Fabel von *den zwei Ziegen*, die sich auf einem schmalen Brückchen begegnen, einander nicht ausweichen wollen und darüber selbander ins Wasser fallen, den lächerlichen Rangstreit geschildert, der oft beide Rivalen zu Grunde richtet! Der Dichter glaubt in den beiden Ziegen

> avec Louis le Grand,
> Philippe-Quatre qui s'avance
> Dans l'île de Conférence,

zu sehen; ich wünschte, dass die kaustische Zeichnung, welche Grandville der Fabel vorausgeschickt hat, im Oktober 1746 den Damen von Pfaffenrath und von Gleichen am Meininger Hofe vorgehalten worden wäre — dass das Bild im Fürstenschlosse zu Meiningen gehangen hätte, wie in

der Gaststube des *Hôtels zum Roten Kliff* in Kampen auf Sylt zu Nutz und Frommen der prozessierenden Friesen ein anderes Bild hängt. Eine fette Kuh wird von zwei Bauern hin- und hergezerrt: der eine zieht sie an den Hörnern, der andere am Schwanz, das arme Tier möchte sich zerreissen. Vor der Kuh sitzt gemächlich der Advokat und melkt sie. Eine solche *Demonstratio ad oculos* ist die beste unter allen, wie die Schule des Lebens die beste ist. Das Rätsel regt die Einbildungskraft an und gewährt dem Empfänger das Vergnügen des Selbstfindens, des Erratens. Wie die Franzosen sagen: *die Augen haben mehr Kredit als die Ohren (les yeux ont plus de crédit que les oreilles).*

Unter den vielen Beweisen von wahrhaft salomonischer Weisheit, die der treffliche Sancho Panza als Statthalter der Insel Barataria gibt, ist auch der folgende. Eine junge Frau fleht ihn um Gerechtigkeit an, weil sie von einem Schweinehirten genotzüchtigt worden sei; der Mann leugnet, Gewalt gebraucht zu haben, sie sei nur nicht zufrieden gewesen und klage ihn fälschlich an. Sancho Panza fragt den Hirten, ob er Geld bei sich habe, und da derselbe ein Beutelchen voll Dukaten vorbringt, so heisst er ihn das Beutelchen der Frau einhändigen. Wie die letztere voll Freuden abgezogen ist, so sagt Sancho Panza zu dem Hirten, er solle ihr nachgehen und es ihr wiederabzunehmen suchen. Die Frau aber hält ihr Beutelchen fest, versteckt es unter ihren Röcken und verteidigt es wie ihr Leben. Als worauf sie Sancho Panza bedeutet, dass sie kein Herkules imstande gewesen wäre zu entehren, wenn sie sich damals ebenso tapfer gewehrt hätte, die Schwätzerin von der Insel ausweist und das Geld dem Hirten wiedergibt (*Don Quixote*, Secunda Parte, Capitulo 45). Die Geschichte kursiert in vielen Variationen, eine der bekanntesten und zugleich treffendsten ist die, wonach ein Dorfschulze einer ebenfalls über Notzucht klagenden Dirne eine Degenscheide vorhält und sie bittet, das Käsemesser hineinzustecken: er aber fährt immer mit der Scheide hin und her, und zieht

sie, wenn das Mädchen drum und dran ist, jedesmal wieder weg, sodass die Dirne endlich ganz ärgerlich wird und sagt, ja, wenn er nicht still halten wolle, bekomme sie das Ding freilich nicht hinein — das nennt man Bildersprache des Volkes.

II. Die Bilder werden gewählt, um die Wahrheit eindringlich zu machen.

Das eiserne Schloss und die Leimrute beim Eidschwur Don Alfonsos des Tapferen — symbolische Gebräuche und Handlungen — Napoleon zertrümmert das Papsttum — er wird von Pius VII. ein Komödiant genannt — Gelimer, der letzte König der Vandalen, bittet in seiner höchsten Not um ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe — die Botschaft der Scythen an Darius: ein Vogel, eine Maus, ein Frosch und fünf Pfeile — der heilige Bernhard steckt seinem Vater das Haus an, um ihm die Hölle anschaulich zu machen — Franklin schickt dem englischen Minister Klapperschlangen — Aristodicus jagt die Sperlinge aus dem Tempel des Apollo — die Bienen in der Bildersprache — wie ein Pädagog die abstrakten und die konkreten Begriffe bezeichnet — der rote und der schwarze Stiefel Roskowskis — die Verhaltungsmassregeln, die Justinus Kerner seinen Kranken mit verschiedenfarbigen Fahnen gibt — das Bild liegt auf der Strasse — die Aufnahme des Prinzen Aureng-Zeyb in die Schweigende Akademie.

Vorm Altare der Gadea
Kniend seine Hand gelegt
Auf das Evangelium
Und ein Eisenschloss und eine
Leimrut —

also schwört Don Alfonso der Tapfere in Herders *Cid.* Es ist anzunehmen, dass das Schloss und die Leimrute die Bestimmung haben, ihn auf die bindende Kraft des Schwures aufmerksam zu machen, wie im Aberglauben des Mittelalters auch ein eingeschlagener eiserner Nagel zur Bezeichnung einer festen und bleibenden Sache dient. Dergleichen symbolische Gebräuche tragen wesentlich dazu bei, die Feierlichkeit sei es nun eines Eides oder sonst eines öffentlichen Aktes zu erhöhen: lasst bei einer Verlobung die Ringe,

bei einem Begräbnis die Handvoll Erde, bei einer Grundsteinlegung die drei Hammerschläge, bei einer Eidesleistung auch nur die Hand weg, die in die Höhe gehoben werden soll — die rechte Weihe fehlt.

Und jede Rede gewinnt durch eine symbolische Handlung, die gleichzeitig ausgeführt wird, einen ungeahnten Nachdruck — vor der dramatischen Aktion verlieren die gesprochenen Worte allen Klang, ja die Aktion ist so siegesgewiss, dass sie gelegentlich die Rede abwirft, wie ein feuriges Ross den Reiter, und selbständig dahinstürmt.

Ein Steinchen, hatte Pius IX. prophezeit, werde dem Koloss des Deutschen Reiches den Fuss zerschmettern. Das Steinchen kam nicht geflogen, dagegen war einem seiner Vorgänger der thönerne Fuss vorübergehend wirklich zerschmettert worden. Bekanntlich wurde der Kirchenstaat A. D. 1809 dem französischen Kaiserreich einverleibt und der Papst Pius VII. nebst seinem Staatssekretär Kardinal Pacca gefangengenommen und nach Frankreich gebracht. Bei einer Unterredung mit ihm zu Fontainebleau warf Napoleon eine porzellanene Vase um und rief: *so will ich das Papsttum zertrümmern!* — Der Papst zuckte die Achseln und nannte den Kaiser *einen Komödianten.*

Wie viel diese Bezeichnung für sich hatte, will ich hier nicht entscheiden, aber konstatieren, dass die drastische Illustration der ausgestossenen Drohung bei einem mächtigen Manne wie Napoleon durchaus nicht unglücklich und überhaupt nicht ungewöhnlich war. In Glück und Unglück haben Könige und Bettler zu Bildern gegriffen, ihre Meinung zu erläutern und den Menschen eine Wahrheit besser zu Gemüte zu führen, sie ihnen eindringlicher zu machen, als es mit blossen Worten hätte geschehen können; und wenn das einem Papste komödienhaft erscheint, so geruhe sich Seine Heiligkeit zu erinnern, dass *ein Komödiant wohl einen Pfarrer lehren könnte.*

Als der letzte König der Vandalen, Gelimer, in Afrika von Belisar geschlagen und in eine Bergfeste eingeschlossen

worden war, wies er wiederholte Aufforderungen sich zu ergeben zurück und erbat in seiner höchsten Not nichts weiter als *ein Brod*, um wieder einmal zu wissen, wie dies schmecke; *einen Schwamm*, um sein thränendes Auge zu trocknen, und *eine Harfe*, um sein Unglück zu singen. Die Form dieser Bitte hat etwas Rührendes, aber sie ist offen ausgesprochen und lässt, falls Gelimer den Zweck der gewünschten drei Gegenstände selbst so ausführlich angegeben hat, nichts zu supplieren übrig. Dagegen stelle man sich einmal vor, die Feinde hätten dem Gelimer ungebeten ein Brod, einen Schwamm und eine Harfe geschickt, und er selbst hätte den Sinn der Sendung erraten sollen. Das wäre Bildersprache gewesen, kurze, prägnante, konzentrierte Bildersprache, wie sie die Scythen sprachen. Als Darius I. um 513 in das Land der Scythen eingefallen war, forderte er den feindlichen Feldherrn auf, ihm zum Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser darzubringen. Heutzutage hätte er vielleicht Brod und Salz, die bekannten Symbole der russischen Gastfreundschaft, gefordert. Genug, der Scythe antwortete, Darius solle sehen, was er Schönes bekommen werde. Wirklich, als das persische Heer aus Mangel an Lebensmitteln nicht mehr weitermarschieren konnte, kam ein scythischer Herold an und überbrachte dem Darius *einen Vogel*, *eine Maus*, *einen Frosch* und *fünf Pfeile*. Zu bestellen war nichts dabei. Darius triumphierte, er legte sich die Botschaft in dem Sinne aus, dass man sich unterwerfen wolle: denn die Maus lebe von Feldfrüchten wie der Mensch; der Frosch sei ein Geschöpf des Wassers; der Vogel gleiche dem Pferde; und die Pfeile seien die Stärke der Feinde, die sie ihm hiermit übergäben. Gobryas, ein edler Perser, löste das Rätsel. Nach seiner Meinung hiess das: *Wenn ihr nicht in die Luft auffliegt, o Perser, wie die Vögel; oder euch in die Erde verkriecht, wie Mäuse; oder mit den Fröschen in die Seen springt — werdet ihr nicht in euer Land zurückkehren, getroffen von diesen Pfeilen!* — Darius fühlte sich in der That bewogen, umzukehren.

Hei, welch ein kurzes, bündiges Telegramm! Das nur vier Kernworte enthält und die Ergänzung dem Verstande des Adressaten überlässt! Und wie steigert gerade diese Kürze die Energie des Ausdrucks! —

Im Gegenteil, wer in diesem Stile zu reden vermag, der ist ein grosser Redner; mit solchen Argumenten wird mehr durchgesetzt als mit rührenden Vorstellungen.

Ein gewöhnlicher Prediger macht seinem Beichtkind die Hölle heiss; der heilige Bernhard zündete seinem Vater Tesselin gleich den Schlosshof an, um ihm die Hölle anschaulich zu machen, in der er brennen werde, wenn er die Eitelkeit der Welt nicht verlassen wolle! — War es zu verwundern, wenn der General Tesselin alles im Stiche liess, seinem Sohne nach Clairvaux folgte und von ihm unter die Ordensnovizen aufgenommen werden konnte? —

Zwei ähnliche Anekdoten fallen mir ein, die mit der Botschaft der Scythen verglichen werden können, die eine aus der neueren Zeit, die andere aus dem grauen Altertum. Das eine Mal handelt es sich um Individuen, die man los sein will, das andere Mal um Individuen, gegen die man das Gastrecht nicht verletzen soll; beidemale müssen Tiere herhalten, um die Beweisführung zu unterstützen. Bekanntlich bestand in England bis vor kurzem das System der Deportation. Das nur auf sich bedachte Mutterland ersparte den Bau von Zuchthäusern und Gefängnissen, wenn es seine Verbrecher nach überseeischen Provinzen, namentlich nach Nordamerika, brachte. Dieses System stiess bei den freien Einwanderern auf erbitterten Widerstand, weil die Deportierten in jenen weiten, menschenleeren Gegenden schwer zu überwachen und ein gefährliches Bevölkerungselement waren. Der treffliche Franklin gab diesem Widerstande einen schlagenden Ausdruck. Als eben wieder eine Flotte Sträflinge angekommen war, schickte er dem englischen Minister einen Knäuel Klapperschlangen. Für den königlichen Garten! — Die Verbrecher wurden indessen erst seit der Parlamentsakte von 1784 nicht mehr nach

Nordamerika, sondern nach Vandiemensland und Neusüdwales deportiert.

Das Pendant zu diesen Klapperschlangen bilden Sperlinge, die ähnlich wie die Schwalben seit alter Zeit mit einer Art Verehrung betrachtet werden. Die Einwohner der kleinasiatischen Stadt Cyme waren wiederholt durch ein Orakel aufgefordert worden, den Persern einen gewissen Pactyes auszuliefern, der in Cyme Schutz gesucht hatte. Ein angesehener Bürger Aristodicus wollte dem Apollo beweisen, wie unrecht es sei, einen Flüchtling zu verraten. Er jagte alle Sperlinge aus dem Tempel, die daselbst nisteten. Der Gott stellte ihn ob dieses Frevels zur Rede; *wie*, sagte Aristodicus, *Du, o Herr, hilfst den Bittenden, und wir sollen einen armen Menschen herausgeben, der uns um unseren Schutz angefleht hat?* — Der Sperling hat ein Haus gefunden, nämlich Deine Altäre, Herr Zebaoth, heisst es schon in den Psalmen.

Ludwig XII., *le Père du peuple*, zog 1510 in das meineidige Genua, auf seinem Panier war eine Bienenkönigin mit der Umschrift: *Notre Roi n'a point d'aiguillon;* dies machte Papst Urban VIII., ein Barberini, nach, indem er, dessen Wappen die Bienen waren, auf den anzüglichen Hexameter eines Franzosen:

Gallis mella dabunt, Hispanis spicula figent

antwortete:

Cunctis mella dabunt, nulli sua spicula figent;
Spicula rex etenim figere nescit apum —

wobei zu bemerken wäre, dass die Bienenkönigin doch einen Stachel hat, ihn allerdings gegen Arbeitsbienen und gegen den Menschen nicht, wohl aber gegen andere Königinnen gebraucht.

Immer wieder haben wir wie in der Fabel die Tiere sprechen lassen; aber in ihrem Streben nach Anschaulichkeit und durch die Verhältnisse gezwungen, verfallen die Leute oft auf die abenteuerlichsten Metaphern. *Wozu haben Sie diese Fahnen da stecken, Herr Oberamtsarzt? Und wozu haben*

sie die Farben Rot, Gelb und Schwarz? — Also ward Justinus Kerner, wie der Sohn des Dichters erzählt, von seinen Gästen in Weinsberg interpelliert, unter denen auch Uhland war. *Ja, das hat eine eigene Bedeutung,* sagte der originelle Arzt. *Sie wissen, ich habe immer viel Besuch, und da kann ich nicht immer zu meinen Kranken aufs Land fahren, deshalb gebe ich ihnen vom Turme aus ein Zeichen, was sie zu thun haben. Stecke ich eine rote Fahne heraus, so heisst es: es herrscht ein entzündlicher Zustand, man muss Ader lassen! Eine gelbe bedeutet: es ist galliger Zustand, laxiert! Eine schwarze: keine Medizin hilft mehr was; geht zum Pfarrer! Stecke ich aber eine schwarz-rot-goldne aus, da heisst es: Bauern, ihr habt die Freiheit! Ihr dürft thun, was ihr wollt!* — Uhland lachte herzlich über diese Erklärung. Buko von Lüneburg, ein Pädagog des vorigen Jahrhunderts, bezeichnete die konkreten Begriffe mit einem gestiefelten, die abstrakten Begriffe mit einem blossen Fusse; und der polnische Edelmann Roskowski scheint an dieser konkreten Ausdrucksweise Gefallen gefunden zu haben. Im Jahre 1768 war Westpreussen noch polnisch, und die nationale Partei des polnischen Adels verfolgte im Bunde mit den Jesuiten die Deutschen und die Protestanten leidenschaftlich. Damals zog denn besagter Roskowski einen roten und einen schwarzen Stiefel an, der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten — so ritt er brandschatzend von einem Orte zum anderen und liess endlich in dem Städtchen Jastrow dem Pastor Willich Hände, Füsse und Kopf abhauen. Mich dünkt, ich höre die Jastrower Kinder schreien: der rote und der schwarze Stiefel kommt! — Aber man sieht, dass die Sprache, die vielbeschäftigte Malerin, wenn es gilt zu charakterisieren, selbst die Stiefel nicht verschmäht. Sie nimmt, was ihr gerade in die Hand kommt, sie kann alles brauchen. Das Geld liegt auf der Strasse, sagt der Kaufmann, man muss es nur aufheben. Auch das Bild liegt auf der Strasse.

Geistesgegenwart! Es kursiert eine hübsche Geschichte aus dem Orient, die ich (mit allem Vorbehalt) auf historische

Personen zurückzuführen versuchen will. In Ahmednagar, der Hauptstadt des Grossmoguls, gab es im XVII. Jahrhundert eine Akademie, die schweigende zubenannt. Die Mitglieder derselben dachten viel, schrieben wenig, sprachen noch weniger. In diese Akademie wollte Aureng-Zeyb, der Sohn des Grossmoguls, der seine weitgehenden Pläne durch die Pflege religiöser Übungen und durch anscheinende Zurückhaltung zu verbergen suchte, aufgenommen werden. Aber die Schweigende Akademie durfte nur hundert Mitglieder zählen, und diese Zahl war gerade voll. Um daher dem Prinzen sein Bedauern auszudrücken, nahm Melik-Saleh, sein Lehrer, ein Glas und füllte es bis an den Rand mit Wasser. Aureng-Zeyb wollte sich zurückziehen, als er zu seinen Füssen ein Rosenblatt bemerkte; er hob es auf und legte es behutsam auf die Wasserfläche, die dadurch kaum die leiseste Erschütterung erlitt. Er ward einstimmig gewählt.

Die Aufnahme war schön, und schön waren auch die Komplimente, welche folgten. Aureng-Zeyb sollte sich bedanken; er schrieb die Zahl Hundert an die schwarze Tafel und eine Null davor:

0100;

das sollte ausdrücken, dass die Akademie darum nicht mehr, nicht weniger wert sein werde. Augenblicklich antwortete Melik-Saleh damit, dass er die Null anhing:

1000;

das hiess, die Akademie werde nun zehnmal so viel wert sein. Es ist bekannt, dass Aureng-Zeyb, der 1707 zu Ahmednagar starb, ein extravaganter Kopf, selbst mehrere Akademien gründete und viele Gelehrte an seinen Hof zog.

III. Die Bilder werden gewählt, um die Wahrheit nicht gerade herauszusagen.

Die Bildersprache ist ebenso undeutlich wie deutlich — es gibt Dinge, die man nicht gern mit Worten sagt — die Engländerin und die Türkin, beide geben den Grund, warum sie sich von ihrem Manne scheiden lassen wollen, bildlich an — der Schuh ein Symbol der weiblichen Scham — die schamhaften Frauen sprechen überhaupt von geschlechtlichen Dingen nicht gern direkt — die Männer bedienen sich der Bilder aus Furcht oder aus Vorsicht — Thrasybulus, der Ähren, Tarquinius Superbus, der Mohnköpfe abhaut — Commodus tritt mit einem Straussenkopfe in der Hand unter die Senatoren — die Bildersprache besonders für Schimpf und Spott geeignet — die Belagerung von Kufstein — das Hundetragen — anzügliche Zusendungen: Hunde, Federbälle, Plätteisen, Kastanien, Hirsekörner, Wassermelonen — zu den anzüglichen und bedeutsamen Sendungen gehören auch die Blumen und die frankierten Briefe — der Selam der Türken — die goldne Rose, die Lutherrose, die geheime Gesellschaft der Rosenkreuzer — die Art, die Freimarken aufzukleben — das Häckselstreuen und der Strohkranz, Andeutungen, dass das Mädchen ein Kind bekommen habe — der Messerschmied und der Advokat, Typen für die Bildersprache des Volkes.

Die Bildersprache ist die deutlichste unter allen, sobald sie verstanden wird. Ja, sobald sie verstanden wird! Und wer kann sagen, dass er richtig verstanden hat? Das scheint ein Widerspruch zu sein, und doch ist es so. Wer in Bildern spricht, hat immer den Vorteil, dass er an den Verstand des anderen appelliert und eventuell diesen Verstand in Zweifel ziehen kann. Ein oft benutzter Vorteil! — Spürt man den Motiven nach, welche die Menschen veranlassen, sich einer so seltsamen Ausdrucksweise zu bedienen, so entdeckt man nicht immer die Absicht, deutlich zu sein. Häufig genug gerade die entgegengesetzte: nicht deutlich zu sein, die Wahrheit nicht unumwunden, für jedermann verständlich herauszusagen und sich nicht zu kompromittieren. Es gibt Dinge, die man nicht gern mit Worten sagt, und wir sind gelegentlich in dem Falle jener Engländerin, die auf Scheidung klagte, den Scheidungsgrund nicht angeben, aber aufschreiben wollte und keine Tinte in der Feder hatte.

Oder in dem Falle der Türkin, die gleichfalls von ihrem Manne geschieden werden will, weil sie derselbe auf un-

natürliche Weise braucht, auf die Frage des Kadi's aber: weshalb sie denn geschieden werden wolle, wiederum nichts antwortet, sondern ihren Schuh auszieht und denselben dem Kadi verkehrt hinhält. Ich weiss nicht, ob die Tochter des Megakles ihrer Mutter gegenüber dasselbe Bild gebraucht hat, als sie sich über eine gleiche Behandlung von Seiten des Pisistratus beklagte; jedenfalls ist diese Symbolik, die der österreichische Diplomat Augier Ghislain de Busbecq bekannt gemacht hat,*) da sich der Fall bei den eigentümlichen Neigungen der türkischen Männer häufig wiederholt, in der Türkei hergebracht wie die Ausschuhung des ehescheuen Schwagers durch die verwitwete Schwägerin, die sogenannte *Chaliza,* die wir auf Seite 270 erwähnten, bei den Juden; und gründet sich auf die weitverbreitete Anschauung, nach welcher der Schuh der weiblichen Scham entspricht: der Fuss passt in den Pantoffel, wie das männliche Glied in die Mutterscheide. Daher sagen die modernen Araber, wenn sie eine Frau verstossen, nach Johann Ludwig Burckhardt (*Notes on the Bedouins and Wahabys* I, 113): *Sie war mein Pantoffel; ich habe ihn weggeworfen* — und man erinnere sich an die Antwort, die einst ein Römer seinen Freunden gab, als er sich von einem schönen, verständigen und fruchtbaren Weibe hatte scheiden lassen: er streckte seinen Fuss vor und zeigte ihnen seinen Schuh, einen tadellosen *Calceus — ist dieser Schuh nicht elegant? Nicht neu und gutgemacht? Und doch weiss keiner von euch, an welcher Stelle er mich drückt* (Plutarch, Leben des L. Aemilius Paulus Macedonicus, Kapitel V).

Überhaupt ist dem Menschen alles Geschlechtliche, so sehr sich auch seine Gedanken darum drehen, um mich

---

*) Divortia fiunt inter Turcas pluribus de caussis, quas viris comminisci facile est. Dimissae redditur dos, nisi probrum aliquod dissidio caussam dedit. Mulieres aegrius a viris divortunt. In caussis, quibus id eis permissum, hae continentur: . . . item si praeter naturae praescriptum (quod nefas Turcis familiare) eis abuti conentur. Tunc ad iudicem profectae se non posse diutius apud maritum manere testantur: iudice caussam quaerente, nihil respondent, sed exutum pede calceum invertunt. Id iudici abominandae Veneris indicium est (*Legationis Turcicae Epistola* III, Seite 184. Amsterdam 1660, Druck von Elzevier).

eines preussischen Ausdrucks zu bedienen, *äscherig* — nur wenige Männer bringen es fertig, vernünftig davon zu reden, in der Regel thun sie es mit einem lüsternen Lächeln, das ebenso verdächtig wie kindisch ist, als ob sie vom Baum der Erkenntnis wohl gegessen hätten, aber das doch nicht verraten dürften — die sittsamen Frauen vollends scheinen die unzüchtigen Worte mehr als die Unzucht selbst zu perhorrescieren, sie glauben, die Feigenblätter seien vor allem für den Mund gewachsen, sie lieben herzlich, aber scheinen unwissend, was *Liebe* ist, und wenn sie ihr Jawort geben sollen, so flüchten sie in die Bilder. Eine Indianerin von Neu-Mexiko verlobt sich, indem sie dem Erwählten eine Schüssel Maisfladen stumm in die Hütte setzt; eine Deutsche macht's ebenso, nur dass sie Weizenmehl nimmt und Rosen darum herumsteckt. Die prüde Engländerin würde sich scheuen, zu den Brautleuten nach den Worten der Schrift zu sagen: *Seid fruchtbar und mehret euch!* — aber Reis wirft sie nach der Trauung, dass es eine Art hat, von den Paketen Reis, welche die Theehändler in der Nähe der Kirchen feilhalten, verbraucht sie wenigstens ein paar (Seite 27).

Die Männer, die von Natur weniger zimperlich sind, flüchten voreinander aus Furcht oder wenigstens aus Vorsicht in die Bilder. Sie wagen es nicht, ihre Pläne, ihre verbrecherischen Absichten vor Uneingeweihten zu bekennen, sie fürchten Verrat von Dritten, und deshalb gehen sie in Gegenwart der letzteren mit der Sprache nicht heraus, sondern hüllen sich in undurchdringliche Symbole, in Rätsel, die nur der Wissende errät. Periander, Tyrann von Korinth, war einer der Sieben Weisen. Er schickte, wenn wir dem Herodot glauben wollen, einen Boten an den Tyrannen von Milet, den befreundeten Thrasybulus. Der sollte ihm sagen, mit welchen Mitteln er seinen Thron am besten befestigen könnte. Thrasybulus machte mit dem Boten einen Spaziergang vor die Stadt. Sie kamen an ein Getreidefeld; hier liess er sich von dem Boten den Grund seiner Sendung noch einmal auseinandersetzen und schlug dabei immer die

hervorragenden Ähren ab. Darauf entliess er ihn, ohne ein Wort hinzuzufügen. Als der Bote wieder in Korinth ankam und Periander wissen wollte, was Thrasybulus Kluges geraten habe, sagte der Bote, Thrasybulus sei ein Narr. Das und das habe er gethan. Periander verstand die Meinung, die dahin ging, dass er die einflussreichsten Bürger aus dem Wege räumen sollte, und handelte danach. Und dadurch ward er angeblich im Grunde verändert.

Ganz so machte es ein Jahrhundert später Tarquinius Superbus, der letzte König von Rom. Er war in Krieg mit der Stadt Gabii. Unfähig, den Platz mit Waffengewalt zu nehmen, brauchte er eine List. Sein Sohn Sextus musste so thun, als werde er von seinem Vater schlecht behandelt, und mit Striemen bedeckt nach Gabii entweichen. Die Einwohner ernannten ihn zu ihrem Oberbefehlshaber und schenkten ihm volles Vertrauen. Nun schickte Sextus einen Boten zu seinem Vater und liess anfragen, wie er ihm die Stadt in die Hände liefern sollte. Der König ging eben in seinem Garten auf und ab, und da er niemand, auch dem Boten nicht traute, gab er keine Antwort, sondern begnügte sich, von den längsten und schönsten Mohnstengeln mit seinem Stocke die Köpfe abzuhauen. Sextus verstand: die leitenden Persönlichkeiten wurden zum Tode verurteilt oder verbannt, und dann hatte er leichtes Spiel.

Selbst wenn der Tyrann die Macht hat, jemand zu töten, so fehlt ihm doch wohl der Mut, ihm das ins Gesicht zu sagen. Der feige Commodus, der soviel Schmach auf den Senat gehäuft hat, drohte ihm doch nur bildlich. Er trat einst während der Spiele, den abgehauenen Kopf eines Strausses in der einen, das blosse Schwert in der anderen Hand, unter die zuschauenden Väter und wackelte bedeutsam mit dem Kopfe. Die Pantomime soll so possierlich gewesen sein, dass die Senatoren Lorbeerblätter kauten, um nicht herauszuplatzen.

Diese eigentümliche Kombination von Deutlichkeit auf

der einen, Undeutlichkeit auf der anderen Seite macht die Bildersprache besonders für Schimpf und Spott geeignet.

Als Kaiser Maximilian im Jahre 1504 Kufstein belagerte, liess der pfalzbayerische Festungskommandant Hans Pinzenauer diejenigen Stellen der Mauern, welche eine Stückkugel getroffen hatte, jedesmal mit einem Fuchsschwanz abkehren. Welch ein Hohn! Der aufgebrachte Kaiser schwur, dass von der Besatzung nicht ein Mann am Leben bleiben solle.

Vor kurzem las man, dass der Kawass Mohammed, der Mörder des österreichischen Konsuls Martin Hansal in Chartum, auch Hansals Hund getötet und neben die Leiche gelegt habe, sagend, anstatt eines Engels sei ein Hund gekommen, ihn zu holen; und ebenso sah man während des französisch-mexikanischen Kriegs am 5. Mai 1862 bei Puebla, wo die Franzosen durch den mexikanischen General Zaragoza geschlagen worden waren, die Leiche eines französischen Offiziers an einem Baume und über ihm seinen toten Hund hängen. Aber schon im Mittelalter musste der Landfriedensbrecher, bevor das Todesurteil an ihm vollstreckt wurde, einen Hund aus einem Gau in den anderen tragen, um anzuzeigen, dass er wert sei, gleich einem Hund erschlagen und aufgehängt, an der Seite eines Hundes aufgehängt zu werden.

König Christian, wie Alphonse Daudet Franz II., den Exkönig beider Sizilien nennt, schickte seinen Mätressen, wenn er sie satt hatte, einen Affen; König Heinrich I., stark genug, den Ungarn den Tribut zu verweigern, liess im Jahre 933 den ungarischen Gesandten einen verstümmelten räudigen Hund überreichen. Die Geschichte kennt eine Menge ähnlicher, mehr oder weniger anzüglicher Geschenke. König Heinrich V. bringen, wie männiglich aus Shakespeares gleichnamigem Drama (I, 2) bekannt, die französischen Gesandten vom Dauphin eine Tonne Federbälle. Die Semiramis des Nordens, Margareta, erhält von dem schwedischen König Albrecht ein Plätteisen und einen

Schleifstein für Nähnadeln zugeschickt. Im Jahre 1016 eroberten die Sarazenen die italienische Stadt Luni, verjagten den Bischof und verheerten das Land. Papst Benedict VIII. stellte sich an die Spitze einer Armee, griff die Ungläubigen an und liess sie bis auf den letzten Mann niedermetzeln. Ihr König rettete sich, die Königin wurde gefangen genommen und enthauptet. Erbittert sandte der König der Sarazenen dem Statthalter Christi einen Sack voll Kastanien und liess ihm sagen, er werde das nächste Jahr mit ebenso viel Soldaten wiederkommen. Der Papst bediente ihn mit gleicher Münze und schickte ihm ein Säckchen voll Hirsekörner. Der Sarazene liess sichs gesagt sein und blieb hübsch zu Hause.

Der obenerwähnte Busbecq erzählt an einer anderen Stelle, der Premierminister Rustan des Padischah Soliman habe ihm, mit dem Bedeuten, dass demnächst bei Budapest hart gekämpft werden würde, wenn Busbecq nicht auf die Friedensbedingungen eingehe, gleichsam zur Abkühlung für seine heisse Kampfbegier eine riesige Wassermelone geschickt. Zu Pest und Belgrad gebe es noch mehr und noch schönere solcher Früchte. Worauf der Gesandte nebst höflichem Danke sagen liess: und in Wien gebe es deren auch.

Jener Fürst, dem ein Rezensent eine Kritik Virgils überreicht hatte, liess einen Scheffel Weizen bringen, das Getreide worfeln und dem Rezensenten die Spreu geben; und diese dem Landleben entnommene Symbolik mag uns daran erinnern, dass bis auf den heutigen Tag gefallenen Mädchen am Hochzeitstage Häckerling vor die Thür gestreut wird:

> Das Kränzel reissen die Buben ihr
> Und Häckerling streuen wir vor die Thür,

sagt Lieschen im *Faust*, in der Szene am Brunnen. Häckerling oder Häcksel ist kleingeschnittenes Stroh und das letztere das Wesentliche: in Bayern wird die Gefallene ins Haberfeld getrieben, in Ostpreussen bekommt sie einen

Strohkranz. Man schilt sie *Strohwitwe,* weil sie einen Mann und doch keinen Mann hat, daher man auch einen verheirateten Mann, dessen Frau verreist ist, als einen *Strohwitwer* bezeichnet. Mit dem Stroh ist das Bettstroh und nicht ein besonders ärmliches Bett, wie der Strohsack, auf den man Sterbende zum Zeichen der Demut legt, sondern überhaupt das Bett gemeint, in das die Kindbetterin kommt. *Aufs Stroh kommen* heisst soviel wie: ein Kind bekommen. Das Häckselstreuen gibt häufig zu Prozessen Veranlassung; noch in den letzten Jahren erregte eine Frau in Ottendorf bei einer Hochzeit grosses Ärgernis, indem sie auf den Weg zum Altar Häckerling und Papierschnitzel gestreut hatte, und ein analoger Fall ereignete sich vor kurzem in Hohendodeleben. Übrigens hat es an vielen Orten seinen ursprünglichen Sinn verloren und dient nur noch als allgemeines Zeichen der Verachtung, aber immer gegen Frauen, während die Franzosen bekanntlich auch den unordentlichen Lebenswandel eines Mannes mit dem Stroh charakterisieren *(Paillard, Paillardise).*

Doch kommen wir zum Schlusse. Die wächserne Nase des Rechts auszudrücken, malte man wohl vor Zeiten einen armen Messerschmied, der aus krummen Sicheln gerade Messer machte:

> Das Krumme wollt ich gern machen schlecht
> Und blieb daher ein armer Knecht;

ein in Scharlach gekleideter Mann gegenüber, ein eigentlicher Krummacher oder Rechtsverdreher, macht aus geraden Messern krumme Sicheln:

> Das Recht kann ich krumm maken,
> Und trage deswegen Rotscharlaken.

Es ist sonderbar, dass man das Volk mit seiner Bildersprache auf der einen Seite dem armen Messerschmied, auf der anderen Seite dem Advokaten Krummacher vergleichen kann.

Diese Bildersprache ist einerseits naiv, unumwunden,

direkt aufs Ziel losgehend; das Gegenteil krummer Rede, die sie, gleich dem armen Messerschmied, schlecht, will sagen schlicht, oder gerade machen will. Cervantes sagt von den Mauren, sie hätten eine besondere Art Verstand: man könne sie durch keine Gründe von ihren Irrtümern überzeugen, man müsse ihnen handgreifliche Beispiele mit mathematischen Beweisen geben, und wenn sie das Ding in Worten nicht begreifen, so müsse man es ihnen mit den Händen zeigen und vor die Augen stellen. Cervantes irrt, diese Art Verstand haben nicht bloss die Mauren, sondern alle Menschen, und der beste Beweis ist, dass Lotario, dem Cervantes die Beobachtung in den Mund legt, sich eben selbst genötigt sieht, Anselmo gegenüber von besagter Methode Gebrauch zu machen. Der gerade Weg ist der beste und auch der kürzeste.

Die Bildersprache ist anderseits ein Ausweg eines Mannes, der mit der Sprache nicht herauswill, ein vorsichtiges Umgehen, eine kluggewählte Maske; das Gegenteil gerader Rede, die sie, gleich dem Mann im Scharlachkleide, krumm macht. Sie hat etwas Zweideutiges, sie weiss es so einzurichten, dass sie den Kopf aus der Schlinge ziehen und sie niemand ertappen kann. Ein alter Herzog von Braunschweig, der seine Schulden nie bezahlte, zankte zum Schein mit dem Rentmeister, so oft der Gläubiger mahnte, schlug aber den Daumen ein, was der Rentmeister wohl verstand. So oft nämlich der alte Herr eine Bitte gewähren wollte, hielt er dem Kanzler die Hand entgegen und reckte nur den Daumen in die Höhe; sollte aber dem Bittsteller nicht geholfen werden, so schloss er den Daumen in die Hand. Ebenso machte er es auch mit dem Rentmeister. Dahinter kam denn nachgerade auch der verzweifelte Bankier und da er sah, wie der Herzog bei allem scheinbaren Lärm den Daumen nicht ausreckte, rief er überlaut: *Dat Dumken rut! O, gnädiger Herr, das Däumchen heraus!* So möchte man dem schauspielernden Volk unzählige Male zurufen: *Das Däumchen heraus! Keine Faxen! Sagts offen, was Ihr*

wollt! Das Recht könnt Ihr krumm maken und tragt deswegen Rotscharlaken! Aber wenn nun der Herzog von Braunschweig verwundert aufblickte und sagte: *Ihr seid ein Narr! Ihr phantasiert!*

Alle Sprache ist eben dem Menschen so gut gegeben, um seine Gedanken zu verbergen, als um sie mitzuteilen.

Anhang. Die Blumensprache. Die Briefmarkensprache.

Zu den anzüglichen und bedeutsamen Sendungen, auf welche die Menschen so gern verfallen, wenn ihnen die gewöhnliche Sprache nicht am Platze scheint, gehören noch zwei, die allgemein gemacht zu werden pflegen und die deshalb zu sogenannten *Sprachen* ausgebildet worden sind: die Blumen und die frankierten Briefe.

Um die letzteren vorauszunehmen, so dürfte es allerdings befremden, wie ein Schriftstück, das doch eine ganz normale, in der Landessprache abgefasste Mitteilung enthält, zugleich in seinem Äussern der *Sprache ohne Worte* und zwar einer absichtlichen und bewussten *Sprache ohne Worte* dienen solle. Freilich ist es nicht völlig gleichgültig, ob ich zu meinem Briefe grobes oder feines Papier, einen Bogen in Quart- oder in Oktavformat, schwarze oder blaue Tinte nehme, ich drücke eine höhere oder geringere Achtung damit aus; doch erschiene es uns kleinlich, hierauf näher einzugehen, abgesehen davon, dass nichts Bildliches in jenem Ausdruck läge. Nein, wir denken hier an die sogenannte *Briefmarkensprache*, die ihren Ursprung einer Art Spielerei der Damenwelt verdankt und durch die ein Brief in der That für den Empfänger zu einer Botschaft wird, noch ehe er ihn aufmacht. Vorschriftsmässig soll die Freimarke auf dem Kouvert in die Ecke rechts oben geklebt werden; da aber diese Vorschrift nicht streng ist, so wählt der Absender auch andere Stellen und ausserdem hat er die Freiheit, die Marke aufrecht oder schräg oder verkehrt oder der Quere aufzukleben. Daraus ergeben sich folgende Kombinationen und folgende Bedeutungen, die ich nach den Mitteilungen einer jungen Berlinerin zu Papier bringe.

Rechts oben

aufrecht: Ich wünsche Deine Freundschaft!
quer: Liebst Du mich?
verkehrt: Schreibe nicht mehr!
schräg: Schreibe sofort!

Rechts unten

aufrecht: Deine Liebe macht mich glücklich!

Links oben

aufrecht: Ich liebe Dich!
quer: Mein Herz gehört einem Andern!
verkehrt: Grüss Dich Gott, Liebchen!

Links unten

aufrecht: Treue findet ihren Lohn!
quer: Lass mich allein in meinem Schmerz!
verkehrt: Du hast Dich durch Prüfungen bewährt!

In einer Linie mit dem Familiennamen

aufrecht: Nimm meine Liebe an!
quer: Ich sehne mich Dich zu sehen!
verkehrt: Ich bin vergeben!

Die Blumensprache gilt für eine Erfindung des sinnigen Orients, wo sie *Selam*, das ist *Gruss*, eigentlich *Friedensgruss*, genannt und vorzugsweise in den Harems gepflegt wird. Zwar scheint sie das ganze Osmanische Reich zu lieben, sintemal die Türkei selbst eine Wappenblume hat — den Weissen Mohn; aber den rechten *Selam* versteht doch nur die Sklavin *Rosenduft* oder die *Sonne des Ostens*, die Favoritin des Padischah. Man ahnt den Sinn der Bezeichnung *Selam* sofort, wenn man daran denkt, dass ein Blumenstrauss ja auch bei uns eine stehende Huldigung und ein obligater Willkomm ist und dass dem Ankömmling, dem Gast, der heimkehrenden Hausfrau fast regelmässig zum Grusse Blumen auf den Tisch gestellt, Guirlanden aufgehängt, Bouquets überreicht zu werden pflegen. Wer

hätte eine Freundin und brächte ihr nicht zum Geburtstag, zum Jahreswechsel, zu einem Balle, einem Konzerte ein paar Rosen? — Genau so im Orient, nur dass das schöne Geschlecht in der Einsamkeit des Harems noch mehr über die Rosen nachdenkt als bei uns, weil kein Liebesbrief dabei liegt und kein Besuch darauffolgt. Eine Blume, auch wohl eine Frucht wird übersandt, und die Adressatin muss sich aus dem Namen derselben, gelegentlich auch aus einem bekannten Worte, das sich auf diesen Namen reimt, abnehmen, was der Absender gemeint hat — ob er mit der *Rose* hat sagen wollen: *komm und kose!* oder mit der *Pflaume: ich sah dich im Traume!* — Bei uns ist es mehr die symbolische Bedeutung der einzelnen Blumen selbst, die sie in der Hand der Menschen zu oft sehr detaillierten Mitteilungen geeignet macht, und aus dieser natürlichen Blumensprache wird sich wohl auch im Orient der künstliche *Selam* heraus entwickelt haben. Dass die Rose die *Liebe*, das Veilchen die *Bescheidenheit*, der Goldlack *Glück*, das Heidekraut *Einsamkeit*, die Aster *Kummer*, die Holunderblüte *Krankheit*, die Orangenknospe eine *Jungfrau*, das Moos oder ein dürrer Zweig eine *alte Person*, und ein Nesselblatt die *Grafschaft Schaumburg* bedeutet, weiss ja jedermann, und es lässt sich denken, wie dergleichen Beziehungen allmählich dazu führen, mit ein paar Blumen ganze Sätze herauszubringen. Durch Anordnung und Haltung der Blumen werden jene Beziehungen noch modifiziert. Zum Beispiel bedeutet der Goldlack abwärts gekehrt nicht *Glück*, sondern *Unglück*, eine Nelke rechts geneigt heisst *Ich*, links geneigt *Du* u. s. w.

Die Blumensprache könnte allein ein ganzes Buch ausfüllen und eins der interessantesten; uns muss es hier genügen, ihrer nur gedacht und sie als eine Hauptform der *Sprache mit Absicht der Mitteilung aber ohne Gedankenaustausch* erwähnt zu haben. Auch das Christentum bedient sich dieser Form — die Kirche hat nicht nur die Segensformel des *Selam*, sondern auch den *Selam* in Blumen adoptiert.

Wen der Papst ehren will, dem schenkt er am Sonntag

Lätare eine goldene Rose. Es ist dies ein goldener blühender Rosenzweig, der in einem silbernen Topfe auf einem dreieckigen Untersatze steckt. In der Rose, welche der Zweig auf seiner Spitze trägt, befindet sich eine kleine Kapsel voll Balsam und Moschus mit einem durchlöcherten Deckelchen verschlossen — *utinam divinus odor in sensus penetret.* Friedrich der Weise erhielt 1518 eine solche Rose mit der Anmutung, Luther und seine Lehre zu unterdrücken. Demselben Luther liess Herzog Johann Friedrich, der nachherige Kurfürst, das Siegel in Stein schneiden und in einen goldenen Ring fassen, welches die sogenannte *Luther-Rose* enthielt, wie er sich sie wünschte — *das erst sollt ein schwarz Kreuz sein zur Erinnerung, dass der Glaube an den Gekreuzigten uns selig mache; dieses Kreuz solle mitten in einer weissen Rosen stehn, anzuzeigen, dass der Glaube Freude, Trost und Friede gibt; solche Rose stehe im himmelfarben Felde, dass solche Freude ein Anfang der himmlischen Freude ist; und um solch Feld einen gulden Ring, dass solche Seligkeit im Himmel ewig währet und köstlich über alle Freude und Güter ist.* (Luther an Lazarus Spengler, von der Veste Coburg, 8. Juli 1530.)

Schon im Jahre 1532 findet sich das Rosenkreuz auf Titeln lutherischer Predigten nachgebildet, es liegt dem bekannten Vers zu Grunde:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht.

Anknüpfend an Luthers Petschaft führte der Theolog Jakob Andreä (XVI. Jahrhundert) ein Andreaskreuz zwischen vier Rosen im Wappen und mit Anspielung darauf nannte sein Enkel Valentin Andreä den Helden seiner mystischen Romane und den angeblichen Stifter des geheimen Bundes der *Rosenkreuzer: Christian Rosenkreuz.*

Fünftes Kapitel.

Significative Waffen und Kleidungsstücke.

I. Fächer- und Handschuhsprache. Kleine Mitteilungen auf dem Wege der Toilette.

Ergänzung der Geberdensprache durch Toilettengegenstände — die Spielhahnfedern am Hute der jungen Burschen in Tirol und Oberbayern — die Stocksprache, die Handschuhsprache — was eine schöne Frau mit ihren Handschuhen und ihrem Fächer alles sagt — die Akademie, auf welcher junge Damen im Gebrauch des Fächers unterrichtet werden — Spanien, das klassische Land der Fächersprache — die Kleidungsstücke sind an sich significativ — Frauen ziehen sich anders an als Männer, verheiratete Frauen anders als Jungfrauen — erstere haben Hauben, die letzteren gehen im Haar — die Schwestern der Brüdergemeinde zeigen ihren Rang durch die Farbe der Haubenbänder an, ebenso die Mädchen auf den florentiner Fastenmärkten — in der Bretagne verraten sie ihre Mitgift durch die Streifen ihrer Röcke — das Signal der Frau von Soubise: ein Paar smaragdene Ohrgehänge.

Wenn die Blumensprache und die Briefmarkensprache gleichsam Dialekte der allgemeinen Bildersprache waren, so findet die natürliche Geberdensprache ihre Ergänzung in den mimischen Operationen, die mit gewissen Toilettengegenständen vorgenommen werden und die, konventionell geregelt und festgestellt, nicht minder zu einer Art von Sprache führen können. In Tirol und in den bayrischen Hochgebirgen wird dem Birkhahn oder Spielhahn eifrig nachgestellt, weil seine Schwanzfedern von den jungen

Burschen am Hute getragen werden. Bis auf die neueste Zeit galten diese Spielhahnfedern als ein Zeichen der Herausforderung und Rauflust, jenachdem sie am Hute befestigt waren. Gewöhnlich wurden sie auf der linken Seite getragen; nur der Teufel trägt, wenn er als Jäger ercheint, einen halben Spielhahnstoss auf der rechten Seite seines Hutes. Man könnte also in jenen Gegenden recht wohl von einer *Federsprache* reden. Aber wenn wir nur unsern Hut trotzig der Quere setzen — wenn wir nur unsern Stock drohend in die Höhe heben — wenn wir nach mittelalterlicher Manier den Handschuh als Aufforderung zum Kampf hinwerfen: versteht man nicht unsere Meinung? Ist es nicht, als ob wir eine *Hutsprache* hätten, eine *Stocksprache* und eine *Handschuhsprache?* Wirklich redet man gelegentlich von solchen Sprachen, und eben die Handschuhsprache der eisernen Ritter ist noch unvergessen, aber seither von dem schöneren Geschlechte übernommen und ausgebildet worden. Eine zarte Dame weiss mit einem Handschuh *Ja* und *Nein* zu sagen, jenes indem sie ihn fallen lässt, dieses indem sie ihn in der rechten Hand dreht — Gleichgültigkeit und Beifall, Unzufriedenheit und Zorn drückt sie mit ihren Handschuhen aus, jenachdem sie gelangweilt ein wenig an dem Handschuh der linken Hand zieht, mit dem Handschuh ermutigend auf die linke Schulter schlägt, den Handrücken mit dem Handschuh ungeduldig streicht oder beide Handschuhe blitzenden Auges fortlegt. Namentlich aber ist es der Fächer, den sie kunstgerecht spielen lässt, mit dem sie oft grösseres Unheil anrichtet, als ein General mit seinem Schwerte — wer sich um ihre Gunst bemüht, der hat ihre geheimnisvolle Fächersprache gründlich zu erlernen.

Ein Spassvogel in England schlug vor einigen Jahren vor, eine Akademie zu gründen, auf welcher junge Mädchen im Gebrauch des Fächers unterrichtet werden sollten. Die Kommandos lauteten:

Préparez vos éventails!
Déferlez vos éventails!

Déchargez vos éventails!
Mettez bas vos éventails!
Reprenez vos éventails!
Agitez vos éventails!

Es gehörte ein Semester dazu, wenn es eine in diesen sechs Bewegungen zur Perfektion bringen wollte. *Préparer l'éventail*, das hiess, den Fächer nehmen und geschlossen halten, um damit dem einen Schlag auf die Schulter zu geben, einem andern damit übers Gesicht zu fahren, hierauf den Knopf zum Munde zu führen und den Fächer endlich nachlässig zwischen zwei Fingern herunterhängen zu lassen. *Déferler l'éventail,* das hiess, ihn allmählich öffnen, ihn halb offen halten, ihn wieder schliessen und ihn unter Wellenbewegungen öffnen. *Décharger l'éventail*, das hiess, den Fächer plötzlich öffnen und entladen, indem man mit den Stäbchen und den Falten ein allgemeines Knattern hervorbrachte. *Mettre bas l'éventail,* das hiess, den Fächer auf den Kamin oder auf den Tisch legen, wenn gespielt, gegessen, das Haar in Ordnung gebracht oder eine lose Stecknadel festgesteckt werden sollte. *Reprendre l'éventail,* das hiess, den Fächer wieder in die Hand nehmen, wenn die Partie vorüber oder der Besuch abgemacht war. *Agiter l'éventail,* das hiess, sich Kühlung damit zufächeln, wenn man nichts mehr zu sagen, nichts besseres zu thun wusste, wenn man sich langweilte, wenn man in Verlegenheit war. Die Führung des Fächers, *l'agitation de l'éventail,* war der interessanteste Teil der Lektion.

Die Arten den Fächer zu führen oder *zu fächern* waren mannigfaltig. Der Professor unterschied eine *verdriessliche,* eine *bescheidene,* eine *furchtsame,* eine *verlegene,* eine *lustige,* eine *verliebte* Art; denn die Bewegung des Fächers hing ganz von der augenblicklichen Disposition der Inhaberin ab. Man konnte von *traurigen* und *munteren* Fächern reden; es gab *düstere* und *fröhliche, schalkhafte* und *melancholische* Fächer, wie es schalkhafte, lustige, heitere, sentimentale, melancholische, träumerische Gemüter gab.

Das Land, wo die neuentdeckte Sprache wirklich gesprochen wird, ist Spanien: der englische Professor hätte seine Zöglinge gleich nach Spanien schicken können, der hohen Schule des *Abanico* und *Abanicazo*, des Fächers und Fächerschlages. Die spanische Fächersprache geht noch über die deutsche Handschuhsprache, wir wollen nur einige Proben geben. Der geschlossene Fächer an der Fächerschnur am rechten Arm getragen bedeutet: *ich suche einen Mann;* am linken Arm getragen: *ich bin verlobt;* in der Tasche behalten: *ich brauche keine Liebe.* Mit dem Fächer leicht in die flache Hand schlagen heisst: *ich weiss nicht, ob Du der rechte bist;* den Fächer zu den Lippen führen: *ich zweifle an Deiner Aufrichtigkeit.* Mit dem Fächer das Haar auf der Stirn zurechtstreichen heisst: *ich denke an Dich;* die Malerei des Fächers beschauen: *Du gefällst mir sehr.* Das langsame Schliessen des Fächers gilt gleich einem Jawort; das nachlässige Fächeln ist ein Zeichen von Gleichgültigkeit; das rasche Hin- und Herfahren mit dem Fächer *(abaniqueo)* ein Zeichen leidenschaftlicher Liebe; das rasche Schliessen des Fächers ein Zeichen von Argwohn und Eifersucht. Den Fächer fallen lassen bedeutet, wie oben beim Handschuh: *ich gehöre Dir an;* den Fächer aufs Herz legen: *ich liebe Dich und leide;* das Gesicht teilweise mit dem Fächer bedecken: *nimm Dich vor meinen Eltern in acht!* — das Gesicht ganz mit dem Fächer bedecken, was der Franzose *recourir à son éventail* nennt: *so etwas will ich nicht hören.* Die Stäbe des Fächers zählen heisst: *ich möchte Dich sprechen;* mit dem Fächer mehrmals schnell hintereinander in die Handfläche schlagen: *ich möchte Dich sobald wie möglich sprechen.* Dem Geliebten den Fächer reichen heisst: *es steht Schlimmes bevor;* endlich sich am Fenster ohne Fächer zeigen: *ich gehe heute nicht aus.*

In der That, es ist ein gehöriger Zuschuss, der durch die Kombination der Geberden mit Handschuhen, Fächern und anderen Toilettegegenständen zur *Sprache ohne Worte* gegeben wird; doch greifen wir damit strenggenommen auf

ein bereits verlassenes Gebiet zurück, während wir in dem fünften und letzten Kapitel vielmehr die hinweisende und bezeichnende Kraft der Tracht selbst, die absichtlich zu diesem Zwecke ausgesucht wird, Fächer und Handschuhe inbegriffen, behandeln wollten. Von diesem unserem Vorhaben wollen wir uns hier nicht abbringen lassen und einen wohlüberlegten Plan nicht aufgeben. Die Kleidungsstücke sind an sich significativ, mögen sie getragen oder gehalten werden, wie sie wollen, und schon darin, dass die Geschlechter ihre besonderen Hemden, Röcke und Hüte haben, liegt ja allein eine wichtige Kundgebung, die man Sprache nennen kann. Der Fächer am rechten Arm bedeutet: *ich suche einen Mann,* am linken Arm: *ich bin verlobt.* Aber jede verheiratete Frau zeigt uns doch diese ihre Würde schon durch ihr aufgebundenes Haar und durch ihre Haube an, denn die Jungfrau, die noch nicht *unter die Haube gekommen ist,* lässt ihr langes Haar frei herabfallen und geht, wie es heisst, *im Haar,* auf dem sie einen Kranz trägt. Anderemale werden die Männer durch die Farbe der Haubenbänder über die Verhältnisse verständigt. Die Schwestern der Brüdergemeinde tragen alle glattanliegende Häubchen, mögen sie verheiratet sein oder nicht, aber jeder Chor hat seine besonderen Bänder, der Chor der jungen Mädchen bis zum 18. Jahre hat feuerrote, der Chor der ledigen Schwestern hat blassrote, der Chor der Ehefrauen hat blaue, der Chor der Witwen hat weisse Haubenbänder. Desgleichen sieht man auf den florentiner Fastenmärkten, wo eine Art von Brautschau abgehalten wird, gleich aus den Bändern, was noch zu haben und was nicht mehr zu haben ist: diejenigen Schönen, die bereits vergeben sind, *le Impegnate,* pflegen eine rotseidene Rosette ins Haar zu stecken, von der zwei weisse Bänder auf die Schulter herabhängen; bei denen die noch zur Verfügung stehen, den *Disponibili,* fehlen diese Bänder; endlich diejenigen, welche zwar versprochen, aber nicht recht glücklich sind, *le Malcontente,* führen eine violette Rosette mit zwei dunklen

Bändern [Kleinpaul, *Kreuziget ihn*, Seite 326]. Ja, in der Bretagne geben die praktischen Mädchen an den roten Röcken, in denen sie zu Tanze kommen, zugleich die Höhe der zu erwartenden Mitgift an. Sind die Röcke weissgestreift, so bedeutet das Silber oder eine Jahresrente von wenigstens 100 Francs. Sind die Röcke gelbgestreift, so bedeutet das Gold oder eine Jahresrente von nicht unter 1000 Francs. Das ist keine Geberden-, keine Fächer- und Handschuhsprache mehr, das nennt man Kleidersprache.

Neben seiner offenkundigen und erklärten Verbindung mit Frau von Montespan unterhielt Ludwig XIV. noch ein geheimes Liebesverhältnis mit Frau von Soubise. Das Signal der Rendez-vous bildeten ein Paar smaragdene Ohrgehänge. Frau von Soubise trug sie an den Tagen, wo ihr Gemahl in Paris, und sie fehlten, wenn er fort war.

II. Stehende Abzeichen.

Freiwillige — Aufgezwungene.

Die vorübergehenden Mitteilungen auf dem Wege der Toilette gleichen schwarzen und weissen Segeln, die aufgezogen werden — uns kommt es auf stehende Signale und dauernde Abzeichen an — auf Abzeichen, wie der Pantoffel, den der Ritter Polyphem auf seinen Helm steckt — auch die Frauen tragen politische Abzeichen: die Damenhüte in England, die Spanierinnen bei den Stiergefechten — in erster Linie sind es die Männer, die Farbe bekennen sollen — Farben sind an sich oft Abzeichen politischer Parteien — anderemale haften sie an bestimmten Blumen, welche die Abzeichen bilden — das Geranium, das Veilchen, die weisse und die rote Rose — andere Abzeichen: der Bundschuh, der Bettelsack — Erkennungszeichen, die gewissen verfemten Menschenklassen, wie Sträflingen, vom Staate aufgezwungen werden — Tracht der Juden und der prostituierten Frauenzimmer — die Brandmarkung — der Strick um den Hals.

Aber uns kommt es nicht auf solche kleine, vorübergehende Mitteilungen an, wie sie die Frauen auf dem Wege der Toilette zu Stande bringen — ob sie bereits engagiert sind oder nicht — ob sie Lust haben, einen Liebhaber zu

erhören — ob der Herr von Soubise zu Hause ist. In der bekannten Erzählung von *Tristan und Isolde* wird verabredetermassen ein weisses und in der attischen Sage von Theseus bei der Rückkehr von Kreta irrtümlicherweise ein schwarzes Segel aufgezogen. So wird gleichsam am Schiff des Lebens bald ein weisses, bald ein schwarzes Segel aufgezogen und damit Glück und Unglück, Leid und Freude signalisiert: es sind wechselnde Zeichen, die je nach den Umständen erfolgen, wie sie kommen. Gibt es denn nicht aber auch stehende Signale, die der Mann ein für allemal als Ausdruck seiner Gesinnung annimmt und trägt, Flaggen, unter denen er fährt, Fahnen, auf die er schwört? — Auf solche fahnden wir.

In der Provinz Kandahar im östlichen Afghanistan existiert der Volksstamm der Viziris. Will eine Viziri heiraten, so sendet sie ihrem Erwählten eine Nadel, mit welcher er an seiner Mütze ein buntes Tuch zu befestigen hat. Wenn er das Liebeszeichen ansteckt, so findet Tags darauf die Hochzeit statt. Aber als im Mittelalter der tapfere Ritter Polyphem der Dame seines Herzens seine Liebe auf dem Turnierplatz beweisen wollte, steckte er ihren kleinen goldgestickten Pantoffel auf seinen Helm, er stellte sich weder unter den Krummstab des Papstes, noch unter das Szepter des Kaisers, er stellte sich unter den Pantoffel, und unter dem Pantoffel rannte er zwölf Ritter mit scharfer Waffe nieder.*) *In hoc signo vicit!* Ja, dieser Pantoffel war

---

*) Als die Schwester des Kaisers dem siegreichen Ritter *Polyphem mit der eisernen Stirn* den Kampfpreis, eine goldgestickte Schärpe, über die Schulter hing, redete sie ihn, erzählt der schwäbische Augustinermönch Benedict Anselmus, folgendermassen an: *Herr Ritter, Ihr stellt Euch weder unter den Papst, noch unter den Kaiser, Ihr bedürft niemandes Schutz: Euch vermag kein Mann zu überwinden, aber unter dem Pantoffel steht Ihr doch!* — Dieses Wort sei bald im ganzen Reiche herumgekommen und es habe sich mit einem Male gezeigt, dass der Pantoffel mehr Unterthanen habe als Krummstab und Szepter. Die Redensart *unter dem Pantoffel stehen* hat, mag die Anekdote wahr sein oder nicht, einen tieferen, geschlechtlichen Sinn, indem der Pantoffel nach dem vorigen Kapitel (Seite 308) ein uraltes Symbol des weiblichen Gliedes ist.

ein Zeichen, ein Abzeichen des Dienstes, dem der Ritter sein Leben geweiht hatte, und wenn bei Bällen im Schleswigschen noch heute ein Frauenpantoffel aufgehängt wird, um anzudeuten, dass für eine kurze Zeit die Frauen das Regiment zu führen und zum Tanze aufzufordern haben, so beweist das nur, wie gut die wortlose Sprache des Ritters Polyphem von allen Männern verstanden worden ist.

Und nachgeahmt worden ist; denn von jeher haben die Bürger bei inneren Kriegen oder bei politischen Parteikämpfen ihre Parteistellung durch Abzeichen notifiziert. O, auch die Bürgerinnen! Die Damen sind auch dieser politischen Blumensprache nicht abhold. In England hat sich die Home-Rule-Frage sogar der Damenhüte bemächtigt: es gibt konservative Hüte, die sich durch tüllumwundene gelbe und weisse Primeln kennzeichnen; unionistische Hüte, die Chamberlains Lieblingsblumen, die Orchideen aufgepflanzt haben; und Home-Rule-Hüte, die das irische Kleeblatt neben blauen Kornblumen zur Schau tragen. Bei den Stiergefechten pflegen die Spanierinnen in weisser Mantilla zu erscheinen und eine Rose oder eine Granatblüte aufzustecken; sie wollen damit sagen, dass auch sie Anhängerinnen der uralten Volksvergnügungen sind. Aber in erster Linie sind es doch die Männer, denen eine politische Richtung zukommt und von denen geradezu verlangt wird, dass sie *Farbe bekennen* sollen. Farbe? Ja wohl, Farbe, denn Farben sind an sich, respektive an Kokarden, Schleifen oder Bändern, oft genug erklärte Symbole der politischen Parteien gewesen. Jede Stadt hat wie Florenz zur Zeit Dantes ihre *Weissen* und ihre *Schwarzen*. Die Klerikalen sind überall die *Schwarzen*, die Radikalen die *Roten;* in Deutschland kamen nach den Freiheitskriegen die alten Reichsfarben, Schwarz-Rot-Gold als Zeichen nationaler Gesinnung auf, in der französischen Revolution diente die Trikolore: Blau-Weiss-Rot der Bewegungspartei zum Erkennungszeichen, während die Royalisten das Weiss der Bourbonen trugen. Die herrschenden Protestanten in Irland und die Anhänger

des Hauses Oranien in den Niederlanden und in England wählten, dem lautlichen Anklang zuliebe, das Orangegelb zu ihrer Farbe. Andere Male hafteten die Farben an bestimmten Blumen, welche die Abzeichen bildeten: so vertrat in Frankreich nach der Wiederherstellung der Bourbons das dreifarbige Geranium oder der Storchschnabel die Stelle der Trikolore, während das Veilchen Abzeichen der Bonapartisten war und als solches auch nach dem Sturze des zweiten Kaiserreiches wiederangenommen wurde. Wie viele merkwürdige Abzeichen finden sich in England! Hier trugen die Anhänger der Restauration der Stuarts, zur Erinnerung an die Eiche, in der sich Karl II. nach der Schlacht bei Worcester verborgen hatte, an seinem Geburtstag (29. Mai) einen Eichenzweig *(Oak)*. Uralt und durch historische Begebenheiten veranlasst ist die Distel der Schotten *(Thistle)* und der Lauch der Walen *(Leek)* — *die Wälschen*, sagt der ehrliche Fluellen in Shakespeares *König Heinrich der Fünfte* (IV, 7) zu König Heinrich, *thaten guten Dienst in einem Garten, wo Lauch wuchs, und trugen Lauch auf ihren Monmouther Mützen, welches, wie Eure Majestät weiss, bis auf diese Stunde ein ehrenvolles Feldzeichen ist, und ich glaube, Eure Majestät verschmähen es nicht, das Lauch auf Sankt Davidstag* (1. März) *zu tragen.* Weil endlich die Anhänger der York die weisse Rose *(the rose argent)*, die der Lancaster die rote Rose *(the rose gule)* als Feldzeichen *(Badge)* an ihren Hüten führten, nannte man die Kämpfe der Häuser York und Lancaster um den Thron von England die Kriege der weissen und der roten Rose *(the Wars of the Roses)*.

Natürlich hat es auch Abzeichen gegeben, bei denen die Farbe gar nicht in Betracht kam. Im Jahre 1502 machten die schwäbischen Bauern den Bundschuh zu ihrem Kriegs- und Wahrzeichen, sei es, dass sie denselben in natura vor sich hergetragen oder nur auf ihre Fahne gesetzt haben, weshalb man auch die Aufstände während des Bauernkrieges geradezu *Bundschuh* und sich vorschwören *einen Bundschuh machen* nannte; im XVI. Jahrhundert führten

die Geusen als Abzeichen Bettelstäbe und Bettelsäcke und kleideten sich wie Bettelmönche; auch schlug man damals den sogenannten *Geusenpfennig*, eine ovale Münze in Silber oder Gold, die auf dem Avers das Brustbild Philipps, auf dem Revers einen von zwei verschlungenen Händen gefassten Bettelsack zeigte *(jusqu'à porter la besace)*. Von den Guelfen und den Ghibellinen ist hauptsächlich das Feldgeschrei berühmt, welches bei jenen *Hie Welf!* bei diesen *Hie Waiblingen!* gelautet haben soll, doch hatten sie auch ihre äusserlichen Abzeichen, die Ghibellinen eine weisse Rose oder eine rote Lilie, die Guelfen einen Adler, welcher einen blauen, mit der Lilie gekrönten Drachen mit seinen Klauen zerriss. Die Zinnen an den guelfischen Türmen waren viereckig, à la Grecque; die der Ghibellinen schwalbenschwanzförmig. Noch nach dem Dreissigjährigen Kriege galt die weisse Feder auf dem Samtbaret für gut welfisch (Garzoni, *Piazza Universale*, übersetzt von Matthäus Merian 1610/1641).

Den geraden Gegensatz zu diesen freiwilligen, mehr oder weniger mit Stolz getragenen und zur Ehre angerechneten Abzeichen der Parteien bilden die gewissen verfemten Klassen vom Staate aufgezwungenen Unterscheidungszeichen, die den Trachten der Sträflinge, den Tüchern der Gefangenen parallel gehen. Die Cagots, die Kretinen der französischen Pyrenäen, waren im Mittelalter von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und mussten als Abzeichen ein Stück rotes Tuch oder eine Eierschale auf der Kleidung angeheftet tragen, wie man den Untersuchungsgefangenen in Berlin an dem Tuch, das er um die Schulter hat, erkennt; die Aussätzigen mussten im Mittelalter ein schwarzes Gewand und einen Hut mit weissem Bande tragen, in der Hand hatten sie eine Klapper, ihre Annäherung bekannt zu geben. Namentlich wurden zwei Menschenklassen Abzeichen oktroyiert, die auch beide in besondere Quartiere eingeschlossen wurden: den Huren und den Juden. Die Huren trugen schon im alten Rom ein Gewand, das dem der Männer ähnlich war, anstatt der Stola, daher

Togata und *Meretrix* gleichbedeutend war; und so wurden in allen Gemeindeordnungen unserer Zeit für die Huren besondere Kleider und Zeichen vorgeschrieben, zum Beispiel in Neapel mussten sie eine rote Nestel auf der linken Schulter tragen, erst in der neueren Zeit ist man davon zurückgekommen. In Deutschland mussten die Dirnen eine bestimmte Art von Mänteln, rote Käppchen und eine rote Schleife auf der linken Schulter oder ein farbiges Armband tragen. Besonders die gelbe Farbe war hier bezeichnend, genau so wie bei den Juden; sie ist heute noch die Farbe der Sträflinge in dem londoner Gefängnis Coldbath. Im Mittelalter trug der Jude im Reiche einen hohen gelben Hut, später nur noch eine gelbe Kokarde an seinem Rocke; in Böhmen charakterisierte ihn noch 1694 der gekrauste Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl gestärkt, ringförmig um den Hals trugen; in Italien der rote Mantel. Noch im 17. Jahrhundert war der lederne Sack, sein breitkrempiger Hut und der gelbe Tuchring am Rocke das Abzeichen des Juden im Reiche, wie er am häufigsten in der Münze gesehen wurde. Auch in der Provence trugen die Juden einen bestimmten Kopfschmuck, daher wurde der wunderliche Hammerhai in Marseille *Poisson Juif (Peisso juzieu)* genannt. Alles das erinnert an die Brandmarkung vermittels eines Rades oder sonst eines Feuermales: die Römer brannten entflohenen Sklaven, wenn sie dieselben wiederkriegten, ein *F[ugitivus]*, die Franzosen den Galerensträflingen *T[ravaux] F[orcés]* auf. Sogar die Karpokratianer, eine Art Gnostiker, sollen ihre Schüler gezeichnet haben, indem sie dieselben auf der Rückseite des rechten Ohrläppchens brannten und, wie sie sich ausdrückten, mit Feuer tauften.

Wir erwähnten weiter oben (Seite 285), dass der Mönch, wenn er um Verzeihung bat, dies mit einem Stricke um den Hals that. Wir müssen jetzt hinzufügen, dass dieser drastische Akt der Selbstdemütigung auch ausserhalb der Klostermauern vorkam —

und demutsvoll mit Stricken um den Hals
Erwarten sie von Eurer Hoheit Spruch
Nun Leben oder Tod,

sagt Clifford in Shakespeares *König Heinrich der Sechste. Zweiter Teil* (IV, 9); und abermals müssen wir hinzufügen, dass wer zum Tode verurteilt und begnadigt worden war, seinen Strick zeitlebens um den Hals zu tragen gehalten war. Noch in unserem Jahrhundert (um 1830) schmückte eine Frau in Leipzig und die durch Napoleon I. bekannte Gräfin Kielmannsegg dieses significative Halsband.

III. Uniformen, Orden und Gradabzeichen.

Abzeichen dienen auch dazu, die Lebensstellung, den Rang und das Dienstverhältnis zu charakterisieren — sie greifen nicht selten auf die gesamte Tracht über — Uniformen, durch die der Staat einzelne Stände und Volksklassen auseinanderhält — ihre Supplemente, Orden und Gradabzeichen — der Ornat — die Uniformierung arbeitet der nivellierenden Tendenz entgegen — der doppelte Naturzustand des Menschen — Proben der Art, wie die Kleidung in verschiedenen Kreisen geregelt wird — in Konstantinopel: Kopfbedeckungen, Beinkleider, Pantoffel sind vorgeschrieben — die Jäger und Kutscher der Gesandten in Petersburg — die Eisenbahnbeamten — das Militär: nationale Farben und Montierungsstücke, Unterscheidungsmerkmale der einzelnen Truppenteile und Truppengattungen, Rangabzeichen — der Tigerpelz Zietens — nirgends ist das Uniformwesen so sorgfältig ausgebildet und so systematisch durchgeführt als wie beim Militär — Feldzeichen und Feldbinden im Dreissigjährigen Kriege — die Montierungsstücke wandern von Land zu Land und kommen von Nation zu Nation in Aufnahme, zum Beispiel der Tschako, der Dolman, der Attila — Husaren, Dragoner, Ulanen, von den Franzosen alle als *Ulans* bezeichnet.

Nach dem vorigen scheint es, dass Abzeichen selbst keine Kleider, sondern nur kleine Unterscheidungszeichen an der Kleidung; und dass sie niemals etwas anderes als selbstgewählte Symbole einer Gesinnung, einer politischen Richtung, einer Parteinahme sind. Dies ist nicht völlig sachentsprechend. Denn einerseits dienen die Abzeichen auch dazu, die Lebensstellung, den Rang oder das Dienst-

verhältnis einer Person zu charakterisieren: zum Beispiel haben die Journalisten in Amerika ein Abzeichen, an welchem sie die Polizei erkennt — einen unter dem Rock getragenen kleinen Stern; wenn dieses gerade vielleicht noch freigewählt worden ist, so sind die Rangabzeichen in der Armee und in der Marine keineswegs dem Belieben des Individuums überlassen. Anderseits beschränken sich die politischen Abzeichen durchaus nicht immer auf Schleifen und Kokarden, Blumen und bunte Bänder; sie greifen nicht selten auf die Kleidung und die gesamte Tracht, namentlich die Haartracht und den Schnitt des Bartes über. Die politische oder kirchliche Parteistellung pflegt bald Lockenköpfe, bald Rundköpfe *(Round-heads)*, bald altdeutsche Röcke, bald Kalabreserhüte, bald Karbonarimäntel, bald Garibaldiblusen hervorzubringen. Doch ist eine gleichartige Modifikation der ganzen Kleidung gewöhnlich allerdings nicht mehr eine Sache der Wahl und des persönlichen freien Willens einer Korporation, sondern eine Sache des Staates, welcher einzelne Stände, wohl auch einzelne Nationalitäten durch die sogenannten *Uniformen* auseinander halten will; mithin auch nicht mehr das Zeichen einer Parteistellung oder einer politischen Gesinnung, sondern vielmehr das Zeichen eines Standes, dem man angehört, oder einer Beamtenklasse. Einzelne Beamte, wie die Geistlichen und die Richter, sind insofern freier, als sie ihre Uniformen, den sogenannten *Ornat*, nur während ihrer Amtshandlungen zu tragen gezwungen sind. Die Uniformen der Soldaten und der Beamten sind samt ihren Supplementen, den Orden und Gradabzeichen, gleichsam die Livreen, welche der Staat den Korps seiner Diener liefert, und die er nicht nur bei Hofe in den sogenannten *Hofuniformen*, sondern auch im gemeinen Leben fordert. Sothane Uniformierung scheint mit der Tendenz in Widerspruch zu stehen, welche nach einer früheren Ausführung die bestehenden Kostüme haben sollen: der Tendenz sich zu verwischen. Auf Seite 151 ff. bemerkten wir, dass sich die Nationalitäten einerseits, die

Stände anderseits gegenwärtig in der Kleidung weniger unterscheiden als dies vor Jahrhunderten der Fall war. Der pariser Elegant und der berliner Stutzer sehen sich fast gleich; der Edelmann trägt keine Stickerei und rund um den Hut keine weisse *Plume* mehr wie noch vor hundert Jahren, auf Maskeraden kann man ihn nicht mehr an dem rosafarbenen Domino erkennen, den Friedrich der Grosse 1743 für ein Privilegium des Adels erklärt hatte. In der That arbeitet die Uniformierung, die nur nicht im ganzen Volke, sondern nur in gewissen Lebenskreisen durchgeführt ist, dieser nivellierenden Tendenz entgegen, sie schliesst sich, und zwar ohne Beigeschmack von Luxuspolizei, den alten Kleiderordnungen an, sie sucht die natürlichen Trachten der Völker, der Stände, der Ämter und der Würden (die sowieso gern wieder aufleben, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, wo es auf Repräsentation ankommt) ausdrücklich festzuhalten, alle Ausgleichversuche rückgängig zu machen und jedem Individuum einen offenen Brief mitzugeben, mit welchem es sich in die Gesellschaft einführt, einen Orden obendrein.

Ein *Orden* ist ein Zeichen, dass der Inhaber einem *Orden,* das heisst, einem geistlichen oder weltlichen *Ritterorden* zugehört; hergenommen von dem Kreuz an der Kleidung der Ordensritter.

Als Jean Jacques Rousseau im vorigen Jahrhundert alle Kultur verfluchte und die Welt mit der barocken Idee verblüffte, dass die Künste und Wissenschaften vielmehr zur Verschlimmerung als zur Verbesserung der Sitten beigetragen hätten: ward auf einmal der *Naturzustand des Menschen* wieder Mode, jener Zustand, wo der Mensch so viele überflüssige Dinge noch nicht, unter anderm auch noch keine Kleider hatte, sondern wie Adam *in puris naturalibus* erschien. Der grosse Irrtum jener passionierten Wilden war, die Kultur der Natur entgegen und vorauszusetzen, dass die Natur unter allen Umständen vollkommener und besser sei als die Kultur, was sie keinesweges ist. Doch

auf eine Widerlegung der Rousseau'schen Ansichten wollen wir uns nicht einlassen, sondern nur ein wenig bei dem *Naturzustand* verweilen, den wir in Bezug auf die Kleidung verloren haben sollen. Man braucht nicht so tief zu graben, um auf die *Natur* zu stossen — auf den ersten *Naturzustand,* den der Mensch in seiner Blösse feiert, folgt sozusagen ein zweiter *Naturzustand*, der Naturzustand der Kleider, denn auch an dem bekleideten Körper kann man wieder eine natürliche und eine künstliche Periode unterscheiden. In der ersteren kleidet sich der Mensch, wie er will und kann. In der letzteren kleidet sich der Mensch, wie er soll und muss. Im ersteren Falle besagt die Kleidung, dass ihr Inhaber ein reicher Mann oder ein armer Teufel sei. Im letzteren Falle besagt sie, dass ihr Inhaber ein Militär oder ein Postbeamter sei. Im ersteren Falle ist die Kleidung zufällig. Im letzteren Falle ist die Kleidung, weil damit absichtlich ein Stand *angezeigt* wird, significativ.

Wir stehen am *Goldenen Horne*, dem Hafen von Konstantinopel, dem Marktplatz dreier Weltteile, mitten im Völkergewühl. Auf den ersten Blick können wir die Haupttypen herauserkennen, wir brauchen nur auf die Kopfbedeckungen, die Pantoffel und die Beinkleider zu achten, die meist ausdrücklich vorgeschrieben sind. Der türkische Efendi trägt den roten Fes und den schwarzen, bis zum Hals zugeknöpften Beamtenrock ohne Aufschläge, die sogenannte *Stambulina*. Die Alttürken, darunter die Geistlichen, die Studenten, die Bürger, die Kaufleute und Handwerker, tragen einen bunten Turban, gelbe Pumphosen und gelbe Pantoffel. Der Fanariot hat einen schwarzen Turban und schwarze Hosen. Der Hebräer einen blauen Turban, blaue Hosen und blaue Pantoffel. Der Armenier eine hohe Filzmütze, *Kalpak* genannt, rote Hosen und rote Pantoffel. Der Tatare die plumpe, pyramidale Lammfellmütze, die ebenfalls *Kalpak* heisst. Der *Nizam-tschedid* oder der reguläre Soldat eine Kappe in Melonenform. Der Imam oder der Priester einen schneeweissen Turban, der mit einer breiten

Goldborte eingefasst ist. Der Scherif, das heisst der Nachkömmling Mohammeds, den roten Fes mit blauer Quaste, der mit einem grünen Tuch umwunden ist. Der Derwisch eine hohe, zuckerhutförmige, spitze Mütze von grauem Filz, die sogenannte *Kulah.* Der Franke den Cylinderhut.

Oder wir stehen auf einem sächsischen Bahnhofe und wollen einen Beamten etwas fragen. Suchen wir den Stationsvorstand? So sehen wir uns nach dem Manne mit der roten Mütze um. Suchen wir den Zugführer? So sehen wir uns nach dem Manne mit der roten Tasche um, die über die rechte Schulter gehängt ist. Suchen wir den Schaffner? So sehen wir uns nach dem Manne mit der schwarzen Ledertasche um. Den Portier? Er trägt auf der linken Seite ein herzförmiges Schild. Den Kofferträger? Er hat auf der linken Brust ein ovales Schild.

Die Jäger und Kutscher der Gesandten in Petersburg haben gewöhnliche, nach russischem Schnitt gemachte Kutscherröcke, aber, weil sie in keinem Fall angehalten werden dürfen, Tressen an denselben und auf den Hüten nicht nur die bereits auf Seite 149 erwähnten farbigen Federbüsche, sondern auch besondere Abzeichen in Form von Kokarden.

Oder endlich wir wohnen einem Manöver bei, im Verein mit Offizieren aus aller Herren Ländern. Wie wir da wiederum sofort den Preussen an seinem Helm und seinem blauen Rock, den Österreicher an seiner weissen Uniform, den Franzosen an dem Käppi und an den roten Hosen, den italienischen Scharfschützen an dem breitkrempigen Filzhut mit dem wallenden Federbusch erkennen! Innerhalb der Armee, wie scharf grenzen sich die einzelnen Truppengattungen und Truppenteile durch die Farbe der Kragen und Aufschläge gegeneinander ab! Der Infanterist hat einen roten, der Artillerist einen schwarzen Kragen. Und nun wiederum innerhalb dieser engeren Kreise die diversen Grad- und Rangabzeichen, deren lange Reihe bei grossen Gelegenheiten noch durch Orden und persönliche

Auszeichnungen fortgesetzt werden kann! Leiten uns nicht die Adlerknöpfe, die Tressen, die Schärpen, die Gradsterne, die Epauletten, die Achselklappen, die Offizierssäbel und die Marschallstäbe, die Pelze vom Gefreiten bis zum Oberstlieutenant und zum Generalfeldmarschall? — Zieten erhielt bekanntlich für den Husarenritt im Mai 1745 vom König einen mit goldnen Sternen, Sonnen und Monden übersäten Tigerpelz geschenkt. Nirgends ist ja das Uniformwesen so sorgfältig ausgebildet und so systematisch durchgeführt als wie beim Militär; die Details alle zu beherrschen, setzt ein durch Übung geschärftes Auge, ja ich möchte sagen, eine eigne Wissenschaft voraus. Im Dreissigjährigen Kriege, erzählt Gustav Freytag in seinen *Bildern aus dem Jahrhundert des grossen Krieges*, Seite 32, erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an den Feldzeichen, die am Hut oder Ärmel befestigt waren, daher es hiess, die Seele des Landsknechts sitze auf dem Hute oder Ärmel; die Offiziere an den Feldbinden. Bei Breitenfeld trugen zum Beispiel die Tillyschen weisse Bänder um Hut und Helm und weisse Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war rot, Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden, Rot zu tragen; die Feldbinden der schwedischen Offiziere in der Schlacht bei Lützen waren grün, die kursächsischen Feldbinden während des Krieges schwarz und gelb, später, seit Erwerbung der polnischen Krone, rot und weiss.

Wollte man übrigens glauben, dass die alles nivellierende Mode auf die Montierung der Heere ohne Einfluss gewesen sei, so würde man sehr irren. Unzählige Montierungsstücke sind, oft mit den Truppen selbst, von Land zu Land gewandert und von Nation zu Nation in Aufnahme gekommen, sogut wie tiroler Joppen und spanische Mäntelchen. Der ungarische *Tschako* hat zuerst in der französischen Armee (1806) und dann in allen übrigen Heeren den früher üblichen dreieckigen Hut der Infanterie verdrängt; in der preussischen Armee wurde er unter Friedrich Wil-

helm IV. (1840) durch die *Pickelhaube* oder den *Helm* ersetzt, den nachmals wieder Russland und England angenommen haben. Die Husaren stammen bekanntlich aus Ungarn und haben aus ihrem Vaterland die ungarische Nationaljacke, den *Dolman*, mitgebracht, der jetzt vielfach durch den ebenfalls ungarischen *Attila* ersetzt ist; die Ulanen aus Polen sogut wie ihre kurze *Ulanka* und ihre *Czapka*, die viereckige Kopfbedeckung; polnisch (oder vielmehr litauisch) ist auch die *Litewka*, ein langschössiger Uniformrock, wie ihn die preussischen Invaliden tragen. Endlich die Dragoner, die ihren Namen von dem Drachen *(dragon)* in ihren Fahnen haben sollen, sind französisch, eine Schöpfung des Marschall Brissac, der mit ihnen A. D. 1543 in Piemont operierte. Infolgedessen gibt es nun nicht bloss bei uns, sondern in allen europäischen Armeen Husaren, Ulanen und Dragoner, die nun wieder durch bestimmte nationale Abzeichen und Waffen auseinandergehalten werden müssen, wie zum Beispiel die Dragoner gewöhnlich mit Kavalleriesäbel und Karabiner bewaffnet sind, in Russland aber Bajonnettgewehre haben; denn zunächst lassen sich nur die Truppen an sich nach den Uniformen unterscheiden. Den Franzosen scheinen im Krieg von 1870/71 nicht einmal die letzteren significativ genug gewesen zu sein, denn sie bezeichneten die gesamte leichte Kavallerie des deutschen Heeres, also nicht bloss die Ulanen, sondern auch die Dragoner, Husaren und Chevaulegers, als *Ulans*.

IV. Wappen und Aushängeschilder.

Ein Brief des Herrn von Hopfgarten — sein Wappen ist überall angebracht, zuerst auf seinem Schilde — die Malereien auf den Schilden der alten Deutschen — Wappen sind Waffen — die Wappen aus Schildbildern und Helmkleinoden hervorgegangen — sie sind ein sprechendes Accidens der Rüstung — nicht alle redend, aber alle sprechend — sie erzählen von dem Geschlecht und, da sie im Laufe der Zeit darauf übergehen, von dem Besitz, der Herrschaft, dem Amt des Trägers — der deutsche Adler — der zweiköpfige Adler — die Wappenschau der Herolde bei den Turnieren: Blason, Heraldik — die Wappen werden von Schild und Helm auf alles übertragen, was zur Familie gehört — Gesellschaftswappen, Klosterwappen — Herrschafts- und Länderwappen sind dem Geschlechtswappen des Herrn entnommen — die Fahnen der Innungen — der gekrönte Brezel — Aushängeschilder der Handwerker — eine mittelalterliche Bildersprache und Bilderschrift — Auslese von Wappen und Aushängeschildern in tabellarischer Form.

Wir erhalten einen gesiegelten Brief, wie wir ihn heutzutage nur noch von Ministerien oder von Edelleuten zu erhalten pflegen. Er ist von einem der letzteren, und zwar, wie wir an der Krone mit den fünf kleinen Perlen sehen, nicht von einem Grafen, nicht von einem Freiherrn, sondern von einem einfachen Edelmann. Wir erraten auch gleich, von welchem: das Wappen enthält zwei Mistgabeln, die übers Kreuz gelegt sind: das ist das Wappen derer von Hopfgarten. Ein Hopfengärtner warf, als Peter von Amiens durch das Land zog, die Mistgabeln fort und ging mit nach Jerusalem. Dafür ward er vom Landgrafen geadelt und ihm besagtes Wappen zuerteilt. Wir brauchen also den Brief nicht aufzumachen, um zu wissen, dass uns Herr Bodo von Hopfgarten geschrieben hat.

Ebenso brauchen wir nicht in den Wagen zu gucken, um zu wissen, dass ein Hopfgarten darin sitzt, wenn wir das Wappen am Kutschenschlag beachten; wir brauchen nicht ins Haus zu gehen, wenn wir das Portal ansehen, das damit geschmückt ist; die Frau von Hopfgarten dokumentiert sich als solche, indem sie das Wappen auf ihre Wäsche und auf ihre Bettdecke sticken lässt: wenn wir aber zur Zeit der Kreuzzüge selbst gelebt hätten und im Schlacht-

getümmel einem geharnischten Ritter begegnet wären, so hätte er nicht nötig gehabt, sein Visier zu öffnen; er gab sich zu erkennen, indem er die beiden Mistgabeln auf seinem Schilde führte.

Das ist die ursprüngliche Bestimmung der Bilder, welche wir *Wappen* nennen und die bisweilen, wie im gegenwärtigen Falle, an ein historisches Ereignis oder eine kühne That erinnern, ursprünglich aber Symbole des Trägers gewesen sind. An ihnen war der geharnischte, ganz in Eisen gehüllte Ritter zu erkennen, zu diesem Ende liess er sich die *Wappen* auf seine *Wappen* setzen, daher haben sie ihren Namen. *Wappen* sind *Waffen,* genau so, wie die französischen *Armes* und die englischen *Arms; Wappen,* mittelhochdeutsch *wâpen,* ist die niederdeutsche, am Niederrhein übliche Form des Wortes *Waffen,* mittelhochdeutsch *wâfen,* von Flandern stammend, welches seinerzeit den deutschen Landen die höfische, ritterliche Bildung Frankreichs übermittelte. Doch sind es nicht die Waffen überhaupt, die in diesem Sinne signifikativ und zu *Wappen* in unserem Sinne wurden, sondern nur die Schilde und die Helme; und auch diese wurden es nicht als solche durch ihre eigne Form und Farbe, sondern nur als Träger der ebenerwähnten Bilder, die man darauf anzubringen pflegte. Bereits den *Sieben gegen Theben* gibt Äschylus Devisen, und bereits zu Tacitus' Zeit pflegten die Germanen ihre Schilde mit Malereien zu verzieren; als sich dann im Mittelalter für den geharnischten Ritter im Schlachtgetümmel ein Erkennungszeichen notwendig erwies, so war es natürlich, die Figuren auf den Schilden zu solchen Erkennungszeichen zu benutzen und den bisher mit Adlerbüschen, Pfauenwedeln und Stierhörnern geschmückten Helm mit einer entsprechenden Figur, einem sogenannten *Kleinod,* zu versehen. Gewöhnlich war es ein reissendes, fernes, ich möchte sagen fabelhaftes Tier oder ein seltener Raubvogel, ein Löwe, ein Leopard, ein Adler, ein Greif, kurz ein sogenanntes *Wappentier,* das den Mut, den Adel, die Kraft des Mannes versinnbildlichen sollte; später wählte

man auch Haustiere, Lämmer, Fische, Rosen, Hirschhörner, Burgen, Werkzeuge jederart und folgte dabei dem Zufall. Aus Schildbildern und Helmkleinoden sind die *Wappen* hervorgegangen, die bald gleich den Namen zu bleibenden und erblichen Kennzeichen für ganze Geschlechter und zu romantischen Musterbildern derselben wurden. Von Schild und Helm übertrugen die Ritter ihre Wappenbilder auf den Wappenrock, auf das Banner, die Pferdedecke, auf Schloss und Hausgerät, auf das Siegel, kurz auf alles, was irgendwie mit der Familie zusammenhing — oder vielmehr sie übertrugen Schild und Helm mitsamt den Wappenbildern auf diese Gegenstände; die Bilder wurden von den Waffen, an denen sie ursprünglich hafteten, gar nicht mehr getrennt. In der That sind die meisten alten Wappen, wie man sie zum Beispiel in der sogenannten *Manessischen Handschrift* abgebildet findet, derart, dass man sich nur den Ritter zu Pferde dahinter, den Schild am linken Arme, den Helm auf dem Kopfe, zu denken braucht. So wurden die Schilde und Helme von den Rittern, die zum Turnier gekommen waren, auf einem besonders bestimmten Platze behufs der Wappenschau aufgestellt und vom Herolde untersucht, als welcher über die Turnierfähigkeit entschied. Es wird erzählt, der Ritter habe an den Turnierschranken den Herold mit einem Horn gerufen und auf dem Turnierplatz das gebrauchte Horn als Zeichen der geschehenen Zulassung an seinem Helm befestigt; von dem *Blasen* auf dem Horne komme das französische *Blason*, Wappen und Wappenkunde. Sicherer dürfte sein, dass *Heraldik* die *Wissenschaft der Herolde* bedeutet, denen die erwähnte Wappenschau bei den Turnieren oblag und welche demgemäss die genaueste Kenntnis der Wappen und des hohen und niederen Adels haben mussten.

Wir nennen ein Wappen *redend*, wenn die Figur auf dem Schilde gleichsam nur ein ideographisches Zeichen für den Familiennamen ist und an die chinesische Bilderschrift erinnert; ein *redendes* Wappen ist zum Beispiel das der

Grafen von Henneberg, welches (in seiner jüngeren Gestalt) *eine Henne auf einem Berge* zeigt. Nun, *redend* sind nicht alle Wappen, es wäre das auch sehr schade, weil dabei jedwede persönliche Symbolik wegfällt; aber *sprechend* im höchsten Grade. Jedes Geschlecht hat in seinem Wappen gleichsam eine silberne Marke, die es unterscheidet, ein Tier, das vor ihm hergeht und seinen ruhmvollen Namen in die Welt brüllt, eine Hieroglyphe, die wie ein Sternbild über seinem Dache strahlt. Ja, da nachgerade nicht bloss Individuen, sondern ganze Gesellschaften, höhere Individuen, diese Zeichen brauchten, indem Korporationen und Vereine, Klöster und Stifte, Gemeinden und Städte Wappen annahmen und Wappen bestätigt erhielten; da ferner die Wappen im Laufe der Zeit auch auf den Besitz und weiter auf die mit sothanem Besitz verbundenen erblichen Ämter, auf Herrschaften und Herzogtümer, Grafschaften und Bistümer übertragen wurden: so entwickelte sich diese mittelalterliche Hieroglyphenschrift zu einer allgemeinen Symbolik, vermittelst deren jedes selbständige Wesen einen bildlichen Ausdruck fand, um damit der Welt zu imponieren. Hat doch schon jede Indianersippe ihr meist dem Tierreich entlehntes Sinnbild und ihr *Totem.* Wenn wir eine Flasche *Benedictine* aus der *Abbaye von Fécamp* kaufen, so bekommen wir auf dem Umschlag das *Sigillum Prioratus Sanctissimae Trinitatis Congregationis S. Mauri:* auf dem Avers den S. BENEDICTUS, auf dem Revers einen von zwei Palmen umgebenen Schild mit drei Bischofsmützen, auf dem Schilde eine Bischofsmütze und einen Krummstab — mit in die Hand; wenn der Sedanfestzug die Fahnen der Innungen, z. B. das Banner der Bäcker an uns vorüberführt, so flattert *der gekrönte Brezel,* beziehentlich *der Brezel, über den zwei Löwen die Krone halten,* durch die Luft; und wenn wir eine Mark umwenden, so erblicken wir den einköpfigen Adler des Deutschen Reiches, über dem die deutsche Kaiserkrone mit fliegenden Bändern schwebt. Der Adler soll von Karl dem Grossen bei seiner Krönung in Rom (25. Dezember 800) nach dem

Vorbilde der Römer zum Symbol des von ihm gegründeten Reiches erhoben worden sein; der Doppeladler, seit Sigismund beständiges Wappenzeichen der deutschen Kaiser, jetzt das des österreichischen und russischen Kaiserreichs, bezieht sich auf das ost- und weströmische Reich; bereits das byzantinische Kaisertum führte seit der Teilung des römischen Reiches den zweiköpfigen Adler.

Graf Stillfried-Alcantará hat ein Buch über die *Attribute des neuen Deutschen Reichs* geschrieben. Ich finde diesen Ausdruck nicht korrekt. Das Wappen geht regelmässig vom Träger des Wappens aus, wenigstens wird es von ihm geführt, um seine Gegenwart anzuzeigen; ein so grosses Wesen wie das Deutsche Reich lässt sich seinen einköpfigen Adler nur scheinbar machen, im Grunde macht es ihn sich selbst. Das Attribut wird, wie der Name sagt, einer Gottheit vom Künstler beigelegt *(attribuitur)*, um sie dadurch besser zu charakterisieren, weil ihr der Gegenstand notorisch heilig ist. So zum Beispiel, wenn der Bildhauer eine Juno durch den Pfau, eine Minerva durch die Eule, eine Venus von Milo durch die Schildkröte charakterisiert — das Attribut, so wichtig, um sich in Museen zurechtzufinden, hat seine Stelle eigentlich nur in der Kunst. Niemals ist es einer Juno eingefallen, mit einem Pfau zu siegeln, sagen wir besser, es würde ihr nie eingefallen sein. Bei sterblichen Personen ist es anders, bei ihnen kann Attribut und Wappen allerdings zusammenfallen.

Der Plan unseres Buches gestattet uns nicht, auf die Geheimnisse der *Heroldskunst* näher einzugehen und die weitere Ausbildung und Entwickelung des Wappenwesens zu verfolgen; wir wollen uns daher mit diesen Grundzügen begnügen und nur zur Illustration noch einige Proben aus dem *Orbis Pictus* der mittelalterlichen Bildersprache und Bilderschrift anführen. Erstens werden wir, und zwar mit spezieller Rücksicht auf Italien, wo sie am häufigsten monumental erscheinen, eine kleine Auslese von einigen besonders interessanten und charakteristischen Geschlechts-

wappen, respektive von sogenannten *Devisen,* die an Wappen angebracht werden, englisch *Badges,* veranstalten. Damit verbinden wir zweitens eine Übersicht über eine andere Art von Schilden, nämlich über die sogenannten Aushängeschilder oder über die an den Häusern ausgehängten Zeichen der in den Häusern getriebenen Gewerbe — sie

A. Wap-

Geschlecht	Wappenbild	Devise
Barberini [Papst Urban VIII.]	Bienen. Vergleiche Seite 304.	
Borghese [Papst Paul V.]	Ein Adler, darunter ein Greif, scheinbar eine Fledermaus.	
Borgia [Papst Alexander VI.]	Der Stier.	
Borromeo	Das Einhorn.	
Chigi [Papst Alexander VII.]	Sechs goldene Berge und ein Stern.	
Chlodwig	Zwei Lilien und drei Frösche.	
Coleoni	Drei Hoden.	
Colonna [Papst Martin V.]	Eine Säule, angeblich die Trajanssäule.	
Cybo [Papst Innocenz VIII.]	Blaue und silberne Würfel in rotem Feld (*κύβος*).	
Czacki	Eine Sau.	
Dürer	Drei silberne Schilde in blauem Felde.	

sind bürgerliche Wappen, bescheidene Sinnbilder eines Handwerks, über dem man die Familie vergisst, ein Hauptbestandteil der populären Sprache ohne Worte, wie sie schon im Altertum gesprochen worden ist. Wir stellen über beide eine kleine Tabelle auf.

pen.

Fundort	Bemerkungen.
Deckengemälde des grossen Saals im Palaste Barberini zu Rom.	Als A. D. 1653 Childerichs Grab in Tournai entdeckt wurde, fand man in demselben unter anderm seinen Siegelring und viele goldne Bienen, mit welchen wohl sein Mantel besetzt gewesen war. Auf diese Veranlassung nahm nun auch Napoleon I. die Bienen zu Emblemen seines Kaisertums.
Brunnengebäude der *Acqua Paola* in Rom.	
Portal der Villa Borghese in Rom.	
Appartamento Borgia im Vatikan.	
Vatikan.	Nicht zu verwechseln mit dem Wappen der Familie Montalto, die von Papst Sixtus V. gegründet ward: Drei Berge und ein Stern. (Obelisk auf dem Petersplatz.)
Innsbruck, Grabmal Maximilians I. in der Franziskanerkirche.	
Coleoni - Kapelle in Bergamo.	Der Ahnherr der Coleoni hatte angeblich drei Hoden, daher der Name [Kleinpaul, *Menschen- und Völkernamen*, Seite 154].
Palast Colonna in Rom.	Von dem Örtchen *La Colonna* an den Albanerbergen über der labicanischen Strasse, das seinen Namen von einer antiken Säule hat.
	Dürer hatte sich mit Anspielung auf seinen Namen, der oft *Thürer* geschrieben wurde, zum Siegel eine Staffelei gewählt, auf der ein Wappenschild mit einem Thor und offenen Thüren lag. Geadelt erhielt er obiges Wappen.

Geschlecht	Wappenbild	Devise
Este	Weisser Adler *(the bird of Este).*	
Franz I. von Frankreich		Ein Salamander im Feuer. *Nutrisco et exstinguo.*
Gaetani	Ein Stierkopf zwischen zwei Schilden.	
Gonzaga	Altes Wappen: Drei schwarze Binden in goldnem Feld. Seit 1365 der gekrönte silberne Löwe von Böhmen. Seit 1433 vier schwarze Adler in Weiss.	*Domine probasti.* *Ὄλυμπος.* Fides.
Lucrezia Gonzaga		Hirschkuh. *Nessun mi tocca.*
Hamilton	Trog und Säge.	
Haugwitz	Steinbock.	
Hohenlohe	Phönix.	
Karl V.	Zweiköpfiger Adler mit ausgebreiteten Flügeln.	*Plus ultra.*
Mattei	Ein Schachbrett mit einem quer durchgehenden Gurte, darüber ein gekrönter Adler.	
Medici [die Päpste Leo X. u. Clemens VII.]	Sechs Kugeln *(Palle)* in goldnem Felde.	
Königin Maria von Medici		Feuer im Winde. *Crescit adversis.*
Wilhelm von Montjoye		Taube. *Forte Verité.*
Olivarez		Schäfer und Schäferhund. *Fiel y segredo.*

Fundort	Bemerkungen.
	Die Legende von dem italienischen Motto entlehnt: *Nudrisco il buono e spengo il reo.*
Mauern der Burg, welche sich an das Grabmal der Caecilia Metella, das *Capo di Bove*, an der Appischen Strasse anschliesst.	Ein Stierkopf ist bekanntlich bei uns das Wappen Mecklenburgs. In Rethra, der Kultusstätte der Polaben, befand sich ein Bild des Gottes Radegast, derselbe hatte auf seinem Haupte einen Vogel, auf der Brust einen Stierkopf. Letzteren nahm Mecklenburg zum Wappen.
	Vielleicht dem Petrarca entlehnt, welcher (*Sonetti in vita di Madonna Laura* No. 138) Laura als weisse Hirschkuh und auf dem Halsband die Worte geschrieben sieht: *Nessun mi tocchi; libera farmi al mio Cesare parve.* Bezieht sich auf das antike Motto: *Caesaris sum; noli me tangere.*
	Der Mythus von der Verbrennung des Phönix passte zu dem Namen Hohenlohe (hohe Flamme). Einen Phönix hatte auch der Herzog von Longueville in seinem Wappen *(Morir por no morir).*
S. Maria in Ara-Celi, Eingänge der Kirche.	
	Clemens VII. nahm als Kardinal zur Zeit Hadrians VI. das Sinnbild einer Glaskugel mit dem Motto *Candor illaesus* an [Rafaels Tapeten im Vatikan]. Siehe Kleinpaul, *Florenz in Wort und Bild*, Seite 6. 18.

Geschlecht	Wappenbild	Devise
Pamphili [Papst Innocenz X.]	Eine Taube mit einem Ölzweige.	
Richelieu		Schiff im Sturme. *Furentibus eminet austris.*
Scala	Leiter (lat. *Scala*).	
Sforza	Die löwenköpfige Schlange, welche ein Wickelkind verschlingt.	
Grafen von Soissons		Eine gespannte Pistole. *Si tangar!*
Sultan Soliman	Vier Leuchter, von denen einer angezündet ist.	*Allah vere!* Gebe Gott!
Thurn und Taxis	Silberner Dachs im Blauen Felde.	
Vecchietti	Fünf Mäuse.	
Wasa	Reisigbündel, schwedisch *wasa*, eigentlich Garbe.	

B. Aus-

Gewerbe, Stände	Wappen. Zeichen.
Apotheker	Äskulapstab, auch Symbol der Heilkunde und Abzeichen an den Achselstücken der Militärärzte.
Ärzte	Uringlas, vergleiche Seite 103. Fünf Pillen oder Schröpfköpfe.
Bäcker (vergleiche unten Weissbäcker)	Sichel und Ähren, Embleme des Landbaus, Attribute der Demeter (auf den Innungsfahnen).

Fundort	Bemerkungen.
Gipfel des Obelisken auf Piazza Navona in Rom.	
	Die Torriani, Herren von Mailand, legten sich wegen ihres Besitzes in dem an Dachswild reichen Gebirge von Tassis bei Bergamo den Namen *derer von Taxis* bei.
	Mit Anspielung auf den Namen der Familie *Vecchietti* sagt man in Florenz von einem, bei dem sich die Spuren des Alters zeigen, er habe *messo su l'arme dei cinque topi.*
	Nach diesem Reisigbündel wurde Gustav Eriksson vom Volke *Gustav Wasa* genannt.

Hängeschilder.

Bemerkungen.
Einer schrieb über eine Apotheke: **Hic venditur** **Catharticum, Emeticum, Narcoticum** **Et omne quod exit in um** **praeter Remedium.**
Die Pillen oder Schröpfköpfe sind angeblich mit den Kugeln der Medici identisch, deren Ahnherr ein Arzt gewesen sein und Kaiser Heinrich VII. kuriert haben soll.
Auf den Bäckersiegeln alle Sorten Backwaren, namentlich *der Brezel*, über den zwei Löwen die Krone halten.

Gewerbe, Stände	Wappen. Zeichen.
Barbiere	Rasierbecken. Totenkopf mit zwei Knochen.
Bauern	Karst, d. i. eine Haue oder Hacke.
Bergleute	Schlägel oder Fäustel und Eisen (Bergeisen).
Bettfederhändler	Ausgestopfte Gans, die in Federn schreitet. Auch kleine rote, mit Federchen besteckte Kissen.
Bierbrauer	Drei Gerstenähren, von Hopfen umwunden. Maischgabel und Maischbottich.
Buchdrucker	Schwarzer, zum Fluge gerichteter, in den Krallen Tenakel mit Manuskript und Winkelhaken haltender Doppeladler in Gold. Kleinod: wachsender Greif, zwei Druckballen in den Pranken.
Drechsler	Hirschgeweih.
Eiserzeuger	Eisbär (London, *Freezing-Machine and Ice Company*).
Essenkehrer	Leiter und Besen, von welchem letzteren sie in Frankreich den Namen haben (*Ramoneur* von *Ramon*).
Farbenlager	Bunter Stern.
Fischhändler	Steinerner Karpfen mit zwei Aalen, zum Beispiel Espenhain Nachfolger, Ranstädter Steinweg, Leipzig. In Altona: Blecherner Hering.
Fleischer	Ochsenkopf. Die Bockschlächter (italienisch *Beccai*) haben den aufsteigenden Ziegenbock (*Becco*) in gelbem Feld; die Schweineschlächter, französisch *Charcutiers*, den Schweinskopf.
Friseure	Wachsbüste mit frisiertem Kopfe. Auch Konfektionsgeschäfte haben eine Büste.
Gerber	Haareisen.

Bemerkungen.

Ein Barbier in Versailles, in der Nähe des Sitzungsgebäudes der *Assemblée Constituante* schrieb auf sein Aushängeschild: *Je rase le clergé, je peigne la noblesse et j'accommode le tiers-état.*

In Frankreich zur Revolutionszeit die Wage, als Symbol der Gleichheit.

Den Buchdruckern verliehen von Kaiser Friedrich III. in Frankfurt; der Adler ist der kaiserliche. Daher führen einzelne Buchhandlungen den Adler (z. B. Duncker & Humblot), andere den Greif (z. B. Cotta und Brockhaus). Die Ähnlichkeit des Adlers mit dem österreichischen Doppeladler gab gelegentlich zu Beschwerden der wiener Hofbuchdrucker Veranlassung.

Auch Zeichen der Jagdgerechtigkeit, vergleiche Wander, *einem Hörner aufsetzen* (II, Spalte 784).

Den Eisbären führen auch die *Eiswerke leipziger Gastwirte.*

Ein gutes Wappentier wäre das Murmeltier, das in Felsenspalten auf- und absteigt und dem die Savoyarden das Schornsteinfegerhandwerk abgesehen haben sollen. Der Simplicissimus hatte es in hohlen Bäumen gelernt (II, Kapitel 31).

In Holland wird in den sogenannten *Oesterputs* oder *Austernbrunnen*, wenn es neuen Hering gibt, über den Eingang eine Krone von Epheu, darunter ein nachgemachter Hering gehängt.

Die Thonschweine in den Schaufenstern unserer Fleischer haben gewöhnlich die Form des antiken Ebers in Florenz.

Ein Friseur in Troyes in der Champagne stellte in sein Schaufenster einen Absalom, wie er im Walde mit seinen Haaren an der Eiche hängen bleibt und von Joab erstochen wird (2. Samuelis XVIII, 9 ff.); darunter las man:

Passants, contemplez la douleur
D'Absalon pendu par la nuque:
Il eût évité ce malheur
S'il eût porté perruque.

So zu sehen bei dem *k. k. ausschliesslich privilegierten bürgerlichen Weiss- und Sämischgerber, auch Pianofortefabrikantenledererzeuger Daxl* zu Wien im Hundsturm.

Gewerbe, Stände	Wappen. Zeichen.
Glaser	Fenster mit bunten Scheiben, gewöhnlich ein regelmässiges Sechseck, aus bunten Glasrauten zusammengesetzt.
Goldschmiede	Becherlein und Ketten hinter den grünen Fensterrauten der Werkstatt, denn Schaufenster gab es noch nicht (XIV. Jahrhundert).
Handschuhmacher	Grosser roter Handschuh, der in einer gelben Manschette hängt und von weitem wie eine abgeschnittene blutige Hand aussieht.
Holzschnitzer	Hölzerner Löffel.
Italiener	Weisse Austernschalen mit einem hölzernen Pomeranzen- und Zitronenkranz.
Kaffeewirte	Hebe mit einer Kanne in der Hand (Italien).
Kolonialwarenhändler	Mohr mit Anker. Türke, einen Tschibuk rauchend.
Kupferschmiede	Kessel.
Kürschner	Ausgestopfte wilde Tiere, Löwen, Tiger, Luchse, Bären, Füchse, Seehunde u. s. w. Früher Pelzwerk, namentlich Grauwerk, italienisch *Vaio*, nach welchem in Italien die Kürschner *(i Vaiai)* benannt sind, wie in Deutschland nach dem Pelzrock oder der *Kürsen*.
Müller	Hölzerne Windmühle. Wohl auch eine Metze.
Milchwirtschaft	Eine Kuh von Gips. Kühe mit Kälbern.
Möbelhändler	Tafel mit aufgemaltem Spiegel und Sopha.
Pfandleiher	In England: drei goldene Kugeln *(three golden balls)*.
Prostituierte	An einem pompejanischen *Lupanar* findet sich das *Signum* eines *Phallus*, mit der Inschrift HIC HABITAT FELICITAS. Ein *Cunnus* wäre richtiger.
Sattler	Aufgezäumter Pferdekopf.
Schlosser	Grosser Schlüssel.

Bemerkungen.

Eine blutrote Hand ist die unterscheidende Wappenzier der englischen Baronets, doch hat diese einen heraldischen Sinn. Es ist die Hand O'Neill's, der bei einer alten Expedition nach Irland der erste am Land sein wollte und sich, da ihm ein anderes Boot zuvorkam, die linke Hand abhieb und sie an die Küste warf [Brewer, **Dictionary of Phrase and Fable:** ***Red Hand of Ireland***].

Der Müller mit der Metzen,
Der Weber mit der Gretzen,
Der Schneider mit der Scher,
Wo kommen die drei Diebe her?
Pistorius ***Thesaurus Paroemiarum*** **III, 49 (Leipzig 1716).**

In Pompeji hat ein Milchhändler ein *Kind, welches eine Kuh melkt*, als Aushängeschild oder *Signum.*

Die Medici, die Rotschilds ihrer Zeit, erhoben in allen Ländern den Peterspfennig und machten Lombardgeschäfte. Daher gingen ihre Kugeln wieder auf die Pfandleiher über. Nach anderen vom heiligen Nikolaus, vergleiche Kleinpaul *Florenz in Wort und Bild,* Seite 18.

Gewerbe, Stände	Wappen. Zeichen.
Schmiede	Hammer und Zange in einem Schild (an den Häusern, wo ihre Innungsstuben waren).
Schneider	Schere und Bügeleisen.
Schuhmacher	Leisten und Leistenzieher.
Schulmeister	Das *Aushängeschild eines Schulmeisters* gemalt von Holbein A. D. 1516 (Baseler Museum). (?)
Schwertfeger	Stossdegen und Soldatenjacke (italienisch *Giaco*).
Seifensieder	Atlas, der eine seifene Weltkugel trägt.
Weissbäcker	Ein schreitender Löwe, der eine Brezel anbietet. Ursprünglich eine gekrönte Brezel, gehalten von zwei schreitenden Löwen, welche in den anderen Pranken ein Schwert halten.
Wirte (besonders Weinschenken)	Ein vor dem Hause aufgehängter Kranz oder *Reif*, der wohl das herrliche, lustige Leben drin versinnbildlichen soll. Im Laufe der Zeit ist von dem Kranze nur ein grüner Zweig, ein Busch, ein Maie oder Strauss, italienisch *Frasca*, übrig geblieben, daher ein Wirt, der verzapft, *Strausswirt* heisst. In Frankreich wird der Eingang der Schenken durch einen Tannenzweig oder Tannenzapfen bezeichnet.
Wollenweber	Weisses Schaf mit weissem Fähnchen, welches ein rotes Kreuz in blauem Felde zeigt (Florenz).
Wursthändler	Schwein von Schmalz.
Zimmerleute	Hobel und Säge oder Winkelmass.

Bemerkungen.

Das Wappen setzten sich die Schmiede angeblich nach dem Vorgange Wittich's, welcher der Sohn des Schmiedes Wieland war; ein deutscher König verlieh es ihnen wohl auch ausdrücklich, weil sie ihm tapfer beigestanden.

Ein Schneider liess sich einen Schild malen: *Zwei Löwen halten eine Schere.* Auch Greife kommen vor, die eine ungeheure Schere halten. Der Scheren wegen wird der Schneider gelegentlich mit einem *Krebs* verglichen [Grimm, *Wörterbuch* V, Spalte 2128].

Auch ein grosser hölzerner Stiefel dient als Aushängeschild. Vergleiche Shakespeare König Heinrich der Vierte. Zweiter Teil (II, 4): *und trägt seine Stiefel glatt an, wie an einem ausgehängten Bein auf einem Schilde.*

Ich fürchte Gott und lass ihn walten,
Mach neue Schuh und flick die alten (Graupen bei Teplitz).

Alexander war ein grosser Held,
Hier gibts die beste Seife von der Welt!

Help God in Genaden,
Hier wird ok Sêpe gesaden!

Das Wappen den Weissbäckern wegen ihres Löwenmutes von Kaiser Karl IV. zugeteilt (A. D. 1348). An den Innungsstuben.

Die alten Römer schmückten den Eingang ihrer *Cauponae* mit einer Epheuranke, weil der Epheu dem Bacchus heilig war. Daher Publilius Syrus in seinen *Sentenzen* sagt: *suspendere vino per se vendibili non opus est hederam,* wie es noch jetzt in Italien heisst: *il buon vino non vuol frasca,* oder in Frankreich: *à bon vin pas d'enseigne,* und selbst bei uns: *guter Wein darff keins ausgesteckten Reyffs.* In Shakespeares König Johann II, 2 sagt der Bastard, dass *auf jeder Schenke Schild der drachenspiessende Ritter St. Georg zu Pferde sitze.* In Pompeji bildet ein viereckiges Täfelchen in gebranntem Thon, *zwei Männer* darstellend, *welche eine Amphora an einer Stange tragen,* das Aushängeschild einer Weinschenke *(Signum).*

Auch wohl Krempeln, Krätzel, Wollkämme und dergleichen.

Drittes Buch.

Mit Absicht der Mitteilung und mit Gedankenaustausch.

Erstes Kapitel.

Die entwickelte Sprache. Pantomimen und Hieroglyphen des Volks.

Was ist besser, ein Feuerzeug oder ein brennendes Licht? — bisher hat man uns nur das Feuerzeug gereicht — Entwickelung des Gedankens aus dem Dinge — Wirklichkeit und Wahrheit — was geschieht eigentlich in uns, wenn wir denken? — der denkende Mensch gleicht dem Hirten im Evangelium, der das verlorene Schaf in seinen Stall zurückbringt — gleich ihm bringt er das Individuum in der Art vermöge des Urteils unter — in der Sprache wird das Individuum zum Subjekt, die Art zum Prädikat, das Urteil zum Satz — der Satz wird wiederum in vierter Reihe zur Verknüpfung eines Substantivs mit einem Verbum — alle Sprache dreht sich um den einfachen Satz — die Realisierung des Satzes in der Lautsprache und in der Sprache ohne Worte — die Darstellungsmittel der letzteren sind die Geberde und die Schrift — der Klub des Stillschweigens in London, seine seltsamen Gebräuche und Satzungen — er übersieht nur, dass sein Stillschweigen kein absolutes und dass die Geberdensprache auch eine Sprache ist — die Kunst der Pantomime — der pontische König erbittet von Nero einen Schauspieler, der ihm helfen soll, sich mit Barbaren zu verständigen — die *Chironomia* der Alten: Beispiel an einer antiken Vase — die Finger kleine alpartige Geister — was man mit ihnen alles zu Wege bringt — die Geberdensprache und der plastische Sinn der Neapolitaner — jeder Neapolitaner vom Lazzarone bis zum König spricht mit seinen Händen — die Rede des *Re Bomba* — die Finger als Geschwister, als Sekretäre — die Bilderschrift des Volkes in Wirtshäusern und Schaubuden — Theaterzettel und andere Anzeigen in Bildern — Hier wird nicht gepumpt — Schimpf und Spott greifen zur Bilderschrift — die Geige, ein volksmässiges Sinnbild für das Weib — wie sie gefallenen Mädchen angehängt und zu einem allgemeinen Ausdrucke des Spottes erhoben wurde — in Tirol wird sie an die Wand gemalt — Korrespondenz per Postkarten zwischen einem Westfalen und seinem Stammtisch in Leipzig — die Bilderschrift dient gelegentlich dazu, die Gedanken des Schreibers zu verhüllen — Gaunerzinken und Spitzbubenzinken — Zeichen der Fahrenden

Leute: der Pfeil — zum Teil sind diese Zeichen uralte deutsche Personenbezeichnungen — Pfeile, Herzen, Fackeln auf Liebesbriefen des XVI. Jahrhunderts — erotische Wandmalereien — die griechische Drei und die polnische Fünf.

Wir haben eine Sprache gefunden und wir suchen nach einer besseren, ohne noch zu wissen, ob es eine bessere wirklich gibt. *Mehr Licht! Mehr Licht!* — rufen wir mit Goethe und andern Sterbenden. Ha! Wenn wir Licht brauchten und es reichte uns einer ein Feuerzeug — sei es ein Luntenfeuerzeug, sei es eine Döbereiner'sche Zündmaschine, sei es eine Schachtel voll schwedischer Zündhölzchen — ein anderer aber reichte uns einen brennenden Wachsstock — welchem von beiden wären wir zu grösserem Dank verpflichtet? Nicht wahr, dem letzteren? — Denn die Lunte kann nicht verfangen, der Phosphor kann abgerieben sein, und am Ende haben wir noch die Mühe.

Mehr Licht! — Bisher hat man uns nur das Feuerzeug gereicht. Man hat uns die Nuss gegeben, die wir knacken, das Rätsel, das wir selbstdenkend lösen sollen. Vielleicht dass es doch gut wäre, wenn nicht bloss das Ding gezeigt würde, wie es aussieht, sondern auch die Eigenschaft, die an dem Dinge haftet und auf die es eben ankommt, besonders hervorgehoben und dem Beobachter präsentiert werden könnte wie eine reife Frucht — wenn diese Eigenschaft irgendwie symbolisch sichtbar und greifbar gemacht werden könnte. Dann hätte der Angeredete nichts mehr zu erraten, er hätte nur aufzumerken; er hätte den Gedanken nicht mehr wie ein Kind von der Mutter zu entbinden, er hätte ihn nur aufzuheben wie ein Vater das Knäblein, das vor ihm niedergelegt worden ist.

Dann entstünde eine wahre Unterhaltung und ein wahrer Gedankenaustausch fände statt — eine neue Sphäre und ein neues Reich von logischen Beziehungen und von logischen Kategorien thäte sich plötzlich auf — die Sphäre der Erkenntnis und eines höheren, gleichsam potenzierten Daseins. Denn die Natur ist einfach und ungeteilt, im denkenden Menschengeiste tritt ein Zwiefaches in ein Ver-

hältnis und erzeugt jene subjektive Übereinstimmung, die Wahrheit genannt wird — es hat sich vor unserer Seele wie ein Vorhang weggezogen und wir blicken in eine neue, fremdartige Ordnung der Existenz.

Was ist das für eine Ordnung? Welchen Ausdruck findet sie in der Sprache? Was geschieht eigentlich in uns, wenn wir denken? —

Des weisesten Mannes tiefste Gedanken und die Faseleien eines Idioten, beide kommen sie mir vor, wie die sorgenvollen Wege des Hirten im Evangelium, der hundert Schafe hat und dem eins davon abhanden gekommen ist. Er geht hin nach dem verlorenen, bis dass er es finde, und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Ich will nun annehmen, dass der Mann seine hundert Schafe in vier Herden geteilt und für die vier Herden vier verschiedene Ställe gebaut habe. Wenn er also heimkommt, so ruft er erst seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: *Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war;* dann aber trägt er das Schaf zu der Hürde, wo es hingehört. Der Schäfer weiss nicht gleich, welche Hürde das ist. Er sieht sich deshalb das Schaf daraufhin recht an — je nach der Herde haben nämlich die Schafe Zeichen auf dem Vliesse; aber weil es spät geworden ist, so kann er in der Finsternis das Zeichen nicht mehr gut unterscheiden. Endlich glaubt er ein rotes A zu sehn und er trägt das Schaf zum ersten Stalle; aber die Schafe, die darin stehn, bekennen sich nicht dazu. Jetzt hält er den Buchstaben für ein B, er trägt das Schaf zum zweiten Stalle; aber es ist auch nicht der richtige. In dem Augenblicke geht der Mond auf und bei seinem Scheine erkennt der Hirte, dass es ein D ist. Er trägt also sein Schaf zum vierten Stalle, die Schafe blöken, und nun hat die liebe Seele Ruhe.

So der nachdenkende Mensch. Sein Schaf ist das Individuum und seine Herden sind die Arten, die er kennt. Das Individuum der Art unterzuordnen, zu welcher es

gehört, das Schaf in den richtigen Stall zu bringen, ist die Hauptsorge des Verstandes. Die Unterbringung erfolgt im Urteil.

Soll nun das Urteil eine äusserliche Gestalt gewinnen, so sind offenbar zwei Ausdrücke nötig, einer für das Individuum und einer für die Art; das Nebeneinandersetzen beider wird die Form sein, in der wir die Identität beider Begriffe anerkennen. Die Grammatik verwandelt dann den Namen des Individuums in den des Subjekts und den Namen der Art in den des Prädikats. Die Verbindung des Subjekts mit dem Prädikate nennt sie Satz.

Dabei scheint es nicht unangemessen, sich das Prädikat als einen dem Subjekt inwohnenden Zustand, gewissermassen als das Wesen des Subjekts vorzustellen; mit andern Worten: aus dem Prädikat ein Verbum zu machen und im Gegensatze dazu das Subjekt ein Nomen und zwar ein Nomen Substantivum, respektive ein Pronomen zu nennen. Die Sprache wird mithin in vierter Reihe die Verknüpfung eines Substantivs mit einem Verbum.

Und damit ist sie fertig; sie hat nicht mehr, nicht weniger vonnöten; in dem Satze, welcher Subjekt und Prädikat verbindet, ist alle Beredsamkeit des Demosthenes enthalten. Zwar vermag die Sprache nicht immer mit diesen Elementen der menschlichen Rede auszukommen und alle näheren Bestimmungen in die zwei Urredeteile, das Substantivum und das Verbum, zu pressen, daher sie dann von aussen und unorganisch unzählige neue Partikelchen an das Verbum und an das Substantivum anleimt. Aber bedenken wir, dass alle jene näheren Bestimmungen einzig und allein Auskunftsmittel und sozusagen Entschuldigungen einer Sprache sind, die nicht mit einer unbeschränkten Zeugungskraft begabt ist; und dass selbst wenn ganze Sätze in Form von Bedingungen und Gründen eingeschoben werden, der ursprüngliche Satz innerlich doch nicht grösser wird, sondern ein einfaches logisches Verhältnis bleibt. In Ewigkeit dreht sich die Sprache um

Substantivum und Verbum, die Identität von Subjekt und Prädikat. Dagegen entsteht jetzt die grosse Frage. Es fragt sich: Wie wird denn nun der Satz realisiert? Wenn die Sprache niemals auf etwas anderes als auf die Verknüpfung eines Verbums mit einem Substantivum hinausläuft; wenn diese beiden Elemente wenigstens den Kern darstellen, an welchen alle übrigen Redeteile im Laufe der Zeit anschiessen; was haben denn die Menschen für Mittel, um Substantivum und Verbum darzustellen und perfekt zu machen? — Unvermerkt sehen wir uns hier von neuem vor das schwierige Problem des Ursprungs der Sprache gestellt.

Wer dasselbe aufs Tapet bringt, pflegt zunächst und ausschliesslich an die Lautsprache zu denken; er will nur Ohren für die Sprache, keine Augen. Wie mag es beim Grauen des ersten Tages gewesen sein, als ein Jäger oder ein frommer Hirte den patriarchalischen Mund aufthat und zum erstenmale ein Subjekt mit einem Prädikat verknüpfte, um seinem aufhorchenden Weibe das logische Verhältnis zweier Begriffe auseinanderzusetzen? Wie mag die Harmonie der ersten menschlichen Rede über die Erde gezittert haben, als einst Apollo auf der Leier Merkurs die ersten Saiten rührte und die Töne mit Worten begleitete? — Nun haben sich allerdings die Laute der menschlichen Stimme als der Boden erwiesen, auf welchem das Gewächs der Sprache am üppigsten gedeiht; die Lautsprache ist unter allen Sprachen die am meisten entwickelte und am meisten ausgebildete, man kann sagen, die Sprache *par excellence* und von der gegenwärtigen Phase an die unbestrittene Führerin. Gleichwohl muss anerkannt werden, dass die Darstellung des Satzes auch noch mit andern Mitteln gelungen ist und dass die Sprache ohne Worte nicht gleichsam an der Pforte des Gedankens stehen bleibt, sondern ebenfalls die logische Schwelle überschreitet und eine regelrechte Nachbildung von Subjekt und Prädikat ermöglicht. Ja, man möchte behaupten, dass die Mittel, welche die Sprache ohne Worte anwendet und mit denen sie der

Lautsprache gewissermassen Konkurrenz macht, natürlicher sind und näher liegen als die gesprochenen Worte, deren Entstehung eine komplizierte geistige Thätigkeit voraussetzt — die Übersetzung der sichtbaren Welt in Laute und Lautkomplexe bleibt immer etwas Dunkles und Unverständliches, es scheint, der Mensch müsse sich erst auf Umwegen zu einem solchen Wagnis entschlossen haben, zunächst wird jedermann darauf verfallen, das Sichtbare sichtbar, das Körperliche körperlich darzustellen. Die beiden Darstellungsmittel der Sprache ohne Worte sind: die Geberde und die Schrift.

Gegen Ende des XVII. Jahrhunderts bildete sich in London ein *Klub des Stillschweigens.* Als Grundgesetz galt, den Mund nicht aufzuthun. Der Präsident war taubstumm; wie die andern sprach er mit den Fingern, und selbst diese Beredsamkeit durfte nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten angewendet werden. Als die vereinigten Heere des Prinzen Eugen und Marlboroughs am 13. August 1704 den glänzenden Sieg bei Höchstädt errungen hatten, wagte es ein patriotisches Mitglied, die Nachricht laut zu verkündigen; alsbald wurde abgestimmt, ob der Frevler noch im *Klub des Stillschweigens* verbleiben dürfe — die meisten waren für sofortige Ausstossung. Sie sprachen ihr Verdikt nach altrömischer Sitte aus, indem sie den Daumen nach unten wandten: damit gaben einst die Zuschauer im Amphitheater den Befehl zur Erteilung des Todesstosses, wenn der verwundete Gladiator, um sein Leben bittend, einen Finger in die Höhe hob. Auch beim antiken Faustkampf war der Kampf entschieden, sobald sich einer der Kämpfer durch Emporheben der Hand für besiegt erklärte. Das Zeichen der Gewährung war von Seiten der Zuschauer das Schwenken von Tüchern.

Ich weiss nicht, wie die londoner Stillschweigenden umgekehrt über die Wahl abstimmten, wenn ein neues Mitglied in den Klub aufgenommen werden sollte — ob sie

aufstanden oder ob sie die Hand aufhoben — ob sie nickten oder nach Art der alten Römer *dem Vorschlag beitraten (pedibus iverunt in sententiam)* — ob sie Kugeln oder Bohnen nahmen. Jedenfalls weiss ich, dass sie nicht *Ja!* gerufen haben, wie die alten Deutschen und die Spartaner.

Die berühmte Koterie wird in England noch heute mit Hochachtung genannt. In dem Vestibulum des Klubhauses war die Marmorstatue eines Gottes aufgestellt, der den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund legte und mit der linken ein Horn hielt; sein Haupt schmückte die Lotosblume. Das war der wohlbekannte Harpokrates, der Sohn der Isis und des Osiris, dessen Bilder man an den Eingängen von Tempeln anzubringen pflegte — Horus das Kind, ägyptisch *Har-pi-kruti*, der (vergleiche Seite 230) als Kind an seinem Finger nutschte, in dem aber die weisen Griechen den Gott des Stillschweigens erkannten und der hier dem eintretenden Schüler des Pythagoras die goldenen Worte zuzurufen schien:

> Du verzäunest deine Güter mit Dornen; warum machst du nicht vielmehr deinem Munde Thür und Riegel? —

Ähnliche gute Sprüche bedeckten die Wände der Gesellschaftsräume, der Speisezimmer, der Lesehallen; da waren wie in La Trappe die Worte des 139. Psalms zu lesen:

> Vir linguosus non dirigetur in terra;

da stand das schöne italienische Sprichwort angeschrieben:

> Un bel tacer non fu detto mai,

ein schönes Schweigen wurde nie gesagt. In Summa, es waren schöne Schweiger, echte Jünger der Sprache ohne Worte, Vorläufer des Verfassers, der zwar selber Worte macht, aber in Worten zeigen will, dass wir der Worte nicht bedürfen, um deutsch zu reden, das heisst deutlich.

Nur eins haben sie noch nicht begriffen. Es ist zwar schön und dem Herzen der Vereinsmitglieder rühmlich, dass sie ihre heiligen Räume durch kein lautes Wort, kein pro-

fanes Gespräch entweihen wollen — dass sie nur stille Geberden, bedeutungsvolle Zeichen zum Ausdruck ihrer Gedanken wählen und *linguis favent:* aber darin täuschen sie sich, dass sie glauben, das sei keine Sprache, und sich mimisch unterhalten heisse schweigen. Die Geberdensprache ist eine vollendete Sprache, nur dass die Luft nicht erschüttert wird; und ein absolutes Schweigen tritt erst dann ein, wenn der Austausch der Gedanken völlig stockt. Das hönnten sich auch die Trappisten und alle, die Profession vom Schweigen machen, aber nur in Worten schweigen, gesagt sein lassen. Wer hätte sich im berliner Opernhause noch nicht an einem grossen Ballett ergötzt, an *Satanella* oder an *Ellinor* und an jenen pantomimischen Tänzen, die Cervantes *redende Tänze* nennt? — Die Kunst der Pantomime war bei den alten Römern zu einem Grad der Vollkommenheit gebracht worden, dass ihnen diese *stumme Sprache* oder diese *stumme Musik*, wie sie dieselbe nannten, deutlicher erschien als die Deklamation selbst. Cassiodor spricht von den *beredten Händen*, den *sprechenden Fingern*, dem *pathetischen Schweigen* der Künstler, die gleich ihren Geberden den Namen *Pantomimen* führten. Ein Gesandter des Pontischen Königs (der Pontus war seit Mithridates durch sein Völker- und Sprachengemisch bekannt) wohnte in Rom der Aufführung eines *Pantomimus* bei. Er war von der Geschicklichkeit des Schauspielers so entzückt, dass er den Kaiser Nero inständig bat, ihm den Mann gnädigst zu überlassen. *Eure Majestät halte mir meine Bitte zu gute*, sagte der Gesandte; *wir haben Barbaren zu Nachbarn, deren Sprache niemand versteht und die die unsere niemals erlernen werden: dieser Mann, der durch Geberden zu sprechen weiss, wäre am ersten imstande, ihnen unsern Willen beizubringen.* Es scheint, dass oft ein einziger Schauspieler das ganze Stück aufführte, denn ein anderer Fremder, welcher gleichfalls in Rom ein solches Ballett sah, drückte eben einem Pantomimen sein Erstaunen darüber aus, dass er es allein gegeben habe — *Du hast in Einem Körper mehr als Eine Seele*, meinte er zu ihm. Und dabei konnten die

römischen Pantomimen nicht einmal das Gesicht zu Hilfe nehmen, denn sie waren wie alle Schauspieler maskiert.

Sollte man es glauben, dass es der Schauspieler Roscius im Ausdruck der Gedanken mit dem Cicero aufnahm? — In seinen jungen Jahren erhielt Cicero von Roscius Unterricht; und später pflegten beide oft miteinander zu versuchen, wer einen Gedanken am besten und wirkungsvollsten auszudrücken imstande sei, der Redner mit seiner Beredsamkeit oder der Schauspieler mit seinen Gesten. Cicero wechselte seine Redensarten, Roscius seine Geberden, ohne dass ein Ausdruck weniger passend, weniger kräftig gewesen wäre. Macrobius, der diese Anekdote erzählt, fügt hinzu, Roscius habe durch solche Übungen eine so hohe Meinung von seiner Kunst bekommen, dass er ein Werk geschrieben habe, in welchem er Beredsamkeit und dramatische Kunst verglich.

Die Schauspielkunst jener Tage muss wohl gross und in vieler Beziehung grösser gewesen sein als jetzt; ja, ich stehe nicht an zu behaupten, dass die Pantomimen des alten Italiens, von denen uns in den pompejanischen Gemälden zahlreiche Gruppen in den mannigfaltigsten Posen, den anmutigsten Attitüden erhalten sind, unsere Balletttänzer nicht nur an Kraft und Formenschönheit, sondern auch an Gewandtheit und an eigentlicher Kunstfertigkeit übertrafen. Die ersten Männer des Reichs verfolgten ihre Darstellungen, man kann sagen, mit Leidenschaft. Das römische Volk aber liebte sie dermassen, dass man unter Kaiser Konstantius alle Philosophen aus Rom fortjagte, weil angeblich Hungersnot vor der Thür stand, aber man behielt sechstausend Pantomimen, nämlich dreitausend Schauspieler und dreitausend Schauspielerinnen.

Und jedermann bekam etwas ab von dieser Pantomimik; oder vielmehr umgekehrt: die Kunst wurzelte in dem Boden des Volksgemüts, das von jeher zur Mimik und zur plastischen Ausdrucksweise neigte. Die Alten nannten die Kunst, zu gestikulieren und mit Händen und Füssen zu sprechen,

Chironomia, dasselbe wie Pantomimik; sie wurde von Griechen und Römern stark geübt, im Theater, auf der Rednertribüne und im gemeinen Leben auf der Strasse. Sie war ihnen notwenig, weil sie die Gewohnheit hatten, zu Volksversammlungen unter freiem Himmel zu reden — die Mehrzahl hätte den Redner ohne Beihilfe gewisser konventioneller Zeichen kaum verstehen können. Diese Zeichen bestanden in eigentümlichen Haltungen der Hände und der Finger, deren Sinn allgemein anerkannt und allen Klassen geläufig war; von der Rhetorik wurden sie in ein vollständiges System gebracht. Noch heute findet man im neapolitanischen Volke Spuren dieses Systems: lange Unterhaltungen werden da geführt, ohne dass man ein Wort hörte. Die heutigen Neapolitaner sprechen mit Geberden wie die Alten, ja teilweise noch mit denselben Geberden wie die Alten, und ein gewöhnlicher Lazzarone, den wir mit ins Museum nehmen, wird uns häufig, wenn es sich um populäre *Chironomen* oder Pantomimen handelt, die beste Aufklärung geben können. Wir erblicken auf einer Vase zwei Frauen und einen Satyr: die beiden Frauen zanken sich. Die links beugt sich vor und streckt anklagend ihren Zeigefinger aus; die rechts macht eine Bewegung rückwärts, unterbricht sich im Schlagen des Tamburins und hebt die Arme in die Höhe: sie ist überrascht, wenigstens stellt sie sich so, als ob sie's wäre. Bis hierher dürfte es wohl ein jeder erraten haben. Aber die Veranlassung des Streites? Man kann sie gleichfalls an den Fingern der Frauen ablesen. Es handelt sich um die Liebe, und die Eifersucht ist im Spiele. Wenn ein heutiger Neapolitaner den Begriff *Amore* veranschaulichen will, so verbindet er die Spitzen des Zeigefingers und des Daumens der linken Hand: eben das thut die erste Figur, und die zweite drückt nicht nur die einfache Überraschung durch ihre Haltung aus, sie leugnet auch und ist über die Zumutung entrüstet, und zwar indem sie die geöffnete rechte Hand in Schulterhöhe hebt: denn das ist die Art und Weise, wie der Neapolitaner

etwas ableugnet, besonders wenn ihm die Beschuldigung missfällt. So sind diese paar Gesten einem langen Gespräche gleich. Der Gegenstand des Streites ist ohne Zweifel der sitzende Satyr, der anscheinend mit grossem Eifer zwischen den beiden erzürnten Damen seine Flöte bläst, aber der Nymphe mit dem Tamburin einige unvorsichtige Avancen machte. Seine alte Leidenschaft, die hinter ihm steht, hat ihn ertappt. Auf diese Weise wird das kleine Bild ein niedliches Pendant zu dem ersten Relief an der Molin'schen Bronzegruppe zweier Messerkämpfer in Stockholm.

Die Finger sind gleichsam kleine alpartige Geister: in dem sächsischen Siebenbürgen wird ein Märchen erzählt, wie die vier Finger zusammenausgehen ohne den älteren Bruder, den Daumen, und gegen seinen Willen. Als sie in Gefahr geraten, ruft der Kleine den Daumen herbei, der ihnen mit einer Keule zu Hilfe kommt. Ähnlich heisst es in der Bretagne, wer nicht faul sei, habe zu aller Zeit zehn Zwerge im Dienst, die für ihn arbeiten, nämlich die zehn Finger; und so antwortete der Papst Clemens XIV. auf die Frage einer Prinzessin, ob er nichts von der Indiskretion seiner Sekretäre fürchte: *Nein, gnädige Frau, ich fürchte nichts, trotzdem ich ihrer drei habe* — er zeigte die drei Finger, mit denen er schrieb. Bei uns selbst sagen die Kinder:

> Das ist der Daum,
> der schüttelt die Pflaum u. s. w.

Aber ebenso gut könnte man behaupten, wer stumm sei, habe jederzeit zehn kluge Zwerge im Dienst, die für ihn sprechen und Subjekt und Prädikat blitzschnell und beredt nachmachen: die Finger sind wahre Poeten, namentlich in Neapel.

Will der Neapolitaner andeuten, dass sich zwei Personen nahe stehen, z. B. Bruder und Schwester und, wie es auf italienisch heisst, *come le dita della mano,* wie zwei Finger an einer Hand sind, so legt er die beiden Zeigefinger aneinander; er betrachtet seine Hände als Geschwister,

genau so wie Signora Francesca in den Bädern von Lucca ihre beiden Füsschen wie hölzerne Puppen agieren, von einander Abschied nehmen, sich mit den Spitzen küssen und die zärtlichsten Dinge sagen lässt. Auch der Franzose hat das Sprichwort: *Deux bons amis sont comme les deux doigts de la main.*

Man kann dreist sagen, dass die Neapolitaner ebenso viel mit Geberden, als mit Worten sprechen; und dass sie sich der ersteren auch dann noch bedienen, wenn Worte recht gut verstanden werden würden, bloss weil sie ihrem Temperamente mehr entsprechen. Fainello sieht seinen Freund Carta-carta vorübergehen; er will sagen, er soll warten: er sagt das nicht, er erhebt nur seinen Arm. Man will die neueste Canzona kaufen, ist sie noch vorrätig? Der Buchhändler wirft (ἀνανεύων) den Kopf zurück und macht den Mund nicht auf. Man will den Herzog Maddaloni besuchen und fragt, ob er zu Hause sei. Der Diener beginnt sich mit den Fingern Hals und Kinnlade bedauerlich zu kratzen; versteht man die Grimasse nicht und fragt noch einmal, so kratzt der Unselige nur noch mehr; fragt man immer wieder, so kratzt er weiter, gerade als ob er stumm geboren wäre. Ebenderselbe wird, um *gar nichts, niente affatto* auszudrücken, eine im ganzen Orient gebräuchliche Geste wiederholen, nämlich den Nagel des rechten Daumens an die Oberzähne ansetzen und ihn durch eine rasche Bewegung vorschnellen; nicht minder beliebt ist eine abweisende Bewegung des Zeigefingers, synonym mit der vorigen, aber mehr unserem *is nich* entsprechend, wir erwähnten sie bereits auf Seite 263.

Ja nicht bloss der gemeine Mann ist in Neapel Meister der Pantomime, nein auch der Vornehme und selbst Seine Majestät. Der Exkönig beider Sizilien, Franz II., der sogenannte *Re Bomba,* legte dereinst bei einem Volksaufstand eine glänzende Probe davon ab. Er stand auf seines Schlosses Zinnen und wollte sich der Menge verständlich machen. Zuerst machte er mit beiden Händen eine Geste,

wie wenn man etwas niederschlagen oder beschwichtigen will; das hiess: *Seid ruhig.* Hierauf deutete er auf seine eigene Person und spitzte den Mund; das bedeutete: *Hört auf mich.* Als er so ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, schlug er die Hände seitwärts auseinander, wie wenn man etwas zerstreuen will, das war soviel als: *Geht auseinander.* Nun handelte es sich darum, ihnen das verhängnisvolle *Sonst* zu versinnlichen; er that's, indem er die Achseln einzog und die Hände flach in die Höhe hielt, wie man etwa thut, wenn man etwas Furchtbares erblickt und erschreckt davor zurückweicht. *Sonst,* wollte er sagen, *werde ich euch durch den Polizeidirektor Ajossa, der schon an die 5000 eingesperrt hat, ebenfalls hinter Schloss und Riegel bringen lassen.* Wie führte er das aus? Er hielt die gespreizten Hände kreuzförmig vors Gesicht, wodurch ein Gitter abgebildet wurde.

Mit der affenartigen Beweglichkeit der Neapolitaner können wir nun allerdings nicht wetteifern; indessen stumm sind unsere Hände darum nicht. Auch wir drohen mit dem Finger, indem wir den Zeigefinger wie einen Stock in die Höhe halten — auch wir deuten, zeigen, weisen, winken mit dem Finger, mit dem eben danach genannten *Zeigefinger,* den wir aufheben und nach uns zu bewegen, wenn jemand zu uns kommen soll, während der Italiener zu demselben Zwecke die Hand in der Richtung nach dem Gerufenen zu bewegt und das thut, was wir *abwinken* oder die Berliner *Schippenwinken* nennen — auch wir zählen uns die Gründe an unsern fünf Fingern ab, genau so wie die Italiener die Finger ausstrecken, um zu rechnen.

Es ist eine bemerkenswerte Thatsache, dass wir uns in der Fremde oder bei der Betrachtung entfernter Zeiten gern über Dinge verwundern, die allgemein menschlich und bei uns und in der Gegenwart genau so zu finden sind, wir haben sie nur in der Heimat nicht beachtet. Das ist der Fall mit vielen plastischen Geberden, die uns erst in Italien und an den Vasen des Altertums auffallen; das ist nicht minder der Fall mit den rohen Zeichnungen, den

primitiven Malereien, die uns auf der hohen Schule als die Anfänge der Schrift gedeutet werden und deren unsere eigene, nächste Umgebung voll ist.

Wenn der Amanuensis erfährt, dass die chinesische Schrift ursprünglich eine einfache Bilderschrift gewesen sei; wenn ihm gesagt wird, dass die Hieroglyphen der alten Ägypter mehr oder weniger treue Abbildungen von Gegenständen allerart darstellen, die auf den Denkmälern eingeschnitten oder im Relief aus der Fläche herausgearbeitet oder in Farben ausgeführt wurden: so glaubt er etwas Besonderes zu lernen, und eine solche Gelehrsamkeit macht ihn stolz. Aber, o mein Lieber, begleite mich doch ein wenig in die Stadt, so will ich Dir tausend Hieroglyphen zeigen, die den ägyptischen nichts nachgeben und die der gemeine Mann liest, ohne sich etwas einzubilden. Am besten, wir gehen gleich in ein gutes Restaurant, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Wollen wir hier hineingehen? Da gibt's einen *kräftigen Mittagstisch* und gleich am Eingang Wasser auf unsere Mühle. Denn *willst du wissen, wie sich's lebt in diesem Speisehaus?* — Sieh nur, sieh nur! Da hängt links das Bild eines mageren Mannes, der zur Thür hineingeht. *So gehst du 'rein.* Und rechts hängt das Bild eines wohlgenährten dicken Mannes, der das Lokal verlässt. *So kommst du 'raus.* Doch so dick wollen wir nicht werden, da müssten wir am Ende gar Marienbad gebrauchen. Gehen wir zu *Kitzing & Helbig,* das ist ein vornehmes Restaurant. Das sieht man schon daraus, dass das Mitbringen von Hunden nicht gestattet ist. Woher wissen wir das? Ah, aus einer hieroglyphischen Darstellung, die abermals gleich beim Eingang angebracht ist. *Das Mitbringen von* und *ist nicht gestattet* ist mit Buchstaben geschrieben, aber die *Hunde, welche Tische und Stühle umwerfen, die Gäste beunruhigen und einen greulichen Skandal verführen* sind gemalt. Oder gehen wir nach *Stadt Dresden,* da können wir einen Schafkopf spielen. *Wie wär's mit einem gemütlichen Schafkopf?* — lesen wir an der Wand; aber das Wort *Schaf-*

kopf ist nicht geschrieben, sondern durch einen wirklichen *Schafkopf* ausgedrückt; darunter *sitzen Herren mit Schafköpfen, welche spielen.* Oder endlich gehen wir in das Restaurant auf dem Bayrischen Bahnhof. Du denkst, dort hat man keine Zeit zu derlei Kalligraphie? Sieh Dich nur im ersten Zimmer um, mein Sohn: ein grosses Messer von Pappe ist aufgehängt und da, wo Heft und Klinge zusammenstossen, eine Klingel angebracht; ein Fuchsschwanz dient als Klingelzug. Und daran wird gezogen, wenn einer *mit dem grossen Messer aufschneidet.*

Wir mögen hingehen, wohin wir wollen, überall begegnen uns Spuren der chinesischen Bilderschrift; wo es sich nur fügen will, wird die Buchstabenschrift unterbrochen und gemalt, als ob wir nicht lesen könnten: vor der Menagerie werden die wilden Tiere, vor dem Puppentheater die Szenen aus *Doktor Johannes Faust*, an den Läden die vorhandenen Waren abgebildet: noch heute ist in dem bekannten Delikatessengeschäft von *Schwennicke's Witwe* in dem Salzgässchen die ganze Wand über dem Eingange mit Malereien geschmückt, die namhaftesten Delikatessen darstellend, die in dem Gewölbe zu haben sind. Es gibt ja Länder und Städte, die von Illitteraten voll sind — in Neapel mag es gut sein, am Eingange des Theaters das Süjet markig zu vergegenwärtigen, statt einen Zettel zu schreiben, den der Lazzarone nicht versteht, in Tirol mag man auf das Kreuzlein, welches das Grab eines Verunglückten bezeichnet, die zerbrochene Deichsel bilden, in Mariazell neben das Votivgeschenk Gefahr und Krankheit malen. Aber selbst an Mittelpunkten der Zivilisation, wie Leipzig und Berlin, scheint das Volk immer wieder in die uranfänglichen Hieroglyphen und in die primitiven Bilder zurückzufallen, von denen wenigstens unsere gegenwärtige Schrift ausgegangen ist. In den römischen Osterien wird wohl ein Hahn oder ein Luftballon gemalt und darunter geschrieben, Kredit solle gegeben werden, wenn der Hahn krähe oder der Luftballon steige:

Quando questo gallo canterà,
credenza si farà;

in England auf dem Lande liest man wohl über den Schenktischen die Trauerbotschaft, dass der arme Kredit tot sei:

Poor Credit is dead;

in deutschen Dorfschenken entsinne ich mich, die bündige Notiz

Hier wird nicht gepumpt,

aber statt des letzten Wortes *gepumpt* ein Bild gesehen zu haben, welches einen wasserpumpenden Mann darstellte. In Trietschlers Restaurant in Leipzig ist der Weg zum Pissoir durch *suchende Herrn* bezeichnet; in der Retirade auf dem Riesaer Bahnhof sieht man einen *Schlüssel* abgebildet und darunter die Worte geschrieben: *beim Portier;* auf die Teller, auf denen die brennende Zigarre abzulegen ist, wird eine *Zigarre* gemalt; und die Herren schenken sich wohl kleine Katzen, Schweine und Hunde als Berlocken, um *Katzenjammer* und *Schweinehund* anzudeuten.

Schimpf und Spott greifen zur Bilderschrift so gern wie zur Bildersprache. Die Geige ist ein altes volksmässiges Sinnbild für das Weib, der Fiedelbogen für das männliche Glied und *auf der Geige spielen* soviel wie: *sich begatten.* Belege sind in Grimms *Wörterbuch* (Vierten Bandes erste Abteilung, zweite Hälfte, Spalte 2573 ff.) reichlich beigebracht. Daher wurde gefallenen Mädchen von Amtswegen eine alte Geige angehängt und bösen Weibern, die am Pranger standen, eine Fiedel als Ehrenstrafe überhaupt um Hals und Hände gelegt. So kam es, dass die Geige schlechthin zum Ausdruck des Spottes wurde und dass *einem die Geige anhängen* so viel bedeutete, als *ihn zum Gelächter machen.* Man sagt auch, dass die Geige diesen ihren ehrenrührigen Sinn zugleich durch die Spielleute, die Narren und Hanswurste gewesen wären, erhalten habe. Nun, in Tirol wird die Geige noch heute nicht nur in natura angehängt, sondern mit dem Pinsel an die Wand gemalt. Dem Bua, der abschlüpft, das

heisst einen Korb bekommt, zeichnet man die *Geige* an die Thür; wer wenig von der Gemeindealm heimbringt, dem hängt das Haus voller *Geigen.* Wie merkwürdig ist diese Entwickelung und unbewusste Erhaltung des obscönen Bildes! —

Aber um recht zu beweisen, wie lustige Brüder allerorten dazu neigen, einander bildlich aufzuziehen und sich nicht bloss in Worten und Thaten, sondern auch gleichsam in Rebussen zu hänseln, will ich hier ohne Kommentar eine kurze Korrespondenz mitteilen, die unlängst per Postkarte zwischen einem Westfalen, Herrn Arminius Stieve, welcher nach Münster gereist war, und seinem Stammtisch in Leipzig, genannt *Seehandlung,* geführt ward.

Postkarte No. 1. Von Leipzig. In der linken Ecke oben eine Sonne, in der rechten Ecke unten ein schwarzer Fleck, in der Mitte ein Fragezeichen. Das sollte heissen: *Wie gehts im finstern Winkel? Wir Sachsen sein helle.*

Postkarte No. 2. Von Münster. Links oben der finstere Winkel, in der Mitte ein Galgen, an welchem die Leipziger hängen. Sollte heissen: *Im finstern Winkel wird man sich freun, wenn ihr Ketzer gehängt werdet.*

Postkarte No. 3. Von Leipzig. Die Ketzer sind im Himmel und spielen im Kostüm von Engeln Quodlibet, während sie die Wirtin der *Seehandlung* als Hebe reichlich mit Bier versorgt. Einer fährt erst auf: *seine Seele schwinget sich.* Rechts unten brät Arminius Stieve in der Hölle, wo ihn Teufel festhalten, und breitet sehnsüchtig die Arme nach ihnen aus: *nur einen Tropfen!*

Postkarte No. 4. Von Münster. Petrus gibt der mogelnden Bande einen Fusstritt und schmeisst sie zum Himmel hinaus; Teufel lauern auf die fetten Bissen, die ihnen zufallen.

Derselbe Arminius Stieve schickte einem andern Zechbruder, der angeblich flott gelebt und eine grosse Reise gemacht, in Wahrheit aber krank zu Hause gelegen hatte,

eine Postkarte mit *Dichtung und Wahrheit.* Unter der *Dichtung* lag der Zechbruder in einem Hotel auf dem Sopha und liess sichs wohl sein. Unter der *Wahrheit* lag er jämmerlich im Bett und wand sich unter rheumatischen Schmerzen. Notabene, weder Herr Arminius Stieve war ein Maler, noch sonst einer von dem berühmten Stammtisch der *Seehandlung.*

Auch in anderer Beziehung werden wir durch diese Schnaken an die *Bildersprache des Volkes* erinnert. Nämlich auch insofern, als die Bilderschrift des Volkes gelegentlich dazu dient, die Gedanken des Schreibers vor dem Auge des Uneingeweihten zu verhüllen. Die Gauner und die Spitzbuben haben von jeher ihre eigentümlichen Zeichen oder, wie es genannt wird, *Zinken* gehabt, die sie an auffallenden Orten, Wirtshäusern, Schlagbäumen, Thoren einkratzten und einschnitten: die Zeichen der *Fahrenden Leute* im Mittelalter sind zum Teil daraus hervorgegangen. Darunter das charakteristische Zeichen der Fahrenden, der Pfeil: die Richtung seiner Spitze zeigte den Weg, den der Zeichner genommen; kleine Striche senkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber, gaben wahrscheinlich die Personenzahl an. Andere Zinken waren uralte deutsche Personenbezeichnungen, wie sie als *Hausmarken* noch jetzt auf den Giebeln alter Gebäude zu finden sind.

Als Herr Jacob Heller in Nürnberg von Lindenast, Krafft und Vischer drei Zeichnungen geschenkt bekam, bat er die freundlichen Geber, ihm das Andenken noch durch die Unterschrift ihrer Namen zu erhöhen. Da sagten sie: *Wir sind Werkmeister, aber keine Schreibmeister. Das Schreiben verstehen wir nicht.* Sie unterzeichneten sich auf ihre Weise. Der eine zeichnete darunter ein paar *Fischlein,* der andere einen *Blütenast, den Bienen umschwärmten* und der dritte einen *Atlas, der die Weltkugel trug.*

Genau so schnitt Hans Scheuffelin auf seinen Blättern neben HS eine kleine *Schaufel.*

Danach lässt sich von vornherein vermuten, dass die

Bilderschrift auch in der Sprache der Liebe eine grosse Rolle spielen werde — der verschämten Liebe, welche das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen wagt, ja das zehntemal wirklich gar nicht recht weiss, was sie eigentlich will. Auf Liebesbriefen zwei von einem Pfeil durchbohrte Herzen, entzündete Fackeln, Tauben mit süsser Botschaft im Schnabel als Vignette anzubringen, ist ja jungen Leuten der mittleren Stände Deutschlands und Italiens bis heute ein Bedürfnis; früher bedienten sie sich solcher Hieroglyphen selbst im Texte. Man beliebe sich einmal die Briefe anzusehen, welche Fräulein Ursula Freher, die schöne Tochter des Stadtsyndikus von Nürnberg und Schwester des verdienten Historikers Marquard Freher, A. D. 1598 von Nürnberg aus an ihren Bräutigam, den reichen Patrizier Johann Adolf von Glauburg in Frankfurt schrieb und welche Gustav Freytag (nach dem *Frankfurtischen Archiv* von J. C. von Fichard 1811—15) in seinen *Bildern aus dem Jahrhundert der Reformation*, Seite 238 ff. abgedruckt hat, so wird man bemerken, dass sich die Braut gewöhnlich unterzeichnet:

Eure getreue im ♡ so lange ich lebe,
Ursula Freherin

oder auch:

Eure liebe getreue, so lange ich lebe im ♡ ♡
schwarze Ursula Freherin

Der naive Pöbel, dem es nicht im Herzen, sondern in ganz andern Teilen sitzt, verfehlt nicht *(diesen Kuss der ganzen Welt!)* alle freien Wände, namentlich an gewissen Orten, mit Kohlen- und Kreidezeichnungen besagter Teile zu bedecken — der Philosoph, der einen Blick auf diese erotischen Kritzeleien und *Graffiti* wirft, weil er *nihil humani a se alienum putat*, muss sich sagen, dass der Kultus des Phallus und des Lingam noch keineswegs erloschen ist, sondern in allen Ländern und zu allen Zeiten durchbricht. Man weiss nicht, ob es die Scheu oder die Eile ist, welche diese rohen Hieroglyphen wie andere Buchstaben allmäh-

lich in ganz konventionelle, an sich unverständliche Zeichen entarten lässt. Eins der gemeinsten, ein Rhombus mit einem Punkt in der Mitte, wird, wenn ich nicht irre, die *polnische Fünf* genannt; die alten Griechen betrachteten umgekehrt das Dreieck oder das Delta als ein Symbol des weiblichen Gliedes, daher noch die heutigen Neugriechen die Zahl Drei nicht aussprechen, ohne *μὲ συμπάθειο, um Vergebung,* hinzuzusetzen. In der indischen Religion ist ein stehendes Dreieck ein Symbol des Gottes Siva und damit des aufgerichteten männlichen Gliedes, unter dessen Gestalt Siva angebetet wurde. Auch der Vogel, welcher mit ausgebreiteten Flügeln gleichsam ein Dreieck bildet, ist vom Volke zum Symbol des männlichen Gliedes genommen worden, eine Thatsache, welche auf gewisse dunkle Hieroglyphen ein überraschendes Licht wirft. Die Bilderschrift des Volkes, so frivol und doch so ehrwürdig, so leichtfertig und doch mit den tiefsten Problemen der Wissenschaft eng verbunden, eine der ältesten Erscheinungen der bewussten Sprache ohne Worte und die Mutter der Schrift selbst, wird uns als solche in den folgenden Kapiteln noch weiter beschäftigen, zunächst müssen wir uns erkundigen, was aus ihrer älteren Schwester, der Pantomimik, geworden ist.

Zweites Kapitel.

Die vernünftige Geberdensprache.

Wilde — Taubstumme — Mönche.

Der Mensch ein Baldanders und ein Proteus — Kunststücke des Arabers Abdallah an Bord eines Nilschiffes — an Proteussen fehlt es nicht — wir haben alle etwas von einem Proteus und ahmen gleich ihm sichtbare Gegenstände mit unserm ganzen Körper nach — anderemale bilden wir die Gegenstände nur plastisch mit Händen und Füssen ab — noch anderemale begnügen wir uns damit, sie in der Luft zu zeichnen oder nur darauf hinzuweisen — Gespräch zwischen der *Bella Maddalena* und einem Dienstmädchen im fünften Stocke — Disputation eines Pfarrers und eines Schuhmachers in der Fastenzeit auf der Kanzel — während wir nur unter besonderen Umständen und aus Not zur Geberdensprache greifen, ist sie bei gewissen Menschenklassen, die entweder immer in der Not sind oder sich die Not grundsätzlich selber machen, das stehende und regelmässige Mittel der Verständigung — dergleichen Menschenklassen sind: einzelne wilde Völker, die Taubstummen und die Cisterzienser Mönche — natürliche Übereinstimmung dieser drei Klassen in ihren Geberden — merkwürdiges Gespräch zwischen einem Dominus Reverendus von Clairvaux, einem Indianer vom Lorenzbusen und einem Zögling des berliner Taubstummeninstituts — wie sie *Feuer* und *Wasser*, *Regen* und *Hagel*, *Gott* und *Seele*, *sehen* und *geheimhalten* zum Ausdruck bringen — Idiotismen der einzelnen Klassen — das Zeichen für die *Stadt Charlottenburg* in dem berliner Taubstummeninstitut — wie die Trappisten *leben* und *sterben* — wie die Indianer den *Hund*, die Taubstummen das *Brot*, die *Milch* und das *Kind* in der Geberdensprache nennen — das *Brot* in der Lautsprache das *Gebraute* oder das *Gebrochene*, in der Geberdensprache das *Geschnittene* — Abbildungen gleicher Gegenstände müssen sich ähnlich sehen — wie der liebe Gott nach Eckermann Goethe die Schöpfung hätte überlassen können, so kann auch der Lehrer der Geberdensprache seine Schüler nur machen lassen.

In unserer Zeit, wo man nach der Insel Sylt reist, nicht bloss um zu baden, sondern auch um dem Seehundssport obzuliegen; wo so mancher Kollege vom grünen

Rocke während der Ebbe in Seehundsfellen auf der nassen Sandbank liegt und einem edleren Wild auflauert — erinnert man sich wohl an den weissagenden Meergreis, welcher die Robben der Amphitrite weidet und von dem uns Homer erzählt. An den allwissenden Proteus, der alle Mittage der Flut entsteigt, auf die Insel Pharos bei Ägypten schleicht und hier mitten unter seinen Seehunden, wie ein Hirt unter seiner Herde, sein Mittagsschläfchen hält. Von ihm kann Menelaus alles, was sich auf seine Rückkehr bezieht, erfahren, er muss ihn aber zwingen, denn der Greis weissagt nicht freiwillig, und wenn man ihn festhält, so sucht er durch Annahme der verschiedensten Gestalten zu entkommen. Wie sagen wir doch? Er ist *ein wahrer Proteus.*

Hans Sachs hat für ihn den Namen *Baldanderst* (sic) erfunden, der an den *Ἀλλοπρόσαλλος* des Homer gemahnt; und daher der *Baldanders,* der *zu Simplicissimo kommt und ihn mit Mobilien und Immobilien reden und selbige verstehen lernet,* als wobei er sich bald in eine Eiche, bald in eine Sau, bald in ein Kleefeld, bald in einen Teppich, bald in einen Vogel verwandelt (Continuatio, neuntes Kapitel). Sollte ich meinen Proteus nennen, so wäre es nicht ein *Baldanders,* sondern ein *Baldalles,* ich meine den Araber *Abdallah,* eine Figur von der Dahabîye, die mich einst den Nil hinauf und hinunter geleitet hat. Dieser prächtige, ägyptische Matrose, der mit seiner enganliegenden Filzkappe auf dem spitzen Kopfe wie der Gott Phtha von Memphis aussah, konnte alles und machte alles — er verwandelte sich wie Proteus in jegliche Kreatur,

> was nur hinieden
> kreucht und fleucht und fleusst und in Feuerflammen von Gott brennt
> (Odyssee IV, 418) —

er that das sogar ungezwungen, denn er wollte uns unterhalten, und er weissagte freiwillig. Er weissagte zum Beispiel, dass wir der Mannschaft an der nächsten Station einen Hammel opfern würden — einen Hammel so so, denn

im Augenblicke war er auch schon ein Hammel, das blökte wie ein Hammel, das stiess wie ein Hammel, das blutete wie ein Hammel, der mit dem Blick gegen die Sonne geschlachtet wird. Er weissagte von einem Krokodil, das bei Gebel Selsele gesehen worden sei und das er uns wolle erlegen helfen — sofort kroch er als Leviathan auf dem Verdeck umher, legte die Vorderfüsse mit den Gelenken aufeinander und schnappte zu. Er weissagte von einem Skorpion, der unter dem ersten besten Stein in der Wüste verborgen sei, und seine Finger krümmten sich wie Scheren, der linke Fuss erhob sich und holte zum Schlage aus, aber augenblicklich fasste er den Fuss, klemmte ihn zwischen zwei Hölzer und klopfte ihm mit einem Steine den Stachel ab. Wie sich Abdallah, als es hiess, dem thue eine Kugel nichts, der denke höher hinaus, blitzschnell an den Hals griff und die Pantomime des Hängens machte — wie er sich auf die Erde duckte und die Hand über den Boden hielt, um den Zwerg des Vizekönigs zu beschreiben — wie er, um anzudeuten, dass dem Steuermann die Hand verwundet sei, das Gelenk seiner linken Hand mit der rechten packte und schüttelte — war er ganz unvergleichlich, ein wahrer Affe oder besser, bei der landesüblichen Ausdrucksweise zu verbleiben, *ein wahrer Proteus.*

An *Proteussen* fehlt es nicht. Wie es Menschen gibt, die jeden Naturlaut, jedes unartikulierte Geräusch nachzuahmen imstande sind, die es machen können, wie es blitzt und donnert, wie der Hund bellt, wie der Wagen rollt, wie der Hobel stösst, wie die Säge zischt: so gibt es auch Menschen, die Lust und Talent haben, wie Gummi in alle sichtbaren Formen und Modelle der Natur zu fahren und zu passen; und sich gleichsam selber fortwährend neuzubilden. Unser Organismus ist ein plastischer Thon, der, tausendfach modelliert und tausendfach zerstört, so geschmeidig ist wie zuvor; unendlich bequemer als sonst ein Material, in dem der Bildhauer seine aufsteigende Idee verkörpert. Diese Plastizität des Menschenleibes wird bekannt-

lich von jedem Schauspieler verwertet: ein Garrick macht sich die Mienen und den Habitus eines Lords mit einer Meisterschaft zu eigen, dass er sich für denselben malen lassen kann; in Wagners *Siegfried* kommen die Sänger als Götter, Zwerge, Bären und Drachen auf die Bühne; und die Herren Squenz der Zimmermann, Schlucker der Schneider, Schnock der Schreiner, Zettel der Weber, Schnauz der Kesselflicker und wie die ehrsamen Athener alle heissen, werden nicht nur *Pyramus* und *Thisbe* trefflich spielen, wie denn Frauenrollen schon im Altertum von Männern gegeben wurden; sie werden es auch fertig bekommen, einen *reissenden Löwen*, einen *Mondschein* und eine *gespaltene Wand* aus sich zu machen.

Wir haben wohl alle etwas von einem *Proteus* — in jedem Menschen ist mehr als ein Mensch und eine ganze Welt enthalten. Schon die Kinder erinnern uns daran, wenn sie *Pferd und Wagen* spielen — König Heinrich IV. von Frankreich, der seine Kinder auf sich reiten lässt, ihnen zuliebe auf allen Vieren im Zimmer galoppiert und in dieser Stellung von seinem Minister Sully getroffen wird — er ist nicht nur ein *Vater*, er hat dabei speziell etwas vom Vater Eidotheas. Wo zu Weihnachten in Deutschland der Knecht Ruprecht oder der heilige Nikolaus oder der Pelzmartl von Haus zu Haus zieht — wo der leibhafte Gottseibeiuns oder ein Gespenst die Spinnstube erschreckt — wo Fliegen und Schmetterlinge, Bären und Wölfe unter den Masken auf dem Maskenball erscheinen — überall ist der alte Proteus der Lehrmeister gewesen; er ist es, der die Menschen fortwährend treibt sich zu verkleiden und zu maskieren und der ihnen alle *Metamorphosen* der Dichter in den Kopf setzt.

Nur dass sich der Mensch nicht immer wie Proteus Hals über Kopf in die *Metamorphose* stürzt — dass er nicht immer seinen ganzen Leichnam hernimmt, um ihn mit Haut und Haar in einen Vogel oder in einen Eichbaum zu verwandeln, sodass gewissermassen vom Bildhauer gar nichts übrig bleibt und nur das Gebilde da ist — gewöhnlich

nimmt er nur seine Hand oder seinen Fuss und formt daraus ein Museum plastischer Kunstwerke. Er macht sichs auch noch bequemer: er verfährt gar nicht wie ein Bildhauer, der ein körperliches Abbild geben will, indem er den Gegenstand gar nicht in allen drei Dimensionen nachbildet, sondern nur die Umrisse desselben mit den Fingern in die Luft schreibt, ihn gleichsam in der Luft zeichnet, wie einen Buchstaben oder wie eine geometrische Figur, was eine Art Malerei ist. Er macht sichs vollends bequem, wenn er den Gegenstand überhaupt nicht nachahmt, sondern zeigt — wenn er zum Beispiel mit seinem Zeigefinger an die Stirne tippt, um zu sagen: *wo denkst Du hin?* —

Und dass die gewöhnlichen Sterblichen nicht ausschliesslich mit Geberden sprechen — dass ihre Geberdensprache gemeiniglich nicht rein, sondern mit der Lautsprache gemischt ist. Es ist wahr, alle Menschen fallen gelegentlich in eine Ausdrucksweise zurück, die so natürlich scheint und die ihnen in weit höherem Grade angeboren ist als die künstliche, ewig problematische Tonmalerei der Stimme; aber sie thun es nur, wenn ihnen der Mund versagt: wenn sie in der Fremde sind und kein Wort verstehen — wenn sie im Gefängnis sitzen und sich nicht laut unterhalten dürfen — wenn ihnen ein Dionysius die gewohnte Verständigung verbietet — wenn der Angeredete so weit ist, dass ihn die träge Schallwelle nicht erreicht. Ich wohnte einst in Neapel auf dem Vico Carminello a Chiaia in einem fünftstöckigen Hause, dessen Giebel zwei Engländerinnen innehatten. Wer in das Haus hinein wollte, musste erst mit dem Portier oder mit dessen kleiner Frau, der *Bella Maddalena* sprechen und von dieser angekündigt werden. Wenn sich nun jemand zu jenem Höhepunkte des Daseins, den beiden Damen, versteigen wollte, so entspann sich zwischen der Portiersfrau unten und dem Dienstmädchen oben folgendes Zwiegespräch. Zunächst klopfte die *Bella Maddalena* mit dem Hammer fünfmal an die Hausthüre, worauf die Zofe an das Fenster trat und mit dem Kopfe

wackelte, zum Zeichen, dass sie höre. Nun wollte Maddalena zum Beispiel die Frau Doktor anmelden; statt aber zu sagen: *la moglie do medico,* begnügte sie sich zu rufen: *la moglie do* . . und das *medico* zu ergänzen, indem sie sich an den Puls griff. Oder sie wollte die Frau des Predigers anmelden, so rief sie abermals: *la moglie do* . . und that so, als ob sie die Hostie emporhöbe und mit beiden Händen segnete. Diese Methode bewährte sich immer trefflich. Aber sie war doch nur ein Auskunftsmittel, denn sobald die beiden Frauen im Hausflur nebeneinanderstanden, hatten sie ein gutes Mundwerk und liessen ihrer neapolitanischen Zunge freien Lauf. Wer hätte auf Reisen nicht so komische Szenen erlebt, dass zum Beispiel ein Deutscher in einer italienischen *Trattoria* nicht weiss, was *Gabel* oder was *Bürste* auf italienisch heisst, und sich nun abmüht, dem Kellner diese beiden Gegenstände durch Gesten zu versinnlichen — oder dass ein in Österreich reisender Franzose, der ein Kissen haben will, zur Postmeisterin gelaufen kommt: *Küss! Küss!* — und da ihn dieselbe verwundert und errötend ansieht, das Missverständnis errät und fortfährt: *Nix Küss auf die Mund, Küss auf* . . ., pantomimisch erläuternd, wohin er das *Küssen* haben wolle? Dass derselbe nach *Wien! Wien!* verlangt und, da man ihn abermals nicht begreift, nach einem Weinglase sucht und sich damit verständlich macht? — Das sind ja tägliche Vorkommnisse, die auch den trägsten Phlegmatiker und das *feisteste Kraut* zu einer gewissen Fixigkeit nötigen. Indessen sowie die Not vorüber ist, stellt der unfreiwillige Künstler seine Posen wieder ein und das Mäulchen geht wieder wie eine Klappermühle.

Dagegen will ich nun hier drei Menschenklassen namhaft machen, die, freiwillig oder unfreiwillig, das Mäulchen in der That ihr lebenlang ruhen lassen und die sich wie drei Klubs des Stillschweigens das Wort gegeben haben, zum ausschliesslichen Ausdruck ihrer Gedanken Geberden zu benutzen — drei Menschenklassen, die sonst wahrlich nicht viel gemein haben und die vielleicht noch

niemals von einem Schriftsteller verglichen worden sind, die aber in diesem einen Punkte höchst merkwürdig zusammentreffen und, soweit es angeht, ihre gemeinsame menschliche Natur bekunden: die Wilden, die Taubstummen und die Cisterzienser Mönche. Ihrer ist, ich will nicht sagen, das Reich Gottes, aber das Reich des Proteus. Der Stummen, weil sie nicht reden können; der Wilden, weil sie es nicht ordentlich können; der Cisterzienser, weil sie es nicht mit gutem Gewissen können — die menschliche Stimme weckt die träge Ruhe der klösterlichen Hallen; sie sollen schweigen und ihren Mund nicht aufthun; ihr Haus soll niederbrennen, ohne dass ein Bruder einen Laut ausstosse; wie es in den *Règlements des Religieux de choeur de la Congrégation Cistercienne,* Paragraph 641 heisst: *Le silence est le fondement de la régularité des maisons religieuses; on sera donc très-exact à l'observer.* Übrigens erzählt Forster, dass der Mönch, der ihn herumführte, durch sein langjähriges Schweigen das Sprachvermögen geradezu verloren habe.

Und gleich als ob zwischen ihnen eine geheime Übereinkunft getroffen worden wäre, alle drei brauchen sie fast überall dieselben Bilder und einen gleichen Stil der Geberdenmalerei, so dass ein Dominus Reverendissimus von Clairvaux, ein Indianer vom Lorenzbusen und ein Zögling des berliner Taubstummeninstituts an jedem Winkel der Erde eine geistreiche Unterhaltung führen können.

In der Fastenzeit sollte einmal ein Pfarrer mit einem andern zusammen predigen; da aber der Amtsbruder ausblieb, liess er den Schuster holen, weil man ihm gesagt hatte, dass der kapabel sein würde. Als sie nun beide auf der Kanzel stehen, hebt der Geistliche den Daumen in die Höhe. Gleich hebt der Schuhmacher den Daumen und den Zeigefinger auf. Nun erhebt der Pfarrer drei Finger; der Schuhmacher die ganze Faust. Da zieht der Pfarrer einen Apfel aus der Tasche, den er bei der Kollation eingesteckt hatte; der Schuhmacher lässt sich nicht schimpfen, sondern

zieht ein Semmelchen heraus, das er ebenfalls in der Tasche hatte. Das wird dem Geistlichen zu arg, er läuft in seine Pfarre und gesteht: *der Mann ist unüberwindlich im Disputieren; ich sagte zu ihm: Es ist Ein Gott; ja, antwortete er, aber in zwei Naturen. Da sage ich: In drei Personen. Er erwidert: Drei in einem Wesen. Nun sage ich: der Apfel war aller Sünden Anfang. Er spricht: Ja, aber durch das Abendmahl werden sie geheilt.* Der gelehrte Schuhmacher erzählte unterdessen die Disputation so: *Erst wollte er mir ein Auge ausschlagen, ich aber sagte: Zwei schlag ich dir aus. Da meinte er: Ich gebe dir einen Nasenstüber. Ich aber sagte: Warte nur, von mir bekommst du einen Puff. Hierauf that er so, als ob ich mich nährte wie das liebe Vieh, ich aber sagte: Bei mir zu Hause esse ich Semmel.*

So wollen wir uns einmal den Spass machen und den Fall setzen, es träfen die obengenannten verschiedenartigen Individuen meinetwegen auf einer Prairie am Ufer des Mississippistromes zusammen: so werden sie unzweifelhaft dem Vergnügen Ausdruck geben, das sie haben sich zu *sehn;* zu dem Ende die beiden ersten Finger spreizen und sie von den Augen abstossen in Form eines V. Darauf werden sie sich gemeinsam im Grase lagern, und der Kannibale schlägt vor, ein *Feuer* anzuzünden; er thut dies, indem er mit den Fingern das Flackern desselben nachahmt und von Zeit zu Zeit, gleichsam um die Glut anzufachen, unter die Hand bläst. Nun beginnt der Hochwürdige eine kleine Predigt zu besonderem Nutz und Frommen des letzteren zu halten und erklärt der versammelten Gemeinde die Worte der Schrift (Psalm XLII, 2), womit in der katholischen Kirche das Formular der Einweihung des Taufquells anfängt: *Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir.* Um zunächst das *Buch der Bücher* anzudeuten, schliesst er die Handflächen und öffnet sie vor dem Gesichte, als ob er lesen wollte. Dann setzt er, mit dem eigenen Leibe ein berühmtes christliches Symbol erfindend, die Daumen an die Schläfe und breitet

die Finger aus. Das *frische Wasser* ist noch leichter zu beschaffen: er ahmt mit den Fingern eine Wellenbewegung nach; wollte er die Fingerspitzen zu wiederholtenmalen abwärts führen, so wäre es *Regen;* wollte er die Finger plötzlich senken und spreizen, so wäre es ein *Wasserfall;* wollte er die linke Hand flach aufhalten, die rechte hochheben, eine Faust machen und dieselbe auf die geöffnete Hand niederfallen lassen, so wäre es *Hagel.* So schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Die *Seele* vertritt die eigene Magengrube, auf die er mit dem rechten Zeigefinger weist; bei *Gott* wird er die Hände falten. Endlich gibt er ihnen mit erhobenen Händen seinen Segen und bezeichnet sie mit dem Kreuz. Notabene, der Gebrauch der Christen sich zu bekreuzen, das heisst, mit den Fingern das Kreuzeszeichen vor sich hin in die Luft zu bilden, reicht bis ins dritte Jahrhundert zurück. Es nähert sich der schmerzliche Augenblick der Trennung, sie verneigen sich und legen die rechte Hand an die linke Brust; vielleicht geben sie sich auch unter einander den Friedenskuss; auf jeden Fall ersuchen sie sich einander um ihre *Photographien* und bewegen daher die Finger der halbgeschlossenen Hand in der Richtung ihres Gesichtes, dass sie darauf zukommen wie Sonnenstrahlen. Zu allerletzt werden sie schwören, dieses bewunderungswürdige Gespräch *geheim* zu halten; deshalb stecken sie die Hände unter die Falte des linken Busens und stossen dann, um zu sagen: *das ist abgemacht,* die Spitzen der Daumen gegeneinander, worauf ein Dritter durchschlägt. Das ist nach Art der Gauner, als welche die linke Hand nach hinten halten, gleichsam um sie zu verstecken, und dabei die Finger zurückklappen. So gehen sie auseinander, jeder an seinen Ort; der Abt nach Clairvaux, der Taubstumme nach Berlin, der Indianer in seinen Wald.

Es gibt indessen besondere Zeichen, namentlich in den Klöstern, die nicht überall verstanden werden würden; und merkwürdig, wie sich bis in die kleinen Zeichen der Dinge die Entsagung dieser, nicht Menschen, sondern Schatten

von Menschen malt; wüsste man nicht, dass schliesslich doch eine ganz behagliche Realität damit gemeint sei, so möchte man glauben, es seien lauter Tantalusse. In der grossen Trappe *isst* man, indem man die drei ersten Finger wiederholt dem Munde nähert; man *trinkt*, indem man die Daumenspitze an die Lippen setzt und die Faust wie eine Flasche umkippt; man *fastet*, indem man die Lippen mit Daumen und Zeigefinger zusammenpresst; man *ist müde*, indem man die Arme schlaff herunterhängen lässt; man *schläft*, indem man den Kopf auf die Hand lehnt; man *steht auf*, indem man mit den Knöcheln auf die linke Hohlhand, gleichsam um sie aufzuwecken, pocht; man *ist verdriesslich*, indem man die kleinen Finger mehreremale mit den Spitzen aufeinander stösst; man *ist krank*, indem man sich auf die Seite neigt, den Arm einbiegt und zuckt; man *stirbt*, indem man den Daumen unter dem Kinn ansetzt und die Faust erhebt. Was thun sie, um das *Leben* zu nennen? Ich kenne keinen Ausdruck.

Auch den Taubstummen, auch den Rothäuten fehlen natürlich ihre Idiotismen nicht, unter denen die Zeichen für lokale, subjektive Anschauungen obenanstehen. Kaiser Friedrich III. hat bei seiner Rückkehr von Italien die Stadt Charlottenburg zur Residenz gewählt. Wenn sich die Zöglinge des berliner Taubstummeninstituts darüber unterhalten, so wählen sie für *Charlottenburg* ein besonderes Zeichen: sie heben das linke Knie in die Höhe und verbinden es. Wie kommen sie dazu? Am Abend des 2. August A. D. 1854 machte im dortigen Schlossgarten der König Friedrich Wilhelm IV. einen Spaziergang und stiess sich dabei mit dem einen Fusse an eine steinerne Bank. Die Verletzung war anscheinend leicht, aber es erfolgte eine rosenartige Entzündung, und seit jener Zeit will man die ersten Spuren eines Gehirnleidens bei dem Könige bemerkt haben. Das ist ein richtiger berliner Idiotismus, wie er sich nur in Berlin gebildet haben kann; aber auch allgemein bekannte Gegenstände geben wohl zu einem Argot

Veranlassung, wenn an ihnen eine besondere, sich sonst nicht wiederholende Spezialität hervortritt. Ich will beispielsweise nur an den Ausdruck erinnern, den die Rothäute für die *Hunde* haben. Wenn die Algonkin von diesen Tieren reden, so zerren sie die beiden ersten Finger der rechten Hand, als ob es auf dem Boden geschleppte Pfähle wären, weil sie sich früher der Hunde zum Ziehen der Zeltpfähle bedienten, und dieses Zeichen bewahren sie noch jetzt, obwohl sie seitdem Pferde kennen gelernt und zu diesem Dienste abgerichtet haben. Diese Geberde entspricht demnach etwa Worten wie *Holzträger, Packträger* und allen französischen mit dem Imperativ *porte,* allen italienischen mit dem Imperativ *porta* zusammengesetzten Substantiven. Dagegen würden vielleicht wiederum die Indianer die Geste nicht verstehen, welche die Taubstummen für *Brot* haben; sie thun nämlich, als ob sie Brot abschnitten, daher dieses Wort in ihrer Anschauungsweise ungefähr so viel bedeutet, wie das *Geschnittene,* wie der Franzose von *Gehacktem (haché)* und der Italiener von *Gebackenem (il fritto)* spricht; dem deutschen Worte *Brot* würde, wenn es nach der Etymologie und nach mancherlei analogen Ausdrücken in andern Sprachen ginge, die Geberde des Brechens angemessener sein, weil das Brechen die wesentliche Vorstellung dabei ist. *Brot* (das jetzt mit *brauen* in einer sehr allgemeinen Bedeutung zusammengestellt und danach für das *Gebraute* oder *Gebackene* erklärt wird) stammt nämlich nach Grimms *Deutschem Wörterbuch* von angelsächsisch *breotan,* althochdeutsch *priozan* brechen, doch noch aus einer Zeit ab, wo die Lautverschiebung uneingetreten war; daraus würde folgen, dass wenn die Schweden ihr dürres und sprödes Haferbrot *Knackebrot (Knäckebröd)* nennen, das ein Pleonasmus ist. Auf der Grimmschen Etymologie beruht wahrscheinlich die Vorschrift des guten Tones, das Brot bei Tische nur zu brechen, nicht zu schneiden.

Ganz so machen die Stummen für *Milch* die Geberde des Melkens, für *Kind* die des auf dem Arme Wiegens.

Übrigens darf uns diese unvermutete Übereinstimmung durchaus nicht wundernehmen, ja sie ist weniger auffällig als die Thatsache, dass ein Hindu den Litauer in Insterburg versteht; wo gleiche Zwecke angestrebt und gleiche Mittel angewendet werden, muss das Resultat dasselbe sein. Es handelt sich um eine einfache Nachahmung einfacher und natürlicher Gegenstände in Menschenfleisch. Nun ich denke, kein Taubstummer wird bei einem Apfel ein Quadrat und bei einem Quadrat eine Kugel machen, auch wenn er noch niemals ein Institut besucht hat; kein Mönch ein Kreuz für den Papst und eine dreifache Krone für den Bischof halten, selbst wenn er niemals die Dienstvorschriften seines Ordens durchgelesen hat; kein Indianer Feuerflammen und Wassertropfen und Bogen und Pfeil verwechseln. Vielmehr wie Eckermann versichert: *Hätte der liebe Gott bei Erschaffung der Welt zu Goethe gesagt: Lieber Goethe, ich bin jetzt Gottlob! fertig, ich habe jetzt alles erschaffen bis auf die Vögel und die Bäume, und Du thätest mir eine Liebe, wenn Du diese Bagatellen statt meiner machen wolltest — dass dann Goethe ebenso gut wie der liebe Gott diese Tiere und Gewächse ganz im Geiste der übrigen Schöpfung, nämlich die Vögel mit Federn und die Bäume grün erschaffen haben würde* — so kann man auch sagen, der Professor der Geberdensprache mag nur seine Schüler einmal machen lassen, sie werden die Bäume und die Vögel schon herausbringen so gut wie der Professor — um so mehr, als diese Menschenklassen aus verschiedenen Gründen grosse Schärfe der Sinne und weit mehr Übung haben, die Eigenheiten der Dinge aufzufassen, als wir, die wir durch die Zivilisation abgestumpft sind und weder Augen haben um zu sehen, noch Finger um zu zeigen.

Drittes Kapitel.

Wie so ich dieses schreibe.

I. Die alte Bilderschrift.

Die Nachbildung der Dinge auf Flächen mittels Linien und Farben noch ergiebiger als die plastische Nachbildung — unsere eigene Schrift beruht darauf — wie ein Taubstummer *rotes Zelt* schreibt — die Figuren eines Zeltes und einer Zeltthüre gehen durch die Jahrtausende — was heisst *schreiben?* — *schreiben* heisst kleine Bilder zeichnen, denn Hieroglyphen und Sinogramme, Keile und Runen waren von Haus aus Bilder sichtbarer Gegenstände — Bilder wie die Sudeleien der Schuljungen, die Kritzeleien der Hinterwäldler in Amerika, die Schmierereien unserer Narren — es kam nicht darauf an, ob diese Bilder gut waren — die roheste Nachbildung genügte, wie sie bei den *Croquis* der Einjährig-Freiwilligen und beim Situationszeichnen genügt — auch unsere Kalenderzeichen sind nicht viel besser, im Gegenteil sie stimmen mit den Hieroglyphen und Sinogrammen auf das genaueste überein — Zeichen für Sonne und Mond, Planetenzeichen, Apothekerzeichen — wie Feuer und Wasser, ein Tier und ein Baum, *unten* und *oben* ausgedrückt wird — der Buchstabe H ein Gitter, O ein Auge — die ägyptischen Hieroglyphen und die chinesischen Sinogramme sind nichts, was nicht täglich auch bei uns vorkäme — wir alle malen Quadrate, Kreuze, Sterne, Pfeile, Hände, Donnerkeile, Spiesse und haben für Begriffe, die häufig vorkommen, konventionelle Bilder — wie in Norwegen *Kristiania* geschrieben wird — Fruchtbarkeit dieser einfachen Bilder: sie drücken nicht bloss die Gegenstände selbst, sondern auch alles das aus, was dieselben begrifflich einschliessen oder symbolisch darstellen — Götter und Naturkräfte, profane Dinge — sie vertreten leider auch alle Dinge, deren Namen dem Namen des Originals gleichlauten, das heisst alle Homonymen.

Wir haben uns nun, Gottlob, hinreichend überzeugt, dass es der Mensch in der plastischen Nachbildung der Dinge und demnach in der materiellen Verkörperung des

Satzes mit Hilfe seiner eignen Hände und Füsse ziemlich weit bringt und dass eine höhere, vernünftige Geberdensprache kein Traum ist. Der Ungläubige vernimmt vielleicht mit Staunen, dass im berliner Taubstummeninstitut an fünftausend Geberden im Gebrauch sind, dass also die Sprache der berliner Taubstummen reicher ist als viele Idiome kleiner Stämme, die oft kaum tausend Worte haben. Er wird von vornherein vermuten, dass dann die Hieroglyphen des Volkes, die Nachbildungen der Dinge auf Flächen mittels Linien und Farben, der leichteren Herstellung wegen, erst recht Glück machen und ganze grosse Sprachen aus sich hervortreiben werden; und doch dürfte er vielleicht abermals erstaunen, wenn er erfährt, dass zum Beispiel ein gangbares chinesisches Wörterbuch an 40 000 Sinogramme, genau 42 718 klassische Wortcharaktere enthält, also etwa soviel Bilder, wie die englische Sprache Wörter (nach einer Berechnung 43 566). Ja, wie würde er sich erst verwundern, wenn er hörte, dass alles, was wir heute in Europa *Schrift* nennen, den Karikaturen, womit Narrenhände Tisch und Wände beschmieren, seinen Ursprung dankt; dass ich, indem ich dieses schreibe, nichts thue, als kleine alte rohe Bilder nachzeichnen und aneinanderreihen, ganz abhängig von der Sprache ohne Worte, über die ich mich hoch erhaben dünkte und die ich aus eignen Mitteln zu beschreiben und bekannt zu machen glaubte.

Als Tylor eines Tages in eine Taubstummenschule trat, nahm er einen Knaben vor und umschrieb in der Luft ein Zelt; hierauf berührte er das Innere seiner Unterlippe, um die Farbe anzudeuten; infolgedessen schrieb der Stumme auf das schwarze Brett: *Rotes Zelt.*

So zeichnete einst im greisen Ägyptenlande der weise Thoth mit einem Rohr auf sein Täfelchen eine Zeltthüre und ein Zelt; die Figuren der Thüre und des Zeltes wurden weitergetragen durch den Strom von Jahrtausenden an die Küste Phöniziens, nach Cypern und nach Kreta, nach

Unteritalien und nach Rom, ja bis über den Atlantischen Ozean und die Säulen des Herkules hinweg; eine halbe Welt wiederholt, druckt und liest diese Zeichen täglich millionenmal; sie wurden die Werkzeuge der Gedanken eines Aristoteles, eines Goethe; und in diesem Augenblick malt vielleicht derselbe arme Schüler in seinem Schreibebuche die Zeltthüre und das Zelt nach, indem er sich bemüht ein *D* und ein *B* zu machen.

In seinem Schreibebuche — denn schreiben, das heisst mit Tinte und Feder kleine Bilder zeichnen — Bilder nicht bloss von Zeltthüren und Zelten, sondern von den tausend Gegenständen, von Kamelen und Stierhäuptern, von Fischen und Wasserwellen, von Waffen und Ochsenstecken. Man glaubt es nicht? Man meint, ich mache Buchstaben, indem ich dieses schreibe? O der langen und seltsamen Geschichte dieser sechsundzwanzig Buchstaben des Alphabets! Der Hieroglyphen Ägyptens, der Sinogramme des Konfutse, der Keile und der Runen! Alle und alle waren sie von Haus aus Bilder, nicht viel besser als irgendeine Kritzelei, womit ein müssiger Schulbube Tische und Wände schmückt, aber entworfen, um an die Stelle einer schwer zu handhabenden Wirklichkeit zu treten und entsprechend den Figuren, deren flüchtige Linien wir vielleicht ein anderesmal in den Raum geschrieben haben. Wenn ich von der *Sonne* reden will, so male ich eine Sonne; wenn ich von der *Eule* reden will, so male ich eine Eule; wenn ich von einem *Viereck* reden will, so male ich ein Viereck, ich bombardiere den Verstand mit Realitäten oder *Rebus*. Das muss offenbar abermals ein Weg sein, eine Mitteilung zu machen und Briefe zu schreiben, die zu lesen man im Grunde gar nicht lesen gelernt zu haben braucht.

Aber wir sind keine Maler; wir haben noch nicht nach dem Leben zeichnen gelernt. Unnötige Sorge! Hat es Karlchen Miessnik gelernt, wenn er den Klassenlehrer in seinen Heften durch geistreiche Croquis verewigt? Haben es die Hinterwäldler gelernt, deren Kritzeleien Emanuel

Domenech, ein französischer Schriftsteller und Reisender, in dem famosen *Livre des sauvages* für amerikanische Hieroglyphen ausgab?*) Ja, haben es die Narren der ganzen Welt gelernt, die, wie es scheint, keine weisse Wand, keine leere Fläche ersehen können, sondern sie alsbald mit lustigen Ideogrammen, mit Kohlen- und Kreidezeichnungen beleben? Die roheste, flüchtigste Nachbildung genügt; wenns nur zu erkennen ist. Das Bild soll ja nicht schön, nicht künstlerisch sein, es soll nur einen Gegenstand augen-

*) Dieser Mann, geboren 1815, wurde zeitig Priester und ging als Missionär nach Texas und Mexiko; bei seiner Rückkehr nach Frankreich war er Domherr von Montpellier, 1862 Kaplan der französischen Armee in Mexiko und in der Folge Attaché des Maximilianschen Kabinetts. Sein *Manuscrit pictographique américain, précédé d'une notice sur l'idéographie des Peaux-Rouges* (1860) wurde auf Regierungskosten gedruckt, nebst einem Faksimile eines Manuskripts in der Bibliothek des pariser Arsenals. Er bildete sich ein, diese Figuren seien Schriftzüge der amerikanischen Indianer; der deutsche Bibliograph Julius Petzholdt aber erklärte sie für völlig unzusammenhängende und bedeutungslose Sudeleien deutscher Schuljungen. Domenech hielt die Authenticität des Manuskriptes aufrecht in dem Pamphlet: *La vérité sur le livre des sauvages* (1861), welches Petzholdts, ins Französische übersetzte Erwiderung nach sich zog: *Le livre des sauvages au point de vue de la civilisation française* (Brüssel 1861). Das Buch wird jetzt thunlichst eingezogen und eingestampft.

Dieser Fall steht nicht vereinzelt da. Lief da Anfang des XVIII. Jahrhunderts eines schönen Tages bei der *Académie des Sciences* ein kostbares Manuskript ein, das Peter der Grosse schickte. Das Manuskript, in Sibirien, in den Ruinen eines alten Tempels ausgegraben, war ein *Codex aureus*, den in Petersburg niemand entziffern konnte; doch vermuteten die Gelehrten, schrieb der Zar, er sei in der alten verschollenen Sprache der Tanguten abgefasst. *Was? Die russischen Gelehrten verstehen kein Tangut?* — rief Herr von Fourmont aus. *Catalamus singulariter nominativo* . . . und der Hanswurst von einem Akademiker war unverfroren genug, eine Übersetzung davon zu geben, die mit gleicher Unverfrorenheit dem Zar geschickt ward, der sie königlich honorierte. Fourmont strich das Geld ein und starb mit dem Ruhme, der einzige Mann auf dem Erdenrund zu sein, der die tangutische Sprache kenne. Inzwischen kommen Russen, die in Peking gelebt und dort Chinesisch und die Ural-Altaischen Sprachen gelernt haben, nach Petersburg zurück. Sie sehen die Handschrift und die französische Übersetzung. Sie lesen die erstere ohne Schwierigkeit — es ist einfach, wie man damals noch sagte, *Tatarisch;* die Übersetzung ist Unsinn, ohne jede Beziehung zum Original. Die Russen sollten wissen, wie gut sie von den Franzosen immer bedient worden sind.

blicklich in Erinnerung bringen; unser Streben wird also einzig und allein auf die Deutlichkeit und die Bequemlichkeit des Bildes gerichtet sein. Hast Du Dich jemals, lieber Leser, als Einjährig-Freiwilliger im Situationszeichnen geübt und ein sogenanntes *Croquis* angefertigt? — Nun, so kennst Du die dabei angewendeten Signaturen; so weisst Du, wie man mit ein paar Strichen einen Berg, einen Teich, einen Sumpf, eine Wiese, einen weit sichtbaren Baum, ein Gebüsch, eine Sandgrube, ein Bahnwärterhäuschen, einen Bahneinschnitt, eine Brücke, einen Bahndamm anzudeuten pflegt, mit wie einfachen Mitteln man eine Eisenbahn von einer Chaussee, einen Laubwald von einem Nadelwald, eine Windmühle von einer Wassermühle, ein Gehöft von einem Dorfe unterscheidet. Übrigens sind ja die Landkarten selbst keine viel vollkommeneren Landschaftsbilder. Oder hast Du Dir die alten Kalender angesehen und die sogenannten *Kalenderzeichen*, die Zeichen für Sonne, Mond und die Planeten, die Tierkreiszeichen und die Aspekten Deiner Aufmerksamkeit gewürdigt? — Nun, so weisst Du, dass ein einfacher Kreis mit einem Punkt, gleichsam ein runder Schild mit einem Buckel in der Mitte oder auch ein Rad*) (☉) das Zeichen der *Sonne*, respektive des *Sonntags* und des *Goldes*; eine Sichel (☾) das Zeichen des *Mondes*, respektive des *Montags* und des *Silbers* (eigentlich bloss das Zeichen für das letzte Viertel, da man den Neumond mit einem ○, den Vollmond mit einem 🌕 und das erste Viertel mit einem ☽ bezeichnet); ein Kreis mit seinem Durchmesser aber (⊖) das Zeichen der *Erde mit dem Äquator* ist. Gewöhnlich krönt man den Erdkreis mit einem Kreuz, wie man ein solches, vergleiche Seite 24, anstatt der Nike auf die Weltkugel in der Hand der römischen Kaiser oder auf den sogenannten Reichsapfel setzte (♁, das Wappen der Kartäuser). Bei

*) Das Rad, altnordisch *Hiol*, *Jol*, englisch *Wheel*, war bei den alten Germanen ein Sinnbild der Sonne; daher wurde das Fest der Wintersonnenwende, gleichsam das Geburtsfest der Sonne, an dessen Stelle das Weihnachtsfest trat, das *Julfest*, wörtlich das *Radfest* genannt.

der *Venus* wird ein Spiegel gemalt (♀), beim *Mars* ein Schild und ein Speer (♂), beim *Neptun* ein Dreizack (♆), beim *Merkur* ein Schlangenstab oder *Caduceus* (☿), beim *Saturn* eine Sichel (♄). Alle diese Bilder, Zeichen und Signaturen aber, die bei uns die grösste Popularität geniessen, stimmen mit denen, welche die alten Ägypter und Chinesen erfunden haben und aus denen unsere jetzige Schrift hervorgegangen ist, auf das genaueste überein.

Man sehe sich nur die ägyptischen und die chinesischen Bilderbücher an; da wird nicht lange gefackelt, wenns gilt, einen Gegenstand zu zeichnen. Für die Sonnenscheibe macht der Ägypter einen Kreis, der Chinese einen mit einem Punkt in der Mitte, entsprechend dem Kalenderzeichen ☉; unser *O* entspricht dem phönizischen und hebräischen *Aïn* und soll ein *Auge* sein, das allerdings in den Hieroglyphen ziemlich sorgfältig und mit dem charakteristischen, mandelförmigen Schlitze dargestellt ist. Mit einem Blatte charakterisiert der ägyptische Künstler, als ob er mit unserm Einjährig-Freiwilligen Croquis zeichnete, einen Baum, mit einem geschwänzten Fell ein vierfüssiges Tier; eine Wellenlinie, wie wir sie wohl machen, um eine Zeile auszustreichen, verwendet er für *Wasser*, daher noch unser Zeichen für *Wassermann:* ♒. Der Italiener sieht in den kreuzförmigen Strichen, womit wir eine geschriebene Seite für ungültig erklären, vielmehr das Bild eines *Gitters*, er nennt daher *etwas ausstreichen: cancellare*, gleichsam *gittern*; man sieht also, was es für eine Kunst war, ein Fenstergitter zu zeichnen, das noch in der lateinischen Majuskel *H* erhalten ist. Zwei Bäume sind in der chinesischen Bilderschrift ein *Wald*, genau so wie auf unserem Croquis; die Begriffe *oben* und *unten* werden auf die einfachste Weise durch einen Punkt über (⊥) oder unter einer Linie (⊤) ausgedrückt. Eine gewisse stillschweigende Übereinkunft hilft mit, eine solche Skizze für das gelten zu lassen, was sie bedeuten soll und was sie vielleicht nicht ganz glücklich ausdrückt. So ist dem Hindu der mit der Spitze nach oben

gekehrte Triangel (△) das Bild der Feuerflamme, der mit der Spitze nach unten gekehrte (▽) das des Wassers. Und dieser umgekehrte Triangel (▽) wird noch heute von den Ärzten auf den Rezepten bisweilen für *Wasser* angewendet, es ist ein sogenanntes *Apothekerzeichen* wie *Ω* für *Alkohol*, *ff* für *Zucker*.

Es ist im höchsten Grade wichtig sich klar zu machen, dass die ägyptischen Hieroglyphen und die chinesischen Sinogramme durchaus nichts Besonderes, Altertümliches, dass sie durchaus nichts sind, was nicht täglich mit geringen Modifikationen auch bei uns vorkäme. Noch heute zieht sich durch unsere Briefe, Zeitungen und Bücher wie ein roter Faden die älteste Bilderschrift. Wir alle pflegen das Quadratmass durch ein Quadrat (□) auszudrücken und zum Beispiel statt 100 Quadratfuss: 100 □' zu schreiben. Wir alle malen *Kreuze* oder *Sternchen*, um eine Anmerkung zu machen, *Donnerkeile*, im Mittelalter *Ceraunia* genannt, *Spiesse* und *Obelisken*, um als Kritiker eine Stelle als verdächtig hinzustellen, *Pfeile*, um die Richtung zu bezeichnen und *Hände*, um auf etwas Bemerkenswertes hinzuweisen. Zwei ineinandergeschlungene Hände, dieses Bild der Freundschaft, bilden sie nicht eine ganz gewöhnliche Handelsmarke? Ich entsinne mich, als Schüler in der Geschichtsstunde beim Nachschreiben nach allgemeiner Sitte für das Wort *Schlacht: zwei gekreuzte Schwerter* gemacht zu haben, ähnlich wie der Chorus in Shakespeares *König Heinrich der Fünfte*, *Vierter Aufzug* dem Publikum den Namen *Agincourt* durch *vier Klingen* vergegenwärtigen will. Die Studenten der Theologie pflegen in ihren Kollegienheften für *Christus* ein *Kreuz* zu machen, und so schreibt man in Norwegen allgemein für *Kristiania: Xania*, für *Kristianssand: Xanssand*. Es ist das keine blosse Abkürzung, derjenigen analog, mit welcher man zum Beispiel in England für *Liverpool: Lpl*, für *Manchester: Mchr*, für *Birmingham: Bghm*, für *Peninsular and Oriental Company: P & O* schreibt, ja, in dem letzteren Falle sogar auch spricht *(by the P and O*, gesprochen *Piäno)*; sondern

eine thatsächliche Rückkehr zur alten Bilderschrift und zu den kleinen Kunstgriffen, welche dieselbe von Anfang an dem Schreibenden nahezulegen schien.

Es leuchtet ein, in jenen einfachen Bildern besassen die Menschen einen wahren Schatz. Nicht nur, dass sie in ihnen die Originale selbst zu Handen hatten, sie hatten auch *implicite* alles das zu Handen, was jene Originale begrifflich einschlossen und symbolisch bedeuteten. Es kommt wohl vor, dass Korrespondenten grosser Zeitungen in denselben eine bestimmte Chiffre haben und ihre Berichte nicht mit ihrem Namen, sondern mit dieser Chiffre unterzeichnen. So hatte zum Beispiel Heinrich Heine seinerzeit in der Allgemeinen Zeitung als Chiffre den sogenannten *Davidsschild*, das Bild des Namens Gottes, das am Rhein auch ein Wirtshauszeichen und nicht mit dem Pentagramm (⛤) und dem Freimaurerzeichen (✡) zu verwechseln ist: ✡ ; Heinrich Seuffert, der gleichzeitig mit ihm in Paris war, ebendaselbst das Zeichen des Planeten Venus: ♀. Dem Leser der Allgemeinen Zeitung galt demnach der Davidsschild für ein Symbol von Heinrich Heine, das Planetenzeichen für ein Symbol von Heinrich Seuffert. Genau so musste einst dem Hindu der mit der Spitze nach obengekehrte Triangel (△), das chemische Zeichen des Feuers, für ein Symbol des Feuergottes Siva; und der Triangel mit der Spitze nach unten (▽), welcher das Zeichen des Wassers war, für ein Symbol des Wassergottes Vischnu gelten. Der Ägypter glaubte in dem Heiligen Käfer oder dem Scarabäus, einem Mistkäfer, welcher wie alle Arten seiner Gattung seine Eier in Kugeln aus frischem Mist legt, die letzteren dann eine Zeitlang rollt und schliesslich eingräbt, den Gott zu erkennen, welcher die Keime des Werdens und des Lichtes in die Materie legt; der Käfer, dessen hieroglyphischer Name *Cheper* war, bedeutete demnach zugleich den Sonnengott *Chepera*, und der Reisende, der in Ägypten einen schönen Scarabäus kauft, bekommt den Schöpfer Himmels und der Erden mit in den Kauf. Es ist das ja nicht merkwürdiger, als wenn

wir ein Lamm abbilden und damit Jesus Christus meinen oder eine Taube malen und den Heiligen Geist darunter verstehen.

In dem Petschaft der Jesuiten befinden sich zwei Kegel; der aufrechtstehende zeigt den Glauben, der umgekehrte die Vernunft an.

Indessen jene kunstlosen Abbildungen erwiesen sich noch in anderer Weise fruchtbar: sie schlossen nicht nur gleiche Begriffe, sondern auch gleiche Laute ein. — In Italien ist es wohl Sitte, wir haben dieselbe schon bemerkt, dass sich Liebesleute Briefe schreiben, die ein durchbohrtes Herz als Vignette tragen; gewöhnlich malen sie sich diese Vignette selbst; die Figur eines Herzens und eines Pfeiles ist ja allbekannt; die Chinesen besitzen die erstere *(sin)* in 36 Schriftarten. Trotzdem haben die alten Ägypter dieses anmutige Bild nicht, sondern drücken das Herz durch ein zweihenkeliges Gefäss, die sogenannte *Henkelvase*, aus; sie liegt beim Totengericht in der einen Wagschale, in der anderen die Straussfeder, das Symbol der Wahrheit. Sie sind reich an solchen Symbolen, wenn es überhaupt Symbole und nicht vielmehr bloss Homonymen sind, die dem Laute nach zufällig zusammentreffen und wie wir sie im nächsten Abschnitt kennen lernen werden. Wie kommt es zum Beispiel, dass der *Geier* ein Symbol der Mutter ist und ein *Korb* einen Herrn bedeutet? Ein mit einem Korbe gekröntes Haus heisst *Hausherrin, Neb-hat,* und dies ist die Hieroglyphe der Göttin *Nephthys.* Die Stabsäule oder der Nilmesser bedeutet *Beständigkeit;* das sogenannte *Henkelkreuz*, wie es die Engländer nennen, *Cross and Ball* (☥), welches die ägyptischen Götter in den Händen halten und womit man bei uns den Planeten Venus bezeichnet, das *Leben (anch).* Man heisst es auch den *Nilschlüssel,* und betrachtet es demgemäss als das Symbol der Meer und Erde aufschliessenden Allgewalt des Sonnengottes, gelegentlich auch als eine Form des Phallus. Aber die Sache ist, dass hier eine blosse

Homonymie im Spiele ist, das heisst Wörter vorliegen, die gleich lauten, aber verschiedene Bedeutung haben. — Die Homonymie ist die Klippe der Bilderschrift, durch sie wird sie gleichsam verführt, sich selber zu verleugnen, ihrem Zwecke untreu zu werden, und daran scheitert die Sprache ohne Worte, die hier ein vorzügliches Ausdrucksmittel gefunden hatte. Ein ganz neues, falsches Prinzip der Schrift thut sich hervor, das wir eingehend prüfen müssen.

II. Übergang der Bilderschrift zur Buchstabenschrift.

Die phonetische Krankheit — Wort und Sache wird nicht auseinandergehalten und infolgedessen das Bild nicht bloss für das Ding, sondern auch für das Wort genommen — diese Methode ist uns nicht fremd, auf ihr beruhen die sogenannten *Rebusse* — historische Beispiele aus Frankreich, Spanien und Italien — Charaden, wie sie in Deutschland aufgeführt zu werden pflegen — die Ägypter haben auch Rebusse gemacht und Bilderrätsel erfunden — wie das Bild des Löwen für den Begriff *Wasser* verwendet wird und wie darauf die Sitte zurückzuführen ist, bei öffentlichen Brunnen das Wasser aus Löwenrachen quellen zu lassen — die Hinzufügung der Determinativa — derselbe Entwickelungsgang in der chinesischen Bilderschrift und in der Keilschrift, aber in der ägyptischen Schrift ist er am deutlichsten — nachdem das Bild auf das Wort übertragen worden ist, schreitet das Volk dazu, das Bild auf den Anlaut des Wortes zu übertragen — so gelangte es zu einem System der Laute überhaupt — für das Ding, das bisher mit einem einzigen Bilde bezeichnet ward, brauchte man nun so viele Bilder als sein Name Laute enthielt — die ideographischen Zeichen verschwanden damit nicht ganz, aber das frühere System war überwunden, das Volk hatte Buchstaben gewonnen — Vergleich mit den Taubstummen, welche die Buchstaben des Alphabets erlernen.

Der Krankheitsprozess, welchem die alte schöne Bilderschrift anheimfiel, durch den sie in ihrem Wesen dauernd verändert und allmählich ganz zerstört ward, fing sich folgendermassen an. Neben der Bildersprache ging die Lautsprache nebenher, von der wir zwar noch nichts wissen, die aber offenbar in der Wirklichkeit nicht auf unsere Erlaubnis gewartet haben wird; man hatte demnach für die Dinge,

welche man abbildete, auch Wörter. Dinge und Wörter sind nun allerdings zwei Begriffe, die man sorgfältig auseinanderhalten muss; indessen ist dies eine Weisheit, die dem naiven Verstand eines Kindes niemals einleuchten wird. Wenn ich dem etwa sagen wollte: das Wort *Apfel* ist nicht dasselbe wie ein wirklicher *Apfel*, und das *Pferd* im Buche und das *Pferd* am Wagen sind zweierlei, so würde es mich gross ansehen und nicht verstehen, was ich will. Der Name hat sich in seinem Bewusstsein noch nicht vom Gegenstande losgelöst und der Umstand, dass ich, um von dem Dinge selbst zu reden, doch wieder seinen Namen aussprechen muss, erschwert das Verständnis ungemein. Gerade aber weil man an einen unauflöslichen Zusammenhang zwischen Wort und Sache glaubte, verirrte man sich dahin, das erstere gewissermassen zu verselbständigen: man that es eben *bona fide.* Das Bild bedeutete die Sache, das leugnete man nicht; nun aber hiess die Sache so und so; das Bild musste also doch auch für diesen Namen gelten! Gefährliche Klippe! Denn was so selbstverständlich und so natürlich scheint, beruht dennoch auf einer heillosen Verwechselung. Es hätte noch nichts weiter auf sich gehabt, wenn jedes Wort nur in einer einzigen bestimmten Bedeutung vorgekommen wäre; aber nicht nur, dass dieser Bedeutungen oft sehr viele sind, es treffen oft zufällig in einem und demselben Lautkomplex ganz heterogene Gegenstände zusammen, wie unser *Thor* einen nordischen Gott, einen Narren und eine Pforte zugleich vertritt, *Barden* bald dünne Speckscheiben, bald gallische Sänger bedeuten kann, *mehr* und *Meer, wahr* und *war* fürs Ohr völlig identisch sind. Die drei englischen Worte *Peas,* Erbsen, *Peace,* Friede und *Piece,* Stück, unterscheiden sich lautlich nicht; und wenn einmal ein Russe in einer pariser Buchhandlung *les voyages de Cyrus* verlangte, weil er glaubte, das Buch enthalte *les voyages de six Russes,* so trifft ihn kein anderer Vorwurf als der, dass er sich den Titel nicht hatte aufschreiben lassen. Ja, tausendmal für einmal ist ein Wort den Lauten nach

teilweise in einem anderen enthalten, zum Beispiel *Schaf* in *Schaf-fner*, *Ort* in *W-ort*, *an* in *M-an-n*. Hat man sich nun einmal darauf eingelassen, die Bilder nicht bloss für die Dinge, sondern auch für die Lautkomplexe zu nehmen, so wird man sie überall einschieben und einschmuggeln, wo sich besagte Lautkomplexe finden, und man gerät damit unwillkürlich auf einen Abweg, in eine von der Bilderschrift grundverschiedene Methode.

Nun ist allerdings diese Methode uns selber keine fremde, durchaus keine unerhörte: auf ihr beruhen alle jene Wortspiele, welche die Engländer *Puns* nennen, und nament- die schriftlichen Spielereien, deren die Unterhaltungsblätter voll sind und die unter dem charakteristischen Namen *Rebus* gehen. Alle Völker lieben *Rebusse* und pflegen sie, vorab die Franzosen; ist doch gerade die französische Sprache überreich an Homonymen, die bisweilen noch durch die Orthographie auseinandergehalten werden, wie zum Beispiel *ver, vers, vert* und *vair* oder *sang, cent, sans, sent, sens* und *s'en;* oft aber auch hier zusammenfallen, wie *voler* fliegen und *voler* stehlen, *louer* loben und *louer* vermieten, *fin* fein und *fin* Ende, *causer* verursachen und *causer* plaudern. Eine pariser Grisette schreibt an ihren Liebsten: *Viens de bonne·heure; j'aurai celui de te voir plus tôt* — wie soll das arme Mädchen wissen, dass *bonheur* etwas anderes ist als *bonne heure*, da doch eins klingt wie das andere? — Unter den Karikaturen, von welchen im Jahre VII, neuen Stils, die pariser Zeitungskioske strotzten, bemerkte man eine, welche der Erfolg zu einer Prophezeiung gestempelt hat. Der Zeichner hatte die Glieder des Direktoriums und darunter eine *Lanzette, Lattich* und eine *Ratte* dargestellt. Diese drei Gegenstände heissen auf französisch: *lancette laitue rat;* der Eingeweihte aber las:

l'an sept les tuera.

In Wahrheit kam in diesem Jahre Bonaparte plötzlich von Ägypten wieder, und wenn diese unerwartete Rückkehr nicht die Direktoren tötete, sagt ein zeitgenössischer Schrift-

steller, so tötete sie allerdings das Direktorium und seine Macht. Das historische Rebus erinnert an das Wappen der Familie *Racine*, das aus einer Ratte *(rat)* und einem Schwan *(cygne*, gesprochen *sign')* bestand.

Auch in Spanien sind dergleichen graphische Kunststückchen von jeher Mode gewesen. Den Sklaven brannte man einst mit einem glühenden Eisen ein *S* und einen Nagel auf der Schulter ein: ein Nagel heisst auf spanisch *clavo*, das Zeichen war also zu lesen: *Es-clavo*, das heisst: *Sklave.* Auf unzähligen spanischen Denkmälern, am häufigsten in Sevilla, bemerkt man die Devise oder die *Empresa* der Katholischen Könige Ferdinand und Isabella. Sie befindet sich gewöhnlich auf zwei Schilden, von denen einer ein Bündel Pfeile *(Flechas)*, der andere ein Joch *(Yugo)* darstellt; unter den Pfeilen steht in gotischer Schrift ein *F*, der Anfangsbuchstabe von *Flechas* und *Fernando*, unter dem Joche ein *Y*, der Anfangsbuchstabe von *Yugo* und *Ysabel.* Unter der Regierung der Katholischen Könige kamen diese beiden Initialen *F* und *Y* nicht bloss auf Denkmäler, sondern auch auf Waffen und Geräte, so auf die prachtvollen, metallisch glänzenden spanisch-maurischen Fayencegefässe zu stehen, die im XV. und XVI. Jahrhundert in mehreren Provinzen Spaniens hergestellt wurden. Die Worte TANTO MONTA, die man gewöhnlich neben dem Joche liest, sollen wahrscheinlich bedeuten: *Tanto monta Fernando como Ysabel*, das heisst die beiden Fürsten kommen sich an Grösse und an Macht gleich.

Die Stadt Sevilla, *la muy noble ciudad de Sevilla*, besitzt ihr eignes Wappen vom Jahre 1311; es stellt den heiligen Ferdinand dar, wie er, ein breites Schwert in der rechten Hand, auf seinem Throne sitzt, neben ihm stehen die beiden Schutzpatrone der Stadt, der heilige Isidorus und der heilige Leander; darunter liest man die Devise:

NO 8 DO.

Diese Devise oder *Empresa*, welche die Spanier *el Nodo*, das heisst *den Knoten* nennen, kehrt ebenfalls auf den Denk-

mälern Sevillas alle Augenblicke wieder; sie bildet abermals ein Rebus.

Als gegen Ende des XIII. Jahrhunderts der König Alfons der Weise von seinem Sohne Don Sancho entthront worden und die meisten Städte und Provinzen seines Reiches von ihm abgefallen waren, blieb ihm Sevilla allein treu. Zur Belohnung verlieh Alfons der Stadt den *Knoten*, welcher ihre feste Anhänglichkeit versinnbildlichen sollte; einen *Knoten* sollte die Figur, welche wie eine Acht aussieht und die zwischen den Silben *NO-DO* steht, zunächst vorstellen. Damit verband sich aber noch ein anderer geheimer Sinn. Der *Knoten* hatte die Form eines Gebindes Seide, eines sogenannten *Stranges* oder *Strähns*, spanisch *Madexa*. Legt man das letztere Wort in die beiden Silben ein, so entsteht die Phrase:

No-madexa-do

oder anders abgeteilt:

No m'[h]a dexado,

und das heisst: *sie hat mich nicht verlassen (dexar*, verlassen).

Noch ein Rebus aus Italien und aus der neueren Geschichte. A. D. 1857 machte Pius IX. seine famose Reise durch die Romagna und die übrigen Legationen des Kirchenstaats. Als er nach Bologna kam, erhielt er mit der römischen Post einen Brief, in welchem weiter nichts stand als:

Santo Padre! 610.

Die Zahl bedeutet, Ziffer für Ziffer gelesen, im Italienischen:

Sei uno zero,

das ist: *heiliger Vater, du bist eine Null*, und erinnert an den komischen Fehler, welchen Casanova seinem Sekretär Costa nie verzieh: der arme Teufel hatte die Stadt *Trient*, französisch *Trente* in Ziffern geschrieben: 30! — Es heisst, dass Pius IX., der sonst über Pasquinaden zu lachen pflegte, bei dieser den Mund verzog.

Wie gesagt, das sind *Rebusse*, wie man sie in Zeitschriften alle Tage liest — *Charaden*, wie sie Gustav Freytag in *Soll und Haben* aufführen lässt: das Wort *Referendarius* wird durch ein *Reh*, eine *Fee*, ein *Wettrennen* und den König *Darius*, hinter dem Alexander der Grosse steht; das Wort *Parthenia* durch ein *Ehepaar*, eine *Theegesellschaft*, eine Dame, die *Nie* und ein Bauermädchen, das *Ja* sagt, dargestellt, während Lenore beidemale als Ganzes, als *Referendarius* und als *Parthenia* erscheint. Schon recht, nur dass diese Rebusse und diese Charaden gar nichts anderes als moderne Hieroglyphen sind — nur dass die geistreiche Dame, die sie löst, ohne es zu ahnen, dieselbe Kunst braucht als irgend ein Champollion. Die alten Ägypter und Chinesen haben eben *Rebusse* gemacht und Bilderrätsel erfunden, die jede Redaktion für ihre *Spielecke* brauchen könnte. In der hieroglyphischen Schrift verlieren gewisse Zeichen für ein- oder mehrsilbige Lautkomplexe ihre ursprüngliche ideographische Bedeutung so weit, dass sie auch für andere Wörter oder deren Teile, welche denselben Lautkomplex fürs Ohr wiederholen, gebraucht werden. Altägyptisch *Mu* bedeutet Gewässer, *Ma* Löwe; im Koptischen hiess der letztere *Mui*, sodass beide Worte noch ähnlicher waren. Das Bild des Löwen konnte also auch für den Begriff *Wasser* verwendet werden und wurde es nach dem Zeugnisse des Plutarch (*Symposiaca* IV, *quaest.* 5. ed. Reiske Opera Vol. V, p. 663); ja, vermutlich ist auf diese Homophonie die bis zu uns gedrungene Sitte zurückzuführen, bei öffentlichen Brunnen das Wasser aus Löwenrachen hervorquellen zu lassen, welche Sitte allerdings auch daraus erklärt wird, dass der Nil zu steigen beginnt, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt (20. Juli); wenigstens steigt er dann rapid, die Nilschwelle beginnt bereits im Juni. Zoëga (*Numi Egizi*, p. 204) erklärt sich die Begriffsverwandtschaft abgeschmackter Weise aus den Katarakten des Nil, deren Heftigkeit und Getöse an das Löwengebrüll erinnere! —

Mögliche Zweideutigkeiten werden dann durch ver-

schiedene Hilfsmittel, namentlich durch hinzugefügte *Determinativa*, vermieden. Vielleicht lassen sich dadurch die schwierigsten Probleme der ägyptischen Mythologie sehr einfach lösen. Neben den ägyptischen Göttern gehen gewisse Tiere und gewisse leblose Gegenstände her, die ihnen bald nur als Attribute beigegeben, respektive mit ihnen verschmolzen, bald geradezu an ihre Stelle gesetzt werden, so dass sie sich unter einander auswechseln. So entspricht dem *Horus* der *Sperber*, der *Hathor* die *Kuh*, dem *Phtha* der *Stier*, der *Pacht* die *Katze*, dem *Sebek* das *Krokodil*, der *Isis* der *Thron*, der *Nephthys* das *mit einem Korbe geschmückte Haus*, der *Neith* das *Weberschiffchen*. Man hat nun namentlich bei den Tieren, die man ja bekanntlich auch göttlich verehrte, eine Analogie ihres Wesens mit den betreffenden Göttern erkennen wollen. Der Sperber eilt, wie die Sonne, durch den Luftraum und schwingt sich, gleich ihr, zur Himmelshöhe auf; die Kuh ist die grosse Mutter, der Stier der Erzeuger, die Katze ein Typus der Verliebtheit, das Krokodil der des Nilwassers u. s. w. Aber abgesehen davon, dass diese Analogie stellenweise hinkt, so sind doch nun auch noch die Throne und die Körbe und die Weberschiffchen da, die sich zu ihren Trägern genau wie die heiligen Tiere verhalten, wo aber jene Symbolik völlig versagt. Wie, wenn die ganze Parallele keinen anderen Grund als den lautlichen Gleichklang in der armen ägyptischen Sprache hätte, in der es von Homonymen wimmelt? Wenn die Kombination von Thron und Isis auf dasselbe hinausliefe wie etwa das Hinzumalen eines Scheunenthores zu der Figur des Gottes Thor, damit er leichter erkennbar sei? Wenn alle diese Tiere und Geräte eine Art von redenden Wappen darstellten, wie im spanischen Wappen das *Kastell* von *Kastilien*, der *Löwe* von *Leon* und der *Granatapfel* von *Granada?* In der That ist das um so wahrscheinlicher, als dergleichen Determinativzeichen, wie wir sehen werden, auch hinter die phonetisch ausgeschriebenen Gruppen als erklärende Elemente zu treten pflegen; in unserem Falle

würden sie freilich nicht sowohl die Sache als vielmehr den Namen andeuten sollen.

Ähnlich wie die ägyptische ist auch die chinesische Bilderschrift von der phonetischen Krankheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, ergriffen worden. Die chinesische Schrift wird in Säulen von oben nach unten und in Zeilen, welche sich von rechts nach links aneinanderreihen, geschrieben. Nun, wer jemals eine solche Zeile, etwa nur auf einer Theekiste des Himmlischen Reiches, gelesen hat, der weiss, dass sie aus zwei Gattungen von Zeichen zusammengesetzt sind: aus Begriffszeichen oder wirklichen Bildern *(wen)* und aus Lautzeichen oder Bildern, die ihre ursprüngliche Bedeutung verloren und an ihrer Statt eine phonetische angenommen haben *(tse)*. Die letzteren sind wie vorhin aus ersteren hervorgegangen. Die chinesische Schrift war ursprünglich eine reine Wortschrift, ein jedes Zeichen stellte einen Begriff dar, zum Beispiel ☉ die Sonne, ·.. oben, ·–· unten, wie die Astronomen den aufsteigenden Knoten durch ☊, den niedersteigenden durch ☋ bezeichnen. Die Bilder aber erwiesen sich teils als nicht ausreichend, teils als nicht klar; es wurden daher mehrere vereinigt, um neue Begriffe und Wörter zu bilden, zum Beispiel *zwei Bäume* um *Wald*, *zwei Weiber* um *Zank*, *Mutter und Kind* um *Liebe*, *Vogel und Mund* um *Gesang* auszudrücken. Weil nun diese zusammengesetzten Bilder genauer und vollkommener waren, kamen viele einfache Begriffszeichen, deren Aussprache als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnte, ausser Verkehr und dienten nur noch als phonetische Komplemente; man setzte sie ohne alle Beziehung auf ihre Bedeutung neben die Bilder, und dasselbe Ding fand sich einmal seiner Gestalt, das anderemal seinem Namen nach bezeichnet. Fast alle Blumen, Bäume, Fische, Vögel und viele andere Gegenstände, deren rein bildliche Darstellung unmöglich gewesen wäre, werden durch dergleichen Mischcharaktere ausgedrückt. So bedeutet zum Beispiel ein Sinogramm, das *li* ausgesprochen wird, wenn es allein ge-

braucht wird, eine chinesische Meile, zu dem Bild eines Fisches hinzugefügt, bildet es den Namen des Fisches *li*, das heisst einer Gattung des Karpfens, ich glaube des Goldfisches. Die Ägypter machten ganz dasselbe, nur umgekehrt. Sie hatten erst die Hieroglyphe für *li* geschrieben und dann den Fisch als Determinativ hinzugefügt. Hier jedoch bleiben die Chinesen stehen; in seine Elemente haben sie das Wort nie aufgelöst, um so zu der vollendetsten Gattung der Schrift, nämlich der Buchstabenschrift, zu gelangen.

Dagegen ist die Keilschrift, die im hohen Altertum an den Ufern des Euphrat und Tigris entstand und hier von den Chaldäern*) mit einem dreieckigen Stichel in feuchten Thon geritzt ward, Stufe für Stufe von einer Bilder- eine Wort-, und von einer Wort- eine Buchstabenschrift geworden: der horizontale und der vertikale Keil sollen ursprünglich identische Zeichen der Gottheit gewesen sein, ersterer bedeutet noch jetzt den Gott wie das Land Assur. Jetzt sehen diese Streifen und Striche nun allerdings Buchstaben so wenig ähnlich, dass Grotefend seiner Zeit erst beweisen musste, dass sie wirkliche Inschriften und nicht blosse Arabesken und Verzierungen seien. Am deutlichsten aber lässt sich jener Übergang in der ägyptischen Schrift verfolgen, wo er zugleich für uns am interessantesten ist; in ihrem merkwürdigen Organismus sind alle Stufen zugleich in einem ziemlich gleichmässigen Verhältnis enthalten.

Wer A sagt, muss auch B sagen; hat das Volk einmal das Wort vom Dinge getrennt und gleichsam eman-

---

*) Der Volksname *Chaldäer* wird gleich dem hebräischen *Kasdîm* mit der von den Chaldäern gebrauchten Keilschrift in Zusammenhang gebracht: *chaled* bedeutet im Syrischen eingraben, *kasad* im Arabischen einschneiden, und *chal* ist in der Sprache der Keilschriften der Pfeil. Da der Keil Symbol des Hermes ist, keilförmige Steine auf alten Gräbern vorkommen und die keilförmige Hieroglyphe *Hu*, das ist Fülle, identisch mit dem Zeichen des Gottes Ao oder des Adonis ist, so liegt dieser Schriftform jedenfalls eine religiöse, wahrscheinlich phallische Idee zu Grunde.

zipiert, so macht es ihm notgedrungen noch weitere Zugeständnisse und irrt immer mehr von seinem Prinzip ab. An dem Lautkomplex, mit dem es das Bild identifiziert, fällt ihm vor allem der Laut, mit dem er anhebt, der sogenannte Anlaut auf. *Achom* heisst Adler im Ägyptischen, *Mulag'* Eule; an *Achom* nun scheint *A*, an *Mulag' M* das Charakteristische zu sein. Was Wunder? Diese Buchstaben sind gleichsam Häupter und Anführer ihrer Schar. Von hier ist es nun nur ein Schritt bis zu dem Wagnis, die oben erwähnten Bilder nicht mehr für den gesamten Wortkörper, sondern nur für den besagten Kopf, den Adler für *A*, die Eule für *M* zu brauchen. Ganz analog ist zum Beispiel der Krokodilwächter, der auf den altägyptischen Denkmälern häufig erscheint, zum Buchstaben *U* geworden.

Zuerst also sonderte man das Wort vom Dinge, dann wieder vom Worte den Anlaut ab.

Eine Thatsache von unberechenbarer Wichtigkeit! Denn indem man nun auf die verschiedenen Arten, wie ein Wort anlauten konnte, achtete und von jeder einzelnen Akt nahm, gelangte man zu einem gewissen System der Laute überhaupt. Man lernte Vokale und Konsonanten und unter den letzteren, nach den bei ihrer Hervorbringung thätigen Organen, Kehllaute, Gaumenlaute, Zungenlaute, Zahnlaute, Lippenlaute unterscheiden — jedem schob man das Bild des Wortes unter, welches mit ihm anhob und begründete dergestalt ein primitives Alphabet, gewissermassen das Inventar der Lautelemente, welche man besass.

Die Folge war, dass man nun für ein Ding, das man vorher mit einem einzigen Bilde bezeichnete, ebensoviele Bilder brauchte, als sein Name Laute enthielt, und diese neuen Bilder standen ausser aller Beziehung zu dem Ding selber. Eine so prinzipielle Umwälzung konnte nur langsam vor sich gehen. Die literalen Bilder drangen zunächst ins Innere der Wortkörper; denn am Anfange brauchte man noch durchgängig das eigene Bild: es musste anstössig und ungerecht erscheinen, ein fremdes Bild gerade

für den Anfangsbuchstaben zu wählen, während man doch überhaupt das eigene Bild so gut wie das fremde zum Typus des Buchstabens hätte erheben können. Zum Beispiel das Wort *Anch,* das ist Leben, schrieben die Ägypter ursprünglich mit dem Henkelkreuz (☥). Wollten sie es nun alphabetisch schreiben, so hätten sie, nach dem Vorigen, das *A* durch einen Adler ausdrücken müssen. Das thaten sie aber nicht, sondern behielten, während sie *n* und *ch* aus dem allgemeinen Alphabet ergänzten, für *A* das Henkelkreuz bei. Erst allmählich gelangte das Bild des Adlers, so zu sagen, zur Alleinherrschaft und verdrängte die identischen Anlautzeichen vollkommen. Und so mit allen anderen Buchstaben.

Die Anzahl der für die 20—22 Laute der Sprache ausgewählten Hieroglyphen, welche in allen Fällen, wo nur der einzelne Laut geschrieben werden sollte, gebraucht werden konnten, wurde auf ungefähr 30 beschränkt. Man erlaubte sich auch hierbei noch einen gewissen Wechsel vollkommen homophoner Zeichen zur Bequemlichkeit in der Anordnung der Gruppen für das Auge. Die ideographischen Zeichen verschwanden damit noch nicht ganz; sie traten, wie vorher erwähnt, als Determinativa hinter die phonetisch ausgeschriebenen Gruppen, der vielen Homonymen wegen. Das vielgenannte *Anch* bedeutet Leben; aber es bedeutet auch Ohr, Spiegel, Ziege u. s. w. Der Leser würde nun leicht in Irrtum verfallen und *Anch nefer: ein schönes Leben* statt *eine schöne Ziege* übersetzen können, wenn ihm nicht das Determinativum zu Hilfe käme. Wie man bei uns, um jeder Verwechselung vorzubeugen, hinter den Gott *Thor* etwa einen Hammer und hinter den *Thoren* eine Narrenkappe zeichnen könnte, so malten die alten Ägypter hinter *Anch*, die Ziege, ihr geschwänztes Fell; hinter den Namen des Löwen, *Mui,* das Bild eines Löwen, hinter *Ab,* Elefant, das Bild eines Elefanten. Die Zeder heisst *Âsch;* weil aber Zedernholz duftet, so wurde hinter diese Buchstaben nicht nur ein Blatt, das Bild eines Baumes, sondern auch

ein Salbenbüchschen gesetzt. Die Trauer heisst *Senem;* weil sich aber die Männer bei der Trauer das Haar abschnitten, ward hinter *Senem* eine Haarlocke gezeichnet. Diese und ähnliche Gepflogenheiten erscheinen gewissermassen wie Spuren der ursprünglichen Ideographie, welche das Volk noch nicht Zeit gehabt hat, völlig zu überwinden und abzuschütteln. Die ägyptischen Buchstaben stehen, so zu sagen, noch nicht recht auf ihren eigenen Füssen, sie sind noch nicht ganz reif und ausgeboren, sondern noch in der Geburt begriffen und mit ihren mütterlichen Eihäuten bedeckt. Aber den Weg, den sie dabei nehmen, die Stelle, wo sie keimen und wo sie das Volk gewissermassen abpflückt, haben wir glücklich aufgefunden.

Es ist genau dieselbe, wo die Taubstummen, wenn sie die Buchstaben des Alphabets erlernen, ihre Konsonanten pflücken. Während die fünf Vokale gewöhnlich durch die fünf Finger der linken Hand repräsentiert werden, geschieht die Darstellung der Konsonanten auf folgende Art: *B* (der Anfangsbuchstabe von *Barba*) durch Berührung des Bartes, *C (Crinis)* durch Berührung des Haares, *D (Dens)* durch Berührung der Zähne, *F (Frons)* durch Berührung der Stirne; bei *G (Genu)* wird auf das Knie gezeigt, bei *H (Humerus)* die linke Schulter berührt, bei *L (Lingua)* auf die Zunge gedeutet, bei *M (Manus)* die Oberfläche der linken Hand, bei *N (Nasus)* die Spitze der Nase berührt. Die übrigen Mitlaute werden durch eine eigentümliche Stellung und Verbindung der Finger dargestellt.

III. Das griechisch-phönizische Alphabet.

Die Schrift tritt in den Dienst der Lautsprache — die Phönizier bekommen die ägyptischen Buchstaben in die Hände und geben ihnen neue, aber gleich anlautende Namen — das Beth und das Gimel in den Schulen Karthagos zur Zeit der Vandalenherrschaft — aus dem phönizischen Alphabet gehen die verbreitetsten Schriftarten der Erde, die arabische und die lateinische hervor — Kadmus bringt sechzehn Buchstaben nach Griechenland — die Figuren werden umgekehrt und die Zeichen für Hauchlaute in Zeichen für Vokale verwandelt — durch die Griechen Siziliens und Unteritaliens wird das phönizische Alphabet den Römern übermittelt — H wird wieder Zeichen der Aspiration — Geschichte der Buchstaben F, Y, Z — Verhältnis der beiden Buchstaben C und G — Aussprache des C im alten Rom — Cicero und die Kichererbsen — Erinnerung an die Sizilianische Vesper.

So trat also die natürliche Schrift, unvollkommene, aber ursprüngliche Dolmetscherin der Gedanken, bald nach ihrer Entstehung in den Dienst der sogenannten Sprache, um die Elemente eines grundverschiedenen Idioms, die Laute, zu fixieren und sie bald in Säulen, bald wagerecht, bald von rechts nach links, bald von links nach rechts, bald wie in Solons Gesetzen *ochsenwendig* auf Erz und Marmelstein zu zaubern. Wer mochte damals den Flug ahnen, den diese dreissig ägyptischen Zeichen nehmen würden? Löscht sie aus, und eine Welt versinkt in Finsternis. Sie waren nicht das Resultat der langen Überlegungen eines sachverständigen Gelehrten, sie waren nichts weniger als ein *Standard-Alphabet* — vielmehr ganz und gar entwertete und bedeutungslose Bilder, auf gutes Glück aufgegriffen, weil dem ersten besten Wort entsprechend, weder besonders charakteristisch noch besonders einfach, noch besonders vollständig, noch überhaupt besonders für ihren Zweck geeignet. Das Glück begünstigte sie. Es spielte sie geschickt den Phöniziern in die Hände, den grossen Kaufleuten und Seefahrern des Altertums, die sie vielleicht zuvörderst als Zahlzeichen übernahmen, und trieb die alten kanaanitischen Schriftzeichen daraus hervor, die ältesten Buchstaben, von denen wir wissen.

—

Phoenices primi, famae si creditur, ausi,
mansuram rudibus vocem signare figuris.

Sie entlehnten angeblich dem hieratischen Alphabet 22 Buchstaben, die freilich mit den Hieroglyphen meist gar keine Ähnlichkeit besassen und denen sie auch ganz neue Namen gaben: dort war *A* der Adler *(Achom)*, hier ist es der Stierkopf *(Aleph)*, wenn dieser Name nicht vielmehr Häuptling, gleichsam Anführer der Buchstabenschar, bedeutet, wie der Araber die erste Sure des Koran *el-Fatiha*, den Anfang, nennt; dort war *B* entweder der Fuss oder ein Schwimmvogel, der die Seele bedeutet *(Bk)*, hier ist es ein Zelt *(Beth)*; dort war *M* die Eule *(Mulag')*, hier ist es die Wasserwelle *(Mem)*. Dafür fällt bei der oberflächlichsten Betrachtung etwas auf: dass auch die phönizischen Buchstaben mit dem Anlaut ihrer Namen identisch sind. Doch wird man sich hier umgekehrt die Buchstaben als das Primäre und die Namen als das Sekundäre zu denken haben, und noch dazu scheint bei der Auswahl sothaner Namen oft nur auf den Buchstaben, keineswegs auf das, was er darstellte, Rücksicht genommen worden zu sein. Zum Beispiel, wir wollen einmal *Beth* und *Daleth* als Bilder eines Zeltes und einer Zeltthüre gelten lassen, obgleich auch dazu schon einige Phantasie gehört; aber in dem *Gimel* einen Kamelhals, in dem *Resch* einen Kopf, in dem *Koph* ein Axtloch erkennen zu sollen, scheint mir doch allzu viel verlangt, und man wird sich denken müssen, dass die Phönizier die überkommenen Buchstaben ohne viel Federlesens mit den ersten besten gleich anlautenden Namen betitelten. Zur Zeit der Vandalenherrschaft stachen die syrischen und jüdischen Knaben in den Schulen Karthagos mit den Fingern in die Luft, um den Sinn eines alten Buchstabenrätsels herauszubohren:

Das Gimel wird das Beth verderben
und wieder das Beth das Gimel —

und sie merkten allmählich, dass das *Beth* die byzantinischen Feldherren *Basiliskus* und *Belisar*, das *Gimel* die beiden

Vandalenkönige *Genserich* und *Gelimer* bedeute; denn Genserich schlug den Basiliskus aus dem Lande und Belisar den Gelimer. Wie man hier dem *Beth* und *Gimel* die vier Personennamen substituierte, so mochten die alten Phönizier ursprünglich *Beth* und *Gimel* selbst den hieratischen Buchstabennamen nur mit Rücksicht auf *B* und *G* substituieren. Die ganze Hypothese von dem ägyptischen Ursprunge der phönizischen Schrift hängt eigentlich von dem Grad unserer Bereitwilligkeit ab, die Zeichen, wie sie in alten phönizischen Inschriften vorliegen, den gleichbedeutenden hieratischen der Ägypter ähnlich zu finden. Der französische Ägyptolog Emanuel de Rougé findet sie ähnlich; Wuttke findet sie nicht ähnlich. Er leitet sie aus der Keilschrift ab, welche aber nach ihm aus ägyptischen Anregungen entstanden ist. Fest steht nur, dass das phönizische Alphabet seinerseits als die Mutter fast aller Alphabete der neueren Kulturvölker zu betrachten ist.

Aus ihm gingen mittelbar die beiden verbreitetsten Schriftarten der Erde, die arabische und die lateinische, hervor, die mit dem Koran und mit dem Evangelium über alle Lande getragen worden sind. Jene, die sich in der Stadt Kufa aus der Schrift der syrischen Christen, dem sogenannten *Estrangelo,* entwickelte, wollen wir einstweilen ihrem Schicksal überlassen; die Entstehung dieser, zugleich unserer eigenen, müssen wir sofort ausführlicher beleuchten.

Die phönizischen Kaufleute führten viele Schmucksachen aus Gold und Silber, Edelsteine und herrliche Purpurgewänder nach Griechenland; aber die köstlichste Warenprobe brachte wohl der phönizische Prinz Kadmus; er brachte sechzehn von den Buchstaben seines Volkes. Ob sie zugriffen, die Hellenen! Sie nahmen ohne Umstände die Zeichen mit den Namen. Das *Beth* wurde *Beta,* das *Gimel: Gamma,* das *Daleth: Delta; Lambda,* der Ochsenstecken, *My* die Welle, *Ny* der Fisch sind semitische Buchstaben und Fremdwörter, wo nur, wie bei *Γ* und *Δ* die Figur umgekehrt erscheint, weil die Griechen, die erst ebenfalls von

der rechten zur linken Seite, dann nach Art pflügender Ochsen *(bustrophedon)* schrieben, es schon zu Herodots Zeiten von der linken zur rechten Seite thaten. Ausserdem aber beliebten sie noch eine andere Veränderung des Systems. Das phönizische Alphabet bezeichnete vorzugsweise die Konsonanten und überliess die Vokale dem Leser zur Ergänzung, weil die Semiten überhaupt die Konsonanten als die eigentlichen Träger der Bedeutung eines Wortes behandeln und durch die Vokale nur gewisse Schattierungen dieser Grundbedeutung ausdrücken. Anderseits enthielt es mehrere Zeichen für Hauchlaute, die im Griechischen nicht vorkamen und dem indogermanischen Organe, wie einem unvollkommenen Instrument, abzugehen scheinen. Es fand daher eine Fusion von Zeichen für Hauchlaute in Zeichen für Vokale statt. Das *Aleph* wurde zum Rang eines *Alpha*, das *Cheth* zum Rang eines *Eta*, das *He* zum Rang eines *Epsilon*, das *Aïn* zum Rang eines *Omikron* erhoben. Der sechste Buchstabe im phönizischen Alphabet hiess *Vav*, was einen Nagel bedeutete; aus ihm entstand das sogenannte *Digamma* (F), welches, wie der Laut *V* selbst, im späteren Griechisch verloren ging, aber an dessen Stelle Pythagoras das *Ypsilon* erfand, um dem Menschen die Scheidung des Lebensweges zum Guten und zum Bösen anzudeuten. Damit endlich kein Jota fehle, ward aus dem phönizischen Zeichen für *j* das griechische *I* gewonnen. Gleichwohl war der gelehrte General Palamedes, der mit Agamemnon gegen Troja zog, noch nicht zufrieden, namentlich vermisste er das *Ix*, das der Schleifstein des Schülerverstandes ist. Er, der die Würfel, die Wage, die Leuchttürme, die Masse und so viele andere nützliche Sachen erfunden hatte, ersann auch vier schöne Buchstaben, das *Theta*, das *Phi*, das *Chi* und das *Xi*, und beschloss so glorreich das erste *Alphabet*, das fortan nicht nur den griechischen Klassikern zur Aufzeichnung der höchsten Meisterwerke, sondern hernachmals auch den Christen des Morgen- und Abendlandes, dem koptischen Patriarchen für seine Homilien, dem Apostel der

Slaven und dem gotischen Bischof für seine Bibelübersetzung diente. Unter den vielen Formen desselben gelangte die aus 24 Zeichen bestehende ionische, wahrscheinlich als Schrift der Homerischen Gesänge, zur alleinigen Herrschaft, und wurde zu Athen Ol. 94, 2 angenommen, um dieselbe Zeit wohl auch in ganz Griechenland.

Der besondere Genius dieser dreissig Zeichen, welcher dieselben, wie ein guter Vater seine Kinder, zuerst bei Kaufleuten, dann bei Schöngeistern und Schriftstellern in Pension gegeben, wollte sie nun, wo er sie hinlänglich vorbereitet glaubte, in die grosse Welt einführen:

> pueros ausus Romam portare, docendum
> artes quas doceat quivis eques atque senator
> semet prognatos.
>
> Horaz *Satirae* I, 6, 76.

Er liess sie durch die Griechen Siziliens und Unteritaliens in der Residenz vorstellen. Die Römer nahmen sie gut auf und adoptierten sie nach Form, Bedeutung und Namen, welche letzteren sie indes häufig abkürzten (*Be* statt *Beta*). In der That können ja die griechischen und lateinischen Zeichen für *B*, für *M*, für *N* kaum unterschieden werden. Offenbar war die römische Schrift nur eine der vielen altitalischen Schriften, die allmählich durch sie verdrängt wurden, die aber doch selbst nicht ohne Einfluss auf sie geblieben sind; zum Beispiel sieht das römische *D* dem umgekehrten faliskischen *D* viel ähnlicher, als dem dreieckigen griechischen *Delta*, das lateinische *R* erinnert durch das Strichlein unten (das sich allerdings auch schon an dem *Rho* von Melos, Korinth, Anaktorion und Athen selber findet) durchaus an das faliskische und messapische *R*; und vielleicht sind diese Schriftarten auch direkt von der phönizischen beeinflusst worden. Bekannt ist, dass der gelehrte Kaiser Claudius drei neue Buchstaben in das römische Alphabet einführen wollte: sie wurden während seiner Regierung auch wirklich angewendet und fielen mit ihm. Übrigens hatten die einzelnen Buchstaben wirklich

ihre Schicksale wie die Menschen, ja, teilweise wurde sogar die obenerwähnte Fusion der Hauchlaute in Vokale wieder rückgängig gemacht. Das *H* war zwar im älteren griechischen Alphabet ebenfalls als Zeichen der Aspiration, später aber als *Eta* verwendet worden. In der römischen Schrift erschien das Zeichen nun wieder für den Hauch, weil langes und kurzes *E* verschmolz, und nur der Umstand, dass man ihm in der Versmessung keine Geltung zukommen liess, erinnert an die geringe Achtung, die man vor ihm hatte. Das obenerwähnte Digamma erhielt sich unter dem Namen *F*, anfangs das *Vav*, dann, nachdem sich dieses aus dem *Ypsilon* entwickelt, den harten Laut des griechischen *Phi* vertretend; *Ypsilon* und *Zeta* erscheinen erst gegen das Ende der Republik bei den Römern, welche diese Buchstaben an das Ende des Alphabets setzten, und nun statt *ab ovo usque ad mala* auch sagen konnten: *von A bis Z.* Das griechische *Zeta* zeigte in seiner ältesten Form (I) viele Ähnlichkeit mit dem phönizischen und hebräischen Schriftzeichen des *Zaïn;* manche wollen aus eben derselben Figur das lateinische *S* entstanden wissen, so dass sie dann im lateinischen Alphabet doppelt vorhanden wäre. Wirklich lässt sich die altitalische Form des *S: Z* als eine Verschiebung jenes *I,* oder schon das griechische *Sigma (Σ),* welches auch in altitalischen Schriften wiederkehrt, als ein um einen Strich bereichertes *Z* auffassen, wenn man will. Besonders merkwürdig ist die Geschichte des lateinischen *C.* Vielleicht hat schon mancher darüber nachgedacht, warum es bei uns heisst *ABC* und im Griechischen *Alpha Beta Gamma.* Nun *C* ist in der That nicht nur seinem Rang, sondern auch seiner Gestalt und Aussprache nach der Nachfolger des griechischen Gamma (LECIONES = LEGIONES), der aber den verwandten K-Laut schon frühzeitig in sich schloss und daher allmählich für das Kappa in Gebrauch kam. Weil nun aber wiederum das G fehlte, so schuf man ein solches gegen die Zeit des zweiten Punischen Krieges aus dem C durch eine leichte graphische

Veränderung desselben. Man machte ein (von den modernen Österreichern, die zum Beispiel die Station Golling: COLLINC schreiben, wieder vergessenes) Häkchen an das C: G und schob nun das G zwischen f und h an der siebenten Stelle ein. Hieraus geht übrigens hervor, dass im alten Rom C vor i und e, nicht wie *ts*, sondern wie *k* gesprochen worden ist, und dass man *Kaesar* und *Kikero* gesagt hat, wie wir *Kaiser* und *Kichererbsen* sagen, daher auch Plutarch diese Namen mit *Καῖσαρ* und *Κικέρων* transskribiert.

Man darf annehmen, dass *C* während der ganzen Dauer des weströmischen Reiches vor allen Vokalen wie *K* geklungen hat, ja selbst nachher kann diese Aussprache noch nicht gleich verschwunden sein, wie die vielen lateinischen ins Deutsche übergegangenen Wörter beweisen, die sich erst seit der Völkerwanderung festgesetzt haben können, zum Beispiel *Kerker (carcer)*, *Keller (cellarium)*, *Kiste (cista)*, *Kirsche (cerasus)*, das ebenerwähnte *Kicher (cicer)* u. s. w. Auch in griechisch geschriebenen Urkunden des VI. und VII. Jahrhunderts sieht man *c* vor *i* und *e* mit *k* wiedergegeben: *φεκιτ* = *fecit*, *φεικαεροµ* = *fecerunt*, *πακειφικος* = *pacificus*, *κρουκες* = *crucis*, *κιβιτατε* = *civitate* u. s. w.; erst später sieht man *τζερτα* = *certa*, *ιντζερτος* = *incertos*. Im VII. Jahrhundert wird es in den beiden östlichen romanischen Sprachen üblich geworden sein, *c* vor *e*, *i*, *ae* und *oe* als harten Palatal *(ć)* und in den vier westlichen ihn als Sibilant *(ç)* zu sprechen, und seit dem VIII. Jahrhundert mag es dann vor *e* und *i* auch im deutschen Alphabet für *z* gegolten haben.

Es ist bekannt, dass der Name des grossen Redners nicht bloss wie *Kicher* ausgesprochen, sondern ganz eigentlich von dieser Erbsenart (lateinisch *cicer*) entlehnt worden ist, weil der erste Cicero entweder ein fleissiger Bauer derselben war oder, nach Plutarch, weil er an der Nasenspitze ein garbanzosartige Kerbe hatte. Nicht minder ist bekannt, dass die Kichererbsen eben ihrer Aussprache wegen einmal

verhängnisvoll für Tausende geworden sind. Das alte *cicer* lebt in französisch *chiche,* italienisch *cece* und *cicerchia* (lateinisch *cicercula*) fort; in Sizilien sagt man einfach *ciceri.* Nun bei der sizilianischen Vesper gab man den Flüchtlingen auf, dieses *ciceri* auszusprechen; die Franzosen konnten das nicht, sondern brachten nur entweder *siseri* oder *schischeri,* aber niemals das palatale *tschitscheri* heraus, und daran wurden sie erkannt. Der Kustode von S. Giovanni degli Eremiti unterlässt es nicht, den Fremden diese an das hebräische *Schibboleth* erinnernde Anekdote zu erzählen.

IV. Die lateinische Schrift in Deutschland.

Durch Ulfilas und Cyrillus kommt die griechische Schrift zu den Germanen und zu den Slawen — die Cyrillica bildet die Grundlage der russischen Schrift — die ältesten Schriftzeichen der Germanen waren die Runen — sie sind aus dem lateinischen Alphabet hervorgegangen — das *Futhark* — jede Rune hatte einen bestimmten Namen, der bald aus der Mythologie, bald aus dem Leben genommen war — die Runen wurden auf *Buchstaben* eingeritzt, welche man zur Losung und Weissagung benutzte — sie galten als Zauberzeichen — allmählich fingen die Runen an, nur den Anlaut ihres Namens zu vertreten und wurden schliesslich zu Lautzeichen überhaupt — seit dem V. Jahrhundert wird das Runenalphabet, als ein deutsches und heidnisches, durch das lateinische Alphabet verdrängt — die Mönche, die lange im alleinigen Besitze der Schreibkunst waren, machten eine ganz neue Schriftart daraus, die *deutsche* oder *gotische* — dieselbe ist jedoch nichts Deutsches — von den Klöstern ist auch der Missbrauch ausgegangen, die Hauptwörter gross zu schreiben — die phonetische und die historische Schreibweise — man soll nicht dieselben Laute durch verschiedene Zeichen, noch verschiedene Laute durch dieselben Zeichen wiedergeben — was dasselbe ist: jeder Laut soll nur einunddasselbe Zeichen und jedes Zeichen nur einenunddenselben Laut haben — wie viel ein deutsches Kind Unterrichtsstunden braucht, um fest in der Orthographie zu werden — Vereinfachung der Zeichen — mit allen ihren Mängeln ist doch auch unsere Schrift ein Erbteil uralter Weisheit — jedes geschriebene Wort ein optisches Vexierbild — dieses Buch, welches die Schrift als einen Ableger der Sprache ohne Worte zu erweisen sucht, wäre selbst ohne die Schrift nicht denkbar.

Während sich so das griechisch-phönizische Alphabet im römischen Reiche weiterentwickelte, gelangte es durch

das Christentum auch in solche Länder, die in keinem oder doch nur in entferntem Zusammenhange mit der Kultur der Römer standen. Wir erwähnten bereits oben den gotischen Bischof und den Apostel der Slawen. Der gotische Bischof war Ulfilas, welcher im IV. Jahrhundert die Bibel ins Gotische übersetzte und sich zu dem Zweck aus dem griechischen Alphabete eine neue Schrift schuf; der Apostel der Slawen war Cyrillus, welcher im IX. Jahrhundert die Bibel für die Mähren ins Slawische übersetzte und zu dem Ende die griechische Majuskelschrift auf das Slawische übertrug. Diese sogenannte *Cyrillische Schrift* oder die *Cyrillica*, die beim Druck der Kirchenbücher der griechisch-katholischen Slawen noch heute angewandt wird, bildet die Grundlage der russischen Schrift. Ulfilas hatte seine Schrift an Stelle des alten gotischen Runenalphabets gesetzt, von dem er mit ehrfurchtsvoller Schonung soviel beibehielt, als nur irgend zulässig war; und dieses Runenalphabet, nach den sechs ersten Zeichen *Futhark* genannt, war seinerseits aus dem lateinischen Alphabet und zwar aus dem Kapitalalphabet der ältesten Kaiserzeit gebildet worden — in den Eddaliedern werden die Runen, diese Geheimzeichen einer frühen Periode, freilich auf Odin oder Wuotan zurückgeführt, der sie bevorzugten Menschen mitgeteilt haben soll. Gewiss ist, dass die Runen die ältesten Schriftzeichen der Germanen gewesen sind und dass sie am ersten das darstellen würden, was man als eine nationale, deutsche Schrift bezeichnen könnte; denn was gegenwärtig als eine solche im Gegensatz zur lateinischen namhaft gemacht und zärtlich gehegt und gepflegt, ja als dem Auge wohlthuend betrachtet wird, ist erst recht nur eine Abart der lateinischen Schrift, die sich etwa zum Runenalphabet verhält, wie der heilige Martin zu Allvater. Eine deutsche Schrift scheint es überhaupt niemals gegeben zu haben; wenn wirs aber nicht anders thun wollen, so müssen wir Odins Runen lernen.

Wir treffen die Runen genau auf jener Entwicklungs-

stufe, auf welcher sich die Hieroglyphen befanden, als sie zu den Phöniziern wanderten, nämlich auf der, dass sie keine Gegenstände mehr, sondern alle mit ihrem Namen gleich anlautenden Wörter bezeichneten. Wie dort das *G*-Bild den Namen *Gimel* und das *K*-Bild den Namen *Koph* erhielt, so nannten zum Beispiel die alten Angelsachsen das Zeichen für *F*: *Feoh*, das ist Vieh, das Zeichen für *O*: *Ôs*, das ist Gott, das Zeichen für *T*: *Tiv*, das ist Kriegsgott, das Zeichen für *R*: *Râd*, das ist Wagen, das Zeichen für *B*: *Beorc*, das ist Birke, das Zeichen für *L*: *Lagu*, das ist Meer oder Wasserstrom, ohne dabei an eine andere Übereinstimmung als die im Anfangsbuchstaben zu denken. Es war gleichsam nur eine Fusion der alten mitüberlieferten, aber unverständlichen phonetischen Namen in neue, einheimische. Die letzteren wurden nun abermals stabil, so dass jede Rune einen bestimmten Namen hatte und, wie eine konventionelle Hieroglyphe, das damit gemeinte Ding vertrat.

Entweder nun, dass diese Runennamen schon vorher besonders wichtige Begriffe waren, oder dass man sie erst als solche zu bearbeiten und auszudeuten anfing: jedenfalls war man allmählich imstande, mit ihnen den ganzen Kreis der damals vorhandenen Ideen zu erschöpfen. Zunächst benutzte man die logische Elastizität der Begriffe selbst, indem man zum Beispiel *Vieh*, gleich dem lateinischen *Pecunia*, für Geld und Reichtum im allgemeinen brauchte; dann aber wusste man durch abermalige Determination der solchergestalt erweiterten Begriffe neue Wörter zu gewinnen, zum Beispiel *lagu-râd*, das ist Meerwagen oder Schiff, *râd-ôs*, das ist Wagengott oder der Gott Thor; Birke mit Gold zusammen bedeutete eine Frau, ein männlicher Baumname mit einem Synonym von *feoh* zusammen einen Mann u. s. w. Alle diese Modifikationen und Kombinationen der Begriffe machten nun natürlich auch die Runen durch, welche ihnen gleich waren.

Diese Runen wurden von den alten Germanen auf buchenen Stäben, sogenannten *Buchstaben* eingeritzt, welche

man dann zur Losung und Weissagung benutzte. Die hölzernen Stäbchen, die man mit unsern bleiernen Lettern vergleichen kann, wurden auf ein ausgebreitetes Tuch geschüttet, dann in zufälliger Folge wieder aufgenommen und zu Orakeln benutzt. Es galt für die aufgenommenen Runen einen Vers zu finden, in welchem die Runenstäbe als Reimstäbe standen. Die Übertragung des Anlautzeichens auf das Stäbchen, auf welchem es eingeritzt wurde, war eine sehr natürliche; aber wunderbar, wie sich die längst unverstandene Benennung in allen deutschen Sprachen bis auf heute erhalten hat; nur im Englischen ist das Wort erloschen und verdrängt durch *letter,* obgleich *book* und *staff* in der Sprache leben. Dafür haben die Engländer die uralte Bezeichnung für schreiben, *to write* = *reissen*, das ist einritzen, bewahrt, für die wir das lateinische Fremdwort setzten.

In Italien werden mitunter bei Verlosungen Stäbchen an die Mitspieler verkauft, auf denen die Nummern stehen; so wie diese *stecche,* mögen etwa unsere Buchstaben ausgesehen haben. Auch an die *Belomantie* darf man denken, wo mit Pfeilen wahrgesagt ward, die man aus Köchern zog, namentlich aber an die *Astragalomantie,* die Wahrsagung mit Würfeln, worauf Buchstaben stehen, aus denen man nach jedesmaligem Würfeln eine Antwort auf die vorgelegte Frage zusammensetzt.

Wie nun durch alle Völker der Glaube geht, dass im gebundenen, feierlich gefassten Wort eine zauberische Kraft verborgen ruhe, die zu Segen und Fluch gedeihlich verwendet werden möge, so verehren sie auch ihre Buchstaben, solange sie ihnen noch neu sind, als etwas Heiliges und Übernatürliches und wie göttliches Geflüster und *Geraune.* Daher wurden unsere Runen zu mystischen Zeichen, die der Magier unter bestimmten Gebetesformeln auf Waffen, auf Trinkhörner, auf Steuerruder ritzte, etwa wie man noch jetzt Drudenfüsse an die Stallthüren zeichnet, um die Hexen abzuhalten, oder wie man sich bekreuzt, um der Versuchung

des Bösen zu entgehen. Die siegbringende Rune *Tius* grub der Germane auf das Schwert, und wenn er sich vor schädlichem Tranke wahren wollte, so zeichnete er das heimische Zeichen des *N*, die Rune *Not*, auf den Nagel des Fingers, mit dem er das dargebotene Trinkhorn ergriff. Doch wurde darüber die eigentliche, einfache Bedeutung der Runen nicht vergessen, vielmehr machten diese deutschen Buchstaben ganz die oben geschilderte normale Entwicklung durch: wie die Hieroglyphen, fingen sie an, nur den Anlaut ihres Namens zu vertreten und wurden sie schliesslich zu Lautzeichen, die für jede Stelle im Wort anwendbar waren. Wahrscheinlich geschah dies nicht ohne Einfluss der römischen Buchstabenschrift, welche die Germanen bei den Nachbarvölkern kennen lernten. Doch sind die Runen niemals in ausgedehnter Weise als Schriftzeichen verwendet und meist nur zu kürzeren Inschriften auf Holz, Metall und Stein verwendet worden; die älteste bekannte Runeninschrift stand auf einem 1734 bei Gallehuus, unweit Mögeltondern in Schleswig, gefundenen, später aber aus der königlichen Kunstkammer in Kopenhagen gestohlenen und von den Dieben eingeschmolzenen goldenen Horn. Den Fundort passiert man auf der Route nach Sylt. Mit Feder und Tinte auf Pergament sind Runen nur sehr selten geschrieben worden, und sie dienten hinfort nur zu einer Art von Chifferschrift, in welcher zum Beispiel Ekkehard, damit kein Unberufener ihn lese, einen Brief an seinen Neffen schrieb.

Denn mit dem Christentum und der römischen Zivilisation fand das lateinische Alphabet bei der grossen Mehrzahl der europäischen Völker Eingang und verdrängte vom V. Jahrhundert an unser nationales *Futhark*. Es war so wenig ein unvollkommenes zu nennen, dass im Gegenteil andere Alphabete daraus ergänzt worden waren, und die Römer selbst, wie Faulmann wahrscheinlich macht, ihr *R*, die Griechen ihr altes *B* aus unseren Runen entnahmen; Ulfilas, welcher im vierten Jahrhundert das griechische Alphabet der gotischen Sprache anpasste, nahm die fehlen-

den Zeichen ebenfalls aus dem Runenalphabet herüber; und wenn der fränkische König Chilperich, ein merovingischer Claudius, die vier neuen Buchstaben, die er zur Bezeichnung der deutschen Laute: *ô, â, th* und *w* brauchte, nicht selbst ersonnen hätte, er würde sicher gleichfalls auf das Alphabet seiner Ahnen zurückgegriffen haben. Aber es war freilich ein deutsches und heidnisches, zwei Begriffe, die sich deckten; es musste also ausgerottet werden. Das Christentum und Rom unterbrachen die Entwicklung unserer Sprache, unserer Religion, unserer gesamten Nationalität. Sie störten auch unsere Schrift.

Das letztere wäre weniger zu bedauern, wenn wir dadurch unser Teil zu der Einheit hinzugethan hätten, welche, wie die Münzeinheit, die Einheit des Zahlensystems, ja die Einheit der Sprache, im Interesse der Zivilisation und der Bequemlichkeit des Völkerverkehrs ist. Fast alle europäischen Völker bedienen sich des von den Römern entlehnten Alphabets, und es ist bereits eine Art *Standard-Alphabet*. Leider aber gehen wir dieser Einheit wiederum verlustig, weil wir die lateinische Schrift nicht in ihrer ursprünglichen Einfachheit belassen, sondern die Schnörkeleien und die unberufenen Ziererereien der Mönche adoptiert haben, die lange im alleinigen Besitze der Schreibkunst waren und eben eine ganz neue Schriftart, die sogenannte *deutsche* oder *gotische*, daraus machten — die Franzosen und die Engländer haben solche Verirrungen gleichfalls durchgemacht, sind aber meistenteils zu den alten, einfachen Buchstabenformen zurückgekehrt. Bei uns dagegen wird die Antiqua nur vereinzelt und in wissenschaftlichen Werken angewendet; ein Buch, das eine weite Verbreitung haben soll, und zum Beispiel eine Zeitung wagt kein Verleger anders als in Fraktur zu drucken, weil sich das deutsche Volk erfahrungsmässig an der lateinischen Schrift stösst; und ein Fremder muss nun unsere Schrift erst lesen lernen, wie wir die russische. Schliesslich, dass dem einen die Antiqua, dem anderen die Fraktur gefällt, ist Geschmack-

sache, und darüber, was dem Auge wohlthut und nicht wohlthut, lässt sich nicht rechten. Sanders erklärt die lateinische Schrift für schädlich; andere wollen im Gegenteil mit grösserem Rechte in unserer eckigen Druckschrift die Hauptursache der Kurzsichtigkeit erblicken, die notorisch in keinem Lande Europas so verbreitet ist, wie in Deutschland. In der That, wo die lateinische Schrift sanfte, dem Auge wohlthuende Rundungen zeigt, ist die deutsche scharf und zackig; wo jene einfache, klare, sofort erkennbare Formen bietet, da ist diese gestrichelt, ineinandergehakt und gleichsam verfilzt. Man vergleiche nur einmal

s mit 𝔰
k mit 𝔨
ch mit 𝔠𝔥
B mit 𝔅
V mit 𝔙
G mit 𝔊
K mit 𝔎
C mit ℭ
E mit 𝔈

oder, um einen ganzen Komplex herauszugreifen,

GASTWIRTSCHAFT mit 𝔊𝔄𝔖𝔗𝔚𝔍ℜ𝔗𝔖ℭℌ𝔄𝔉𝔗.

Beim Lesen eines Buches wirken diese qualvollen und schwierigen Buchstabenformen nicht vereinzelt, sondern in Masse, und die Reizung, welche sie auf der Netzhaut bedingen, wird ins Unendliche vervielfacht. Grimm bemerkt in der Einleitung zu seinem Wörterbuch: *es verstehe sich von selbst, dass die ungestalte und hässliche Schrift, die noch immer unsere meisten Bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten Völker von aussen barbarisch erscheinen lasse, beseitigt bleiben müsse.* Aber diese Schrift für etwas deutsches zu halten, ist jedenfalls ein Irrtum.

Viele Leute haben die Gewohnheit, nicht nur ihren eigenen Namen, sondern auch fremde Eigennamen bei Unterschriften oder auf Briefadressen mit lateinischer Schrift

zu schreiben. Das that auch Goethe, der den in seinem Namen enthaltenen Umlaut von *o* demgemäss mit *oe* statt mit *ö* wiedergab. Dieses *oe* behielt er dann auch in der deutschen Schrift bei, und daher die allgemeine, aber undeutsche Schreibung *Goethe*, die nur für die Antiqua passt.

In engem Zusammenhange mit der Korruption der edlen lateinischen Schrift steht ein anderer Gebrauch, welcher ebenfalls von den Klöstern ausgegangen und bei uns chronisch geworden ist, so dass er uns von allen unseren Nachbarn unterscheidet: der die Hauptwörter gross zu schreiben. Jakob Grimm sagt: alle Schrift sei ursprünglich Majuskel gewesen; man könnte ebenso gut behaupten, sie sei ursprünglich Minuskel gewesen; denn die Majuskel ist eigentlich das Sekundäre. Wie bei Griechen und Römern, so wurden auch im frühen Mittelalter alle Buchstaben der Schrift gleich hoch und gross geschrieben. Bald jedoch begann man zu Anfang eines Buches, dann der Hauptabschnitte und einzelnen Absätze den ersten Buchstaben grösser zu schreiben als die übrigen des Textes und pflegte dieselben mit bunten Farben und allerlei Verzierungen, welche nicht selten künstlerischen Wert haben, zu schmükken *(Initialen)*. In Urkunden des XIII. Jahrhunderts findet sich die Majuskel bereits ins Innere eingedrungen, wenn auch nur vereinzelt bei Eigennamen und dem Namen Gottes, bis sie seit dem XIV. Jahrhundert auch in den gewöhnlichen Handschriften vorkommt. Noch in Handschriften und Drucken des XV. und XVI. Jahrhunderts herrscht im Gebrauche der Majuskel vollständige Regellosigkeit. Adjektiva stehen gross geschrieben neben kleinen Hauptwörtern und selbst neben kleinen Eigennamen; ja Eigennamen werden unmittelbar auf einander bald gross, bald klein geschrieben. In Luthers Zeit, wie zum Beispiel in dessen Bibel von 1545, ist meist alles, was eine religiöse Beziehung hat, durch die Majuskel ausgezeichnet; ja für *Jehovah* oder *Jahve* ist in der Lutherischen Bibel sogar regelmässig *der HERR* gesetzt. Im XVII. Jahrhundert ward es endlich Brauch, alle Sub-

stantiva und alle substantivisch gebrauchten Wörter gross zu schreiben, so dass nun nach Grimms anschaulicher Bezeichnung *die Eigennamen unter der Menge der Substantiva sich verkrochen und die Schrift überhaupt ein buntes, schwerfälliges Ansehen gewann, da die Majuskel den doppelten oder dreifachen Raum der Minuskel einnimmt.* Natürlich verbannt er diese *sinnlose Verkleisterung* der Substantiva ebenfalls aus seinem Wörterbuch.

Übrigens ist vieles faul im Staate Dänemark, ja bleibt es trotz aller orthographischen Konferenzen und orthographischen Wörterbücher. Man spricht so viel von einer phonetischen und von einer historischen Schreibweise, wovon die letzte durch Frankreich und England, die erstere durch Italien vertreten sei. Diese Terminologie ist nicht ganz zutreffend, weil sie den Irrtum veranlasst, als ob die historische Schreibweise der phonetischen entgegengesetzt und dem einfachen Grundsatz zuwider sei: *schreibe wie du sprichst.* Die historische Schreibweise ist in ihrer Art auch eine phonetische, und anders zu schreiben als man spricht wäre der bare Unsinn. Der Unterschied zwischen den beiden Methoden besteht nur darin: dass bei der einen geschrieben wird, wie man heutzutage spricht, bei der anderen, wie man früher einmal gesprochen hat; die historische Schreibweise ist ihrerzeit eine phonetische gewesen. Wir schreiben in Deutschland unzähligemal, als ob wir für die Germanen des Tacitus schrieben. Wie die Franzosen noch immer *parlent* und *hommes* schreiben, weil sie früher einmal so gesagt, so schreiben wir noch *Stahl* mit *h*, weil es einmal *stahel* geheissen hat, obgleich wir das h nicht mehr aussprechen; und *Tier* mit *e*, weil das Wort einmal zweisilbig gewesen ist. Diese historische Schreibweise hat ihre unleugbare Berechtigung, denn relativ kann man sie auch phonetisch nennen; was uns jetzt phonetisch heisst, kommt jedenfalls späteren Jahrhunderten wieder historisch vor. Nicht nur, dass es nicht Tollheit ist, so hat es ausserdem noch Methode.

Aber keine Methode hat es, wenn wir in unserer phonetischen Schreibweise nicht konsequent sind, sondern bald dieselben Laute durch verschiedene Zeichen, bald verschiedene Laute durch dieselben Zeichen wiedergeben. Eben die historische Treue, mit der wir vorhin *h* in *Stahl* und *e* in *Tier* festhielten, wurde verführerisch für uns; wir kamen auf den falschen Gedanken, *h* und *e* seien bloss phonetische Hilfsmittel, um die Länge des vorhergehenden Vokals anzuzeigen, und wir wendeten nun diese Buchstaben auch in Wörtern an, wo sie eine historische Berechtigung nicht hatten; zum Beispiel *Wahn* ist niemals *wahen* gesprochen worden, sondern *wan*, *siegen* niemals dreisilbig, sondern stets zweisilbig gewesen (mittelhochdeutsch *sigen*). Schon das ist nun nicht gerade löblich, dass wir besagte historische Buchstaben zu bloss phonetischen Zeichen degradieren wollen, während man im Mittelhochdeutschen die langen Vokale viel rationeller durch den Cirkumflex bezeichnete. Aber selbst diese Laune könnte man allenfalls dem Volke zugute halten; das *h* gefällt ihm nun einmal als Dehnungszeichen, dagegen lässt sich weiter nichts einwenden; aber kaum, dass man ihm dieses Spielzeug gelassen hat, wirft es dasselbe weg und will ein anderes haben. Das unnötige *h* lassen wir nicht einmal immer an dem Platze stehen, wo es noch allenfalls einen Sinn haben könnte, sondern fügen es, wenn dem Vokal ein *T* vorausgeht oder folgt, an dieses an: *Thal* = *Tahl*, *Rath* = *Raht*. Und neben dem *h* haben wir das *e*, wir schreiben *ihr*, aber *Thier*, ja bei diesem letzten Worte machen wir nun gar ein *h*, nachdem schon ein *e* vorhanden. Immer noch nicht genug; ein drittesmal schreiben wir weder ein *h* noch ein *e*, sondern wir verdoppeln den Vokal, zum Beispiel *Schaar*. Ein viertesmal endlich schreiben wir gar nichts, zum Beispiel *gar*. Also ein halb Dutzend verschiedene Zeichen haben wir, um die Länge eines Vokals auszudrücken! Dies ist unsystematisch.

Umgekehrt, um die Kürze eines Vokals auszudrücken, verdoppeln wir bald den nachfolgenden Konsonanten, wie

zum Beispiel in *Mann;* ja, man entblödete sich nicht, bis ins XVII. Jahrhundert hinein für *in: inn,* für *oft: offt,* für *gescheit: gescheidt,* für *und: unnd, undt, unndt* zu schreiben. Bald unterlassen wir es, wie zum Beispiel in *man.* Im Mittelhochdeutschen galt jeder nicht bezeichnete Vokal für kurz, und man schrieb die Konsonanten nur im Inlaute zwischen zwei Vokalen, deren erster kurz war, doppelt, wo sie auch doppelt gesprochen werden.

Unzähliger solcher Inkonsequenzen machen wir uns schuldig, bei denen weder von phonetischer noch von historischer Schreibweise, sondern einzig und allein von mangelnder Methode die Rede ist und die zur Folge haben, dass ein deutsches Kind, und sollte ihm das Abc, wie in dem Basedow'schen Philanthropin, von Lebkuchen gebacken werden, 1300 Unterrichtsstunden braucht, um fest in der Orthographie zu werden: ein englisches hat allerdings noch mehr nötig, nämlich 2306, ein italienisches aber bloss 950. Ich will nur noch eine Inkonsequenz erwähnen. Den aspirierten Lippenlaut schreiben wir bald wie *f,* bald wie *v,* ja sogar etymologisch offenbar zusammenhängende Wörter, wie *füllen* und *voll, für* und *vor* scheiden wir durch eine ganz und gar prinziplose Schreibung. In der That sollten wir, wie J. Grimm vorschlägt, *w* gänzlich eliminieren, an seiner Stelle *v* und überall, wo wir *f* sprechen, auch *f,* also *fervalten, filfuss, filvissend* schreiben. Bei keinem Volke in der Welt, sagt er, geht die Vereinfachung der Schrift so schwer wie bei uns von statten; in Spanien bedurfte es nur einer von wenigen Gelehrten ausgegangenen Feststellung der Massregel, wonach *x* mit *j* vertauscht ward, und jedermann war damit einverstanden.

Mit alledem würden wir nur eine grössere Methode und Konsequenz erreichen; aber auch manche wirkliche Vereinfachung der Zeichen wäre denkbar, wie sie zum Beispiel die Slaven sehr zu ihrem Vorteil mit *sch, ch* und *sz* vorgenommen haben. Zum Beispiel den Namen *Schafarik* schreiben die Czechen *Šafařik,* sie drücken also den Zisch-

laut *sch,* wie es in sprachwissenschaftlichen Werken und im *Standard-Alphabet* geschieht, durch š aus; es ist der Laut, der im deutschen *schon,* im französischen *chat,* im englischen *show* gehört wird.

Der Umstand, dass wir für diese häufigen Verbindungen einfacher Zeichen entbehren, während wir gleichzeitig so stark zur Verdoppelung der Buchstaben und Einschaltung unnötiger Dehnlaute geneigt sind, macht, dass die Darstellung unserer Laute so breit ins Auge fällt, was bei Versen, und wenn eine fremde Sprache daneben steht, am sichtbarsten wird. Kürze und Leichtigkeit des Ausdrucks, die im ganzen nicht unser Vorzug sind, werden uns gewissermassen noch durch diese schleppende Orthographie erschwert. Doch wollen wir weiter nicht mäkeln an dem Schriftsystem der deutschen Sprache, welches wohl in Einzelheiten entstellt und verwirrt sein kann, aber nichtsdestoweniger auch seinerseits ein Erbteil uralter Weisheit ist. Denn wenn ich, indem ich dieses schreibe, wirklich noch die kleinen Gemälde nachmale, die so viel tausend Jahre vor mir ein göttlicher Bibliothekar in Ägypten vorgezeichnet hat; wenn ich wirklich noch bei einem *O* ein Auge, bei einem *A* einen Stierkopf, bei einem *B* ein Haus mache, und wenn jedes geschriebene Wort gewissermassen eines von jenen optischen Vexierbildern vorstellt, die von vorn die *Liebe,* von der rechten Seite den *Glauben,* von der linken Seite die *Hoffnung,* oder in derselben Reihenfolge den *Kaiser Wilhelm, Bismarck* und *Moltke* zeigen, während sie doch immer nur ein einziges Bild bleiben; wenn ich, der ich sie schreibe, diese meine Buchstaben kaum verstehe, der, welcher sie liest, wenig von ihrer Bedeutung weiss, und sie trotzdem den Geist gefangen halten — wie sollte mich nicht eine gewisse Bewunderung für diese seltsame Mosaikmalerei ergreifen, die nachgerade die erste Grossmacht der Erde geworden ist! Auf ihr beruht das Gedächtnis und das Selbstbewusstsein des Menschengeschlechts. Vierundzwanzig bewegliche Buchstaben änderten

die Welt — ohne sie wäre die verhallende Wortsprache wie der Schatten eines Vogels, der spurlos über die erleuchtete Erde hinfleucht. Dieses Buch, das die Kunde von der *Sprache ohne Worte* und damit von der Schrift in weiten Kreisen verbreiten möchte, dankt seine Existenz nur ihr; denn nur mit ihr kann ich es mir selber deutlich machen — wie so ich dieses schreibe.

V. Tabelle.

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
A	Stierkopf; die beiden Füsse stellen die Hörner vor		Der Bauch eines *a* im Französischen typisch für den ersten geringen Anfang einer Schrift (*n'avoir pas fait une panse d'a*, wie wir sagen: *keinen Buchstaben geschrieben haben*).	
B	Zelt		In Italien sagt man von einem Manne, der einen grossen dicken Bauch hat: *somiglia un B.*	Chinesen und Neugriechen. Daher in einem chinesischen Werke über den Krieg 1870/71 *Benedetti* in *Pennitenti* transscribiert. Die Neugriechen umschreiben *B* in Fremdwörtern mit *μπ*, zum Beispiel *μπῖρα* = *Bier*, *μπράτσο* = *braccio*, Elle.

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
D	Zeltthüre	Aus *d*[*eleatur*], man tilge, und aus *d*[*enarius*], Pfennig, entstand das Zeichen ₰. In England schreibt man einfach *d* für *Penny*, in Bayern *dl.*	Die Figur des griechischen *Delta* (*Δ*) typisch für alles Dreieckige, zum Beispiel für die dreieckigen Landstrecken und Inseln an den Mündungen der Ströme, den dreieckigen Muskel am Oberarm, die Harfe u. s. w.	Neugriechen, deren *δ* die Aussprache des weichen englischen *th* hat. Unser d geben sie in Fremdwörtern durch *ντ* wieder (*ντιβάνιον* = *Divan*, *ντολμᾶς* = türkisch *Dolma*).
E	Fenster	Aus lateinisch *ET* entstand erst [illegible]; dann &		
G	Kamelhals		Recks und Galgen haben die Figur eines griechischen *Γ*. *Gammadia* nannte man im christlichen Altertum eine kreuzförmige Stickerei auf geistlichen Gewändern, die aus vier grossen Gammas zusammengesetzt war.	
H	Zaun, Hecke	Aus *H*[*erschel*], dem Entdekker des Uranus, ging das Zeichen für *Uranus* ♅ hervor (gewöhnlicher ⛢)	Im Italienischen typisch für das Geringste, was man von einer Sache weiss (*non sapere un' acca*). Die Figur trifft mit der des griechischen *Eta* zusammen, daher I. H. S., griechisch *I. H. Σ.*, die drei ersten Buchstaben des Namens Jesu, an den Professhäusern der Jesuiten.	Russen, die daher in Fremdwörtern *G* an die Stelle setzen (*Gamburg* = *Hamburg*).

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
I	Drei ausgestreckte Finger, der rohe Zug einer Hand	Aus lateinisch *io*, d. i. heisa, juchhe, entstand, indem man einen Buchstaben über den andern setzte: i über o u. daraus das Ausrufungszeichen: !	Das kleine Jota schon bei den Griechen typisch für den kleinsten Teil eines Wortes, daher mit dem Accente zusammengestellt: ἰῶτα ἓν ἢ μία κεραία οὐ μὴ παρέλθῃ ἀπὸ τοῦ νόμου (*Evangelium Matthäi* V, 18).	
K	Ausgestreckte Hand			
L	Hirtenstab, Ochsenstecken		Die *Lambdanaht* am Hinterhaupt hat die Form des griechischen *Λ*.	Perser; in Fremdwörtern geben sie es durch *R* wieder, zum Beispiel das *Pippali* des Sanscrit, Pfeffer, durch *Pippari*.
M	Wasserwelle			
N	Fisch, angeblich ein gewundener Aal			
O	Auge. Danach glauben die Italiener im Gesicht des Menschen das Wort *Omo* zu sehen (die zwei O die beiden Augen, das M die Nase)		Das O wird auf alles Runde (O-Beine, runde Fenster und Gebäude) übertragen, ja als vollkommener Kreis betrachtet (*l'O di Giotto*) und von den Alten zum Symbol der Ewigkeit und der vollkommenen Zahl, der Drei, genommen.	Die Litauer haben kein kurzes *O*.

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
P	Mund, gleichsam ein Kopf; der gerade Strich ist der Hals		Eine vorspringende Terrasse im Hippodrom zu Konstantinopel, welche die Form eines griechischen *Π* hatte, hiess *Pi.* Der griechische Buchstabe hat auch die Form eines Galgens, daher sagten die Römer: *J ad graecum Pi,* geh zum Galgen, zum Henker.	Araber; in Fremdwörtern geben sie es durch *B* (*Bosta* = *Post*) oder *F* wieder (*Ferdaus* = persisch *Pardes,* Paradies).
Q	Axtloch; das Schwänzchen ist der Stiel (♀). Unrichtig von den Engländern *Tail - letter* genannt, als ob es aus O und einem Schwänzchen (*queue*) entstanden wäre	Aus *Q*[*uaestio*], Frage, entstand, indem man den ersten Buchstaben über den letzten setzte, das Fragezeichen, das eigentlich, wie es im Spanischen geschieht, über das erste Wort der Frage zu stehen kommt: $\overset{Q}{o}$ = ?		

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
R	Kopf	Aus *r*[*adix*] entstand das Wurzelzeichen: $\sqrt{}$		Chinesen, die in Fremdwörtern an die Stelle des *R* ein *L* setzen: *Eulopa* = *Europa*, *Kilissetusi* *Christus*. Schon daraus kann man schliessen, dass das Wort *Mandarin* kein chinesisches ist.
S (hebr. *Samech*)	Lehne, Stütze	Aus *S*[*imilis*] entstand das Zeichen der Ähnlichkeit: ∽, aus *S*[*ignum* *S*[*ectionis*] das Paragraphzeichen: §, welches anderseits als Abbreviatur von *S*[*ub*]-*S*[*cripsi*] zu dem der Namensunterschrift hinzugefügten *Parafe* ward	Die Figur des lateinischen Buchstabens ist typisch für schlangenförmige Windungen, zum Beispiel die der Seine in Paris, des Tiber in Rom, des Nils in Nubien; die der dritten Abteilung des Grimmdarms u. s. w. Ein Betrunkener, der nicht gerade vorwärts gehen kann, macht, wie die Franzogen sagen *des S*. Nach der älteren Gestalt des griechischen Sigma: C, nannten die Römer auch halbkreisförmige Esstische *Sigmata*.	

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
T	Kreuz		Das griechische *Tau* hat die Form eines Kreuzes mit aufliegendem Querbalken (*T*). Dies ist zugleich die Gestalt einer Krücke, und da sich der heilige Antonius der Grosse eines solchen Krückenstocks bediente, so wird das Tau auch *Antoniuskreuz* genannt. Weil endlich auch der sogenannte *Nilschlüssel* oder das *Henkelkreuz*, das die ägyptischen Gottheiten in den Händen tragen (☥), diese Form hat, so wird auch dieses *Tau* genannt (*ägyptisches Kreuz*).	
V	Nagel, Pflock	Aus der Doppelsetzung von V = U entstand der Buchstabe W (englisch *double u*)	Oft auf Dinge übertragen, welche einen auf dem Scheitel stehenden Winkel darstellen und, wie die Italiener sagen, *a Vu* sind, zum Beispiel auf das von den Zungenwärzchen gebildete *Zungenvau* (französisch *V lingual*).	

Buchstabe	Ursprüngliche hieroglyphische Gestalt	Neue, aus dem Buchstaben entstandene Zeichen	Gegenstände, auf welche der Name übertragen worden ist	Nationen, denen der Buchstabe abgeht
X	Der lateinische Buchstabe X ist identisch mit dem griechischen *X* (*Chi*). Ehe nämlich die Griechen das Zeichen *Ξ* für *Xi* annahmen, schrieben sie die Lautverbindung: *ΚΣ* oder gewöhnlicher *ΧΣ*. Das ahmten die Römer nach und so finden sich in lateinischen Inschriften Formen wie MAXSUMUS PROXSUMUS. Später liessen die Römer das S weg, so dass nur der eine Buchstabe X übrig blieb. Daran erinnert noch die spanische Aspirata X, an deren Stelle jetzt J gesetzt wird. Das griechische *X* oder *Chi* stand einst als Anfangsbuchstabe des Namens Christus (*Χριστός*), zugleich als Form des *Andreaskreuzes*, in hoher Verehrung. Aus diesem Kreuze als dem Zeichen des Lebens ging das Multiplikationszeichen hervor (8 × 8). Das lateinische X oder *Ix* auf einwärts gebogene Beine übertragen, vergleiche Seite 139.			
Y	Der Buchstabe wurde von den Griechen erfunden und dem phönizischen Alphabet hinzugefügt.	Zeichen an den pariser Läden, welches *Feste Preise* besagt. Gegenwärtig selten.	Der griechische Buchstabe (*Y*) hat die Form eines *Schächer-* oder *Gabelkreuzes;* er ist typisch für die Scheidung des Lebensweges (vergl. Seite 25), für die Teilung des Landes oder Meeres in Arme (holländisch *het Ij*), für einen Kopf mit Hörnern u. s. w.	
Z(hebr. *Zain*)	Waffe	Aus *Z*[*εύς*] das astronomische Zeichen für den Planeten Jupiter: ♃; der senkrechte Strich bedeutet die Abkürzung.	Typisch für das Allergeringste, was man von einer Sache weiss (italienisch *non intendere una zeta*). Die französische *Cédille*, italienisch *Zediglia* (gewöhnlicher *Codetta*, Schwänzchen) ist eigentlich ein kleines *Zet:* früher schrieb man nämlich, um dem *c* den Ton eines *ss* zu geben, ein *z* daneben (*leczon* = *leçon*).	

Viertes Kapitel.

Unsere angebornen Ziffern.

Die Ziffern ein Rest der alten Bilderschrift — ihr Ursprung dunkel — Erinnerung an einen Professor der Mathematik, der die Revolution der Zahlen predigte — er behauptete, jede Ziffer müsse so viel Striche haben als Einheiten, danach restaurierte er die Ziffern — wie er die Null geschrieben wissen wollte — alle Ziffern sind gewissermassen Nullen — der arabische Ursprung unserer Ziffern — Unterschied zwischen einfachen und zusammengesetzten Ziffern — nur um die ersteren handelt es sich: auf welchem Wege gewannen die Völker einfache Ziffern? — erstens auf dem ebenangegebenen: soviel Striche zu machen als Einheiten vorhanden sind — zweitens dadurch, dass sie die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter zu Ziffern erhoben — drittens, indem sie die Buchstaben des Alphabets zu Zahlzeichen benutzten und dieselben die ihrer Stelle entsprechende Zahl vertreten liessen — an diese Methode erinnert der Ausdruck *Kümmelblättchen*, eigentlich *Gimelblättchen* — viertens, indem sie die Ziffern durch Dinge ausdrückten, welche erfahrungsgemäss eine bestimmte Anzahl von Einheiten enthielten — die römische Ziffer V hat die Form einer Hand, X ist eine doppelte Hand — es giebt Dinge, welche zufällig die Gestalt von Ziffern haben, sie gehen uns nichts an, ebensowenig die Ziffern, welche mit den Fingern nachgemacht werden — dagegen besteht bei der Hand und der Fünf ein innerer Zusammenhang, denn die Hand ist eine lebendige Fünf, die Finger sind lebendige Einheiten — die italienische Einheit in Neapel — die Dreieinigkeit mit den Fingern dargestellt — Hand und Fünf sind in der Sprache des Volkes geradezu gleichbedeutend, wie bei den modernen Römern die *Beine der Frau* die Zahl Zwei bedeuten — wie, wenn alle Ziffern aus solchen natürlichen Zahlen hervorgegangen wären?

Von der alten Bilderschrift, die, ursprünglich ein Organ der Sprache ohne Worte, allmählich ihres selbständigen Charakters verlustig gegangen und in den Dienst der Lautsprache getreten ist, ragt noch ein merkwürdiger Rest in

unsere Zeit hinein: die Ziffern oder die Zahlzeichen, die noch heute offiziell neben den Zahlwörtern hergehen. Ob freilich eine arabische 1 gleichsam ein Bild der Einheit darstellt, wie das A einmal das Bild eines Stierkopfs dargestellt hat, darüber sind die Meinungen sehr geteilt; man schreibt den Ziffern bald diesen, bald jenen Ursprung zu, der eine will sie aus den Zahlwörtern selbst, also doch wieder aus der Lautsprache und den gänzlich entwerteten Buchstaben hervorgehen lassen, der andere führt sie auf Dinge zurück, die gleichsam natürliche Zahlen sind, wieder ein anderer erkennt in ihnen eigene, einfache, nur durch den Gebrauch entstellte Zahlfiguren. Man gestatte mir eine kleine Erinnerung aus meiner Studentenzeit.

Damals lernte ich einen Mathematiker kennen, der Professor an einer leipziger Schule war und daneben gut Schach, gut Skat, am liebsten aber Sechsundsechzig spielte. Nicht dass er dieses letztere Spiel etwa für besonders geistreich und interessant gehalten hätte, aber es gab ihm die erwünschte Gelegenheit, sich über die *Revolution der Zahlen* zu verbreiten, die dem guten Manne am Herzen lag. Er hatte nämlich ein neues Zahlensystem erfunden, in welchem 66 die Grundzahl bildete — die Sechs oder wie er sie nannte die *Seh* betrachtete er überhaupt als den Schlüssel zum Weltganzen, weil sie die verdoppelte Trias oder die verdreifachte Dyas, die Regel aller Organisation und die Venuszahl sei. Das spreche sich, meinte er, schon in der Gestalt der Ziffer Sechs aus, als welche naturgemäss ein Haus vorstelle und so aussähe: hier malte er ein kleines Quadrat mit einem Dache oben drauf: ⌂. Diese Figur, aus welcher unsere Sechs mit Abschleifung der scharfen Ecken hervorgegangen sei, bestehe aus sechs Strichen, und das sei das Wesentliche: jede Ziffer müsse überhaupt genau so viel Striche haben als Einheiten, auf diesem Grundsatze, nach welchem die Kinder in den Schulen zählen lernen, beruhe das ganze Zahlensystem, das in einem Quadrate mit zwei

Diagonalen enthalten sei. Die Eins repräsentiere von Haus aus einen einfachen Strich, die Zwei zwei Striche, die Drei drei Striche und sofort. Nach diesem Prinzip, dass die Zahl der Linien mit der Zahl der Einheiten übereinstimme, seien alle Zahlzeichen gebildet und nach diesem Prinzip seien sie zu restaurieren. Einzelne Ziffern, seine besonderen Steckenpferde, bestätigten die angegebene Methode überraschend: so die 1, die 5, die er aus 5, und die 8, die er aus 8 herleitete; es war doch zu evident, wie diese charakteristischen Figuren nur in der Kurrentschrift abgestumpft und abgerundet worden waren. Aber er blieb die Erklärung für keine Ziffer schuldig. Statt der 4 machte er ein Quadrat, statt der 9 zwei durch eine gerade Linie verbundene Parallelogramme. Schliesslich war er mit diesen Problemen den ganzen Tag über beschäftigt, man sah ihn nichts als Ziffern probieren, rektifizieren und emendieren, wobei ihm das obenerwähnte Quadrat mit den zwei Diagonalen, oft auch ein einfaches Briefkouvert als Schema diente. Er glaubte dadurch seiner Schule, ja der Menschheit unschätzbare Dienste zu erweisen, die ohne seine Methode nicht Drei zählen könne.

Die ganze Welt, sagte er, *dreht sich um Ziffern; die exakten Wissenschaften beruhen auf Ziffern; keine Rechnung, keine Banknote, kein Vermögen ohne Ziffern; durch eine Ziffer kann man einen Menschen glücklich und unglücklich machen, Schicksale schaffen und vernichten. Und ich sollte nicht alles daransetzen, diese heiligen, teuren, unentbehrlichen Zeichen wiederherzustellen und meinem Geschlechte die Seh reinzuerhalten? Droht ihm nicht völlige Blindheit ohne meine heilsame Reformation? Offenbar hat mir die Vorsehung gerade diese Schule als Pflanzstätte der neuen Zahlentheorie gegeben, aber die dummen Jungen ärgern mich, die mich nicht begreifen und mir mit Undank lohnen. Begraben ist in ewige Nacht der Erfinder grosser Name gar oft!*

Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Neulich setzte ich in einer Klasse den Schlingeln mein System auseinander, das so einfach und

so natürlich ist; sie schienens auch zu fassen. Ich schrieb eine Ziffer nach der andern aufs Papier und lehrte sie die Striche zählen; es ging gut. Zuletzt nahm ich ein weisses Blatt und fragte, was das für eine Ziffer wäre. Da sahen sie mich gross an. Ihr Esel, sagte ich, seht ihr denn nicht, dass das die Null ist? Da kommt Einer und faselt, wenn man eine Null schreiben wolle, so müsse man ein 0 machen und lacht mich aus. Der Dummhut! Wenn man nichts ausdrücken will, so darf man doch auch nichts schreiben! Ich gab ihm eine Ohrfeige.

Ich erlaubte mir dem Herrn Professor zu bemerken, dass alle Ziffern gewissermassen Nullen seien, sintemal das arabische Wort *Ziffer* eigentlich *leer* und *Null* bedeute und mit dem romanischen *Zero* identisch sei — noch Luther brauchte *Ziffern* im Sinn von *Nullen,* als er sagte, der Papst mache aus den Bischöfen nur *Ziffern und Ölgötzen* — was an den Ausdruck des Horaz (*Epistulae* I, 2, 27) erinnert: *nos numerus sumus,* wir sind Nullen. Ich erlaubte mir eben an diesen Umstand die Erinnerung an den arabischen Ursprung unserer Ziffern überhaupt zu knüpfen, deren Grundformen man daher nicht bei uns, sondern im fernen Osten suchen müsse, und zwar bis nach Indien hin; denn das arabische *çifr* sei wiederum nur eine Übersetzung des Sanskritwortes *çûnja-s,* welches ebenfalls *leer* und *Null* bedeute, und mit dem griechischen *κενός* verwandt sei. Ich bemühte mich schliesslich, bezüglich der Null zu konstatieren, dass wir gerade bei diesem Zeichen der ältesten, indischen Methode folgen, indem wir es wie im Devanagari, das ist der gangbaren Sanskritschrift, im Tibetanischen und sonst durch einen kleinen leeren Kreis ausdrücken, während die Araber den Kreis gewissermassen ausgefüllt und einen Punkt daraus gemacht haben, welcher sich zwar dem absoluten Nichts nähert, zu dem aber (genau wie im Französischen *ne* zu *point*) die Negation erst hinzugedacht werden muss: nicht einmal einen Punkt, das ist gar nichts. Die Franzosen sagen, wie wir aus der vorhergehenden Buchstabentabelle wissen: *n'avoir pas fait une panse d'a* für *nichts ge-*

schrieben haben, wörtlich *nicht einmal den Bauch eines kleinen a;* dieser Bauch wäre die Figur der indischen Null, und nicht undenkbar, dass auch ihr irgend ein solcher geringfügiger Buchstabenbestandteil zu Grunde liegt; denn die Buchstaben werden überhaupt gern zu Typen des Allergeringfügigsten erhoben. Doch fand ich für alle meine Vorstellungen kein Gehör — der Professor blieb dabei, dass die Null ihrer Natur nach überhaupt nicht geschrieben werden dürfe, dass daher auch die Engländer nur von *nine digits* redeten, weil die Null nur *a cipher* sei, und um mich besser zu überführen, gab er mir ein englisches Rebus auf: er nahm ein weisses Blatt Papier und schrieb das Wörtchen *ado* mehrmals im Kreise auf; dann fragte er mich, was das bedeute? — Es bedeutete *Much ado about nothing,* viel Lärmen um nichts.

War das nun Tollheit? — Es liess sich nicht leugnen, dass sich im Kopfe dieses modernen Pythagoras wahre und irrtümliche Ideen gleichsam kreuzten und einander die Wage hielten, ja, dass ihnen eine ganz richtige und fruchtbare Beobachtung zu Grunde lag — Kinder und Narren reden bekanntlich oft die Wahrheit, und zum Narren fehlte nicht gerade viel. Der Einfall mit den Strichen ist in der That ein vollkommen gesunder und gar nicht prinzipiell von der Hand zu weisen. Der Professor hätte nur seine Ziffern nicht a priori konstruieren, sondern historisch entwickeln sollen. Er brauchte sich in den Zahlensystemen der Völker nur ein wenig umzusehen, so fand er wirklich Ziffern, die augenscheinlich nach seiner Methode gebildet worden waren — ich meine natürlich einfache Ziffern, elementare Ziffern, was die Engländer *Digits* oder *Finger* nennen. Über diese Einschränkung müssen wir zuvörderst eine kurze Erklärung geben.

Man muss offenbar einfache und zusammengesetzte Ziffern unterscheiden, das heisst, solche, wo zum Ausdruck einer Zahl ein einziges Zeichen verwendet wird, und solche, wo man mehrere dazu braucht: zum Beispiel 6 ist eine einfache, 666 eine zusammengesetzte Ziffer, M eine einfache,

1000 eine zusammengesetzte, umgekehrt IV eine zusammengesetzte, 4 eine einfache Ziffer. Für die sogenannten Zahlensysteme ist nun allerdings die Methode dieser Zusammensetzung das Wichtigste; für den Ursprung der Ziffern aber ist sie gänzlich indifferent, da sie auf einer mathematischen Operation beruht, welche mit den bereits vorhandenen einfachen Ziffern vorgenommen wird; denn die Elemente der Zusammensetzung sind eben keine neuen, sondern immer jene alten Ziffern. Wirklich originelle Schöpfungen waren nur die letzteren; bei den komplizierteren Zahlengebilden reichte gleichsam die Kunstfertigkeit des Geistes nicht mehr aus, er musste zu einer Umschreibung mit bekannten Grössen seine Zuflucht nehmen. Eine Ziffer wie 6 verhält sich zu einer Ziffer wie 16, genau so wie die beiden Zahlwörter *sechs* und *zehn*, welche beide einfach sind, zu dem Zahlwort *sechzehn*, welches aus *sechs* und *zehn* zusammengesetzt ist. Wenn man will, kann man auch überhaupt nur die einfachen Ziffern *Ziffern*, die zusammengesetzten dagegen *Zahlen* nennen, obgleich das etwas Willkürliches haben würde, da man im allgemeinen unter *Ziffer*, im Gegensatze zu *Zahl* und *Zahlwort*, das Zahlzeichen schlechthin versteht. Wenn wir nun demgemäss die Zifferkomplexe vorderhand ganz ausser Betracht lassen und nur fragen: auf welchem Wege gewannen die Völker einfache Ziffern? — so finden wir unter den mehrfachen Wegen, die eingeschlagen wurden, in der That den obenangegebenen: soviel Striche zu machen als Einheiten vorhanden sind, er ist unstreitig einer der allernatürlichsten (1).

Augenscheinlich beruhen auf dieser Methode die vier ersten phönizischen und altgriechischen Zahlzeichen |, ||, |||, ||||, ferner die drei ersten römischen Ziffern I, II, III; und sie dürfte, nur in anderer Weise als unser Mathematikus wollte, auch unseren drei ersten Ziffern, 1, 2, 3 zu Grunde liegen. Diese sehen in der arabischen (und demnach auch in der persischen und türkischen) Schrift so aus:

١, ٢, ٣

und im Devanagari, mit geringen Abweichungen nach der älteren oder neueren Druckschrift:

१. २. ३

Es kann nun, meine ich, auch dem oberflächlichsten Betrachter nicht entgehen, dass die 1 durch einen Hauptstrich ausgedrückt und diesem bei der 2 ein einziges, bei der 3 ein doppeltes Häkchen hinzugefügt wird: dieses doppelte Häkchen bildet mit Weglassung des Grundstrichs unsere 3; unsere 2 unterscheidet sich von der arabischen Ziffer ٢ wesentlich nur durch ihre Lage: der gerade Grundstrich steht nicht aufrecht wie ein Stiel, sondern liegt wagrecht am Boden. Ich gebe zu, dass diese Erklärung wie in der lateinischen Schrift nur auf die drei ersten Ziffern passt, denn die folgenden müssen, wenigstens im vorliegenden Stande der Schrift, ihre Entstehung einem andern Prinzip verdanken; sie sehen folgendermassen aus:

4	arabisch	۴ oder ٤,	indisch	४
5	„	٥	„	५
6	„	٦	„	६
7	„	٧	„	७
8	„	٨	„	८
9	„	٩	„	९
0	„	٠	„	०

Ich weiss wohl, dass die indischen Zeichen die Anfangsbuchstaben der entsprechenden Zahlwörter im Sanskrit gewesen sein sollen, gemäss einem andern wichtigen Prinzip der Zifferbildung (2). Auf ihm beruhen die übrigen Zahlzeichen der älteren griechischen Inschriften, wie *Π* (*Πέντε*) für 5, *Δ* (*Δέκα*) für 10, *H* (*Ηεκατόν* das ist *ἑκατόν*) für 100, *X* (*Χίλιοι*) für 1000, *M* (*Μύριοι*) für 10000; und offenbar die beiden römischen C (*Centum*) für 100 und M (*Mille*) für 1000; L für 50 wird als die Hälfte von Ꮁ = C, 100 erklärt. Für das Auge ist die römische Ziffer L aller-

dings der Buchstabe L, den auch der Franzose meint, wenn er von einem Mann über die fünfzig sagt: *il en a dans l'aile.* Sicher ist auch D, 500 eine solche Hälfte, nämlich die einer andern Ziffer für Tausend: CIↃ, nur kann man darüber in Zweifel sein, ob das letztere Zeichen wirklich das Primäre und nicht vielmehr das Ganze aus der Verdoppelung der Hälfte hervorgegangen ist. CIↃ wird für etruskisch ausgegeben.

Nach dieser Analogie hat man also auch die indischen Ziffern erklären wollen, wonach, wenn man das Devanagari zu Grunde legt, das Zeichen für fünf, ५, der Anfangsbuchstabe von *Pañk'an*, fünf, oder *P* (प), das Zeichen für sechs, ६, der Anfangsbuchstabe von *Shash*, sechs, oder *Sh* (ष) sein müsste und so fort. Bei der Fünf wäre das ziemlich plausibel, indem da nur der obere Querstrich des Sanskritbuchstabens fehlte; bei der Sechs dagegen müsste man eine so gewaltsame Verstümmelung der Form annehmen, dass die Leugnung jedes Zusammenhangs zwischen Buchstabe und Ziffer offenbar mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es steht zu glauben, dass in der indischen Schrift wie in der lateinischen und anderwärts nicht alle Ziffern nach einem und demselben Prinzip gebildet worden sind; so scheint mir, wenn ich diese Vermutung äussern darf, die indische 6 wieder auf die Sprünge von 1, 2 und 3 zu kommen: lässt man das dritte Häkchen weg, so hat man genau die Figur einer umgekehrten Drei: ३ = 3, ६ = 6; da die entgegengesetzte Stellung eines einzigen Häkchens bereits genügt, die Ziffer zu charakterisieren, so begnügten sich die Araber mit der Figur ٦, und unsere 6 ist aus der letzteren genau so wie unsere 3 aus ३ entstanden: wir liessen den Grundstrich weg.

Aber Buchstaben und Zahlzeichen hängen noch auf eine andere Art zusammen, und dies führt uns auf einen dritten Weg der Zifferbildung, der, ich will nicht sagen für die indischen, aber für andere Systeme sehr wichtig geworden ist (3). Auf alten Inschriften entlehnten

die Griechen ihre Ziffern den Anfangsbuchstaben der Zahlwörter, wie wir sahen; seit dem fünften Jahrhundert vor Christus benutzten sie einfach die Buchstaben des Alphabets als Zahlzeichen, indem sie dieselben die ihrer Stelle entsprechende Zahl, will sagen die Einer, die Zehner und die Hunderte vertreten liessen, also α die 1, β die 2 und so fort, ι die 10, κ die 20 und so fort; ϱ die 100, σ die 200 und so fort; ja sie ergänzten zu diesem Zwecke ihr ionisches Alphabet durch drei sogenannte Episemen, nämlich durch das Digamma F, welches 6, das Koppa ϙ, welches 90, und das sogenannte *Sampi*, welches 900 vertrat. Genau so ist es in der hebräischen Quadratschrift, wo Aleph bis Thet 1 bis 9, Jod bis Sade 10 bis 90, Koph bis Taw 100 bis 400 vertritt; um die Zahlen bis 900 auszufüllen, dienen gewöhnlich die fünf Finalbuchstaben; die Tausende werden durch die Einer bezeichnet mit darübergesetzten Punkten, zum Beispiel א̈ = 1000. Darauf gründeten die Juden ihre Kabbala, und noch heute erinnert der Name des berüchtigten Hazardspiels *Kümmelblättchen* an diese Zählmethode: *Kümmelblättchen* ist soviel wie *Gimelblättchen*, mithin, da der hebräische Buchstabe *Gimel*, als der dritte im Alphabet, die Dreizahl bedeutet, soviel wie *Dreiblättchen:* bekanntlich werden beim *Kümmelblättchen* drei Karten verdeckt aufgelegt. Man weiss, dass sich in der Gaunersprache oder dem *Rotwelsch* namentlich hebräische Ausdrücke vorfinden. Nach Faulmanns Vermutung waren überhaupt die Zahlzeichen das Primäre, die Lautzeichen das Sekundäre, und die Erfindung der Buchstabenschrift bestand darin, dass man die Ziffern zur Schreibung von Wörtern verwendete (*Buch der Schrift*, S. 77).

Wäre dem so, so würde der Wert der Zahlzeichen nicht auf der Anordnung des Alphabets, sondern umgekehrt die Anordnung des Alphabets auf dem Werte der Zahlzeichen beruhen, und in Beziehung auf die letzteren stünden wir wieder auf dem alten Flecke. Wie sind sie entstanden? Nun, man gestatte mir, wenn die eben ange-

gebene Methode in Wegfall kommen soll, eine an ihre Stelle zu setzen, welche dann als die dritte zu gelten hätte und die wiederum auf einer direkten Abbildung der wirklichen Dinge, ohne Vermittlung der Lautsprache, beruht (4).

Diese Methode ist, die Ziffern durch Dinge auszudrücken, welche erfahrungsmässig eine bestimmte Anzahl von Einheiten enthalten. Hierfür gibt es ein sehr hübsches Beispiel: die römische Ziffer V, welche äusserlich mit dem Buchstaben V, wie X mit dem lateinischen X und dem griechischen *X* zusammenfällt — *ein X für ein U machen* bedeutet eigentlich eine römische Zehn statt einer römischen Fünfe schreiben; genau so nennt man in Frankreich betrügliches Rechnen *allonger les S,* das heisst aus den *s* am Ende der Rechnung, welche *Sou's, f's* machen, welche *Francs* bedeuten.

Die Ziffer V hat die Form einer geöffneten Hand, die oft damit verglichen wird; X sind zwei Hände. Diese Deutung scheint mir mindestens ansprechend; doch wollen wir uns bemühen, die Sache recht zu verstehen und die Analogie prüfen, wie sie eigentlich gemeint ist. Es gibt viele Dinge, welche zufällig die Gestalt von Ziffern haben, an uns und ausser uns. Die Acht hat die Gestalt einer Brezel, daher hat man das laufende Jahr 1888 das *Drei-Brezel-Jahr* getauft. Das an den Schläfen vorgekämmte Haar, wie es die preussischen Soldaten tragen müssen, nennt man *eine preussische Sechse.* Im *Kladderadatsch* befand sich Ende November 1880 ein Bild: *Statistikers Lust am 1. Dezember.* Der Statistiker weidete sich an dem Anblick von mehr als 40 Millionen Zählkarten. Sein Gesicht war gleichsam aus Ziffern gebildet. Es stellten vor

das Ohr eine 2
die Augen eine liegende 8
der Backenbart eine 9
die Nase mit Kinn eine 3
die Stirnlöckchen und Stirne eine 5

die Feder hinterm Ohr eine 1
die Nasenlöcher eine 4
die Schläfe eine 6.

Dergleichen Analogien gehen uns nichts an, denn die Körperteile, welche gerade die Gestalt von Ziffern haben, verdanken diese Gestalt nur einer Laune der Natur, sie enthalten nicht die Einheiten einer Zahl, sie stehen in gar keiner Beziehung zu der Zahl, sie sind keine Zahlen.

Vermöge der vielgerühmten Plastizität unseres Leibes vermögen wir ferner mit den Fingern neben andern Dingen auch Ziffern nachzumachen. Der Gott Janus war ein Sonnengott: das deuteten die alten Römer damit an, dass sie ihn in der rechten Hand 300, in der linken 65 Steinchen zählen liessen; ursprünglich aber hatten die Finger seiner rechten Hand die Zahl 300 (CCC), die Finger seiner linken Hand die Zahl 55 (LV) selbst angegeben (Plinius *H. N.* XXXIV, 7). Dergleichen Analogien gehen uns abermals nichts an, denn die Hände, welche künstlich zu Ziffern gestaltet worden sind, stehen abermals in keiner inneren Beziehung zu den Zahlen; die Ziffern, die man sonst in Erz und Marmelstein einzugraben pflegt, werden nur zufällig einmal am Leibe ausgedrückt.

Wenn dagegen die römische Ziffer V von der menschlichen Hand entlehnt und ihre Verdoppelung, die X, auf zwei Hände zurückgeführt wird, so besteht zwischen Hand und Ziffer in der That ein innerer Zusammenhang. Denn die Hand ist gleichsam eine lebendige Fünf, jeder Finger eine Einheit, die uns angeboren ist, ja das Zahlwort *Fünf* soll nach Grimm selbst von den fünf Fingern, das Zahlwort *Zehn* von den Fingern beider Hände abgeleitet sein. Als im Jahre 1860, am Vorabend der *Madonna di Piedigrotta* Garibaldi in Neapel einzog und durch Dekret vom 15. Oktober das Königreich beider Sizilien für einen Bestandteil des *einen und unteilbaren* Italiens erklärte, wurde dies *eine Italien* von den Unterthanen plastisch dargestellt — schon vor 1864 dargestellt, wo man es an der Nordseite des

königlichen Palastes in Marmor abbildete. Am 21. Oktober fand eine allgemeine Volksabstimmung über die Annexion statt: die Neapolitaner hatten mit Staunen einen einzigen Mann, nur von fünf oder sechs Soldaten begleitet, unerschrocken in die Stadt kommen sehen, wo noch 6000 Prätorianer eines absoluten Königs standen: die lebhaften Lazzaroni begeisterten sich für einen Mut, der ihnen so ferne lag; sie durchzogen lärmend die Strassen und riefen aus Leibeskräften: *Italia una! Italia una!* — Sie brüllten, bis sie nicht mehr konnten; um aber ihren Einheitsbestrebungen fort und fort beredten Ausdruck zu geben, hielten sie den Zeigefinger in die Höhe. Der Finger war die *italienische Einheit!* — Bekanntlich braucht schon Homer für *zählen* das Wort πεμπάζειν, gleichsam *fünfern* (πεντάζειν) oder *abfingern;* denn die älteste und einfachste Zählungsart ist die, etwas an den fünf Fingern abzuzählen, und es gibt Völker, die, sich mit einer Hand begnügend, nur bis zu fünf zählen und von sechs bis zehn die nämlichen Wörter mit einem Beisatze wiederholen.

Wenn wir beim Schwur die rechte Hand erheben und den Daumen, den Zeige- und den Mittelfinger ausstrecken, um die Dreieinigkeit anzudeuten — wenn der Papst zum Zeichen derselben Dreieinigkeit mit den erhobenen drei ersten Fingern die Völker segnet, während der griechische Metropolit, angeblich den Namen Ἰησοῦς Χριστός nachbildend, den Zeige-, den Mittel- und den kleinen Finger ausstreckt und den Daumen und den Goldfinger zusammenschliesst: ist es etwa eine andere Zählmethode? — Wie man in den Kirchen hin und wieder als Symbol der Dreieinigkeit ein Dreieck mit einem Auge abgebildet sieht, so werden die Finger als eine leibhaftige Dreieinigkeit gezeigt und, wie das Volk sagt, *aus fünfen gezogen.*

Daher denn in der Sprache des Volks *Hand* und *Fünfe* geradezu gleichbedeutend geworden ist. Wenn man einem die Hand drauf gibt, so gibt man ihm *Fünfe drauf* — wenn man einem eine Ohrfeige gibt, so *thut man ihm fünfe aus* —

wenn der französische Vater seinem Sohne zwei Ohrfeigen erteilt, so gibt er ihm *cinq et quatre,* das heisst eine mit der flachen Hand und eine andere mit dem Handrücken (wo bloss vier Finger treffen) — wenn der Grieche einem Türken flucht, so ruft er ihm zu *'νά πέντε 'ς τὰ 'μάτιά σου,* das heisst, *möchten dir die Fünfe in die Augen [fahren]* und streckt die fünf Finger aus wie Proteus, als er seine Robben zählte.

Wie wenn daher auch eine römische III nicht drei abstrakte Striche, sondern drei lebendige Finger, und, wie die Engländer sagen, drei *Digits* bedeutete, obwohl dieses Wort gegenwärtig nicht mehr die Einheiten selber, sondern die Ziffern von eins bis neun auszudrücken pflegt? Wie wenn alle Ziffern aus Dingen hervorgegangen wären, die wie die Hände und die Finger natürliche Zahlen sind? Ein Uhr nach Mittag oder nach Mitternacht nennt der Italiener *il Tocco,* das heisst den Schlag, weil die Uhr bloss einmal schlägt; und bei der Tombola pflegt das römische Volk die Zahl Zwei durch *le gambe della donna,* die Beine des Weibes zu umschreiben. Die Duale sind reichlich gesät, dieser ist dem Volke gerade im Gegensatz zum männlichen Geschlecht charakteristisch. Ha! Mein Mathematiker glaubte wohl recht einfach zu sein, indem er die Ziffern aus geraden Linien zusammensetzte; aber über die Einfachheit der Natur, die uns ohne Worte sprechen und zählen lehrt und die uns die Ziffern mit den Zahlwörtern an die Hand gegeben hat, geht doch keine Schrift der Welt.

Sach-Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

R.

S.

T.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

